

NORBERT GROEBEN

Literaturpsychologie

Literaturwissenschaft
zwischen
Hermeneutik und Empirie

VERLAG W. KOHLHAMMER
STUTT GART BERLIN KÖLN MAINZ

72-8210

Universitätsbibliothek
Saarbrücken

Alle Rechte vorbehalten
© 1972 Verlag W. Kohlhammer GmbH
Stuttgart Berlin Köln Mainz
Verlagsort: Stuttgart
Umschlag: hacc
Gesamtherstellung: W. Kohlhammer GmbH
Grafischer Großbetrieb Stuttgart
Printed in Germany
ISBN 3-17-234 071-6

JPA

Inhalt

Benutzungshinweise	7
1. Einleitung: Problemstellung	9
Das klassische Begriffsnetz	9
Die Wissenschaftsstruktur der Psychologie	13
Psychologie in Hilfsfunktion oder als Grundlegung?	20
I. HISTORISCH-METHODISCHER TEIL	
A. PSYCHOLOGISCHE HEURISTIK	26
2. Personzentrierte Produktionsanalyse	27
Biographie und Literatur	27
Psychologie und Biographie	32
Klassische Biographiesparten	37
3. Künstlerische Persönlichkeitsstrukturen	44
Psychose und Neurose	44
Konstruktive Persönlichkeitsmerkmale	52
Identifizierung und Entwicklung von Kreativität	61
4. Kreative Prozeß- und Produktqualitäten	63
Prozeßanalyse	63
Anomale Bewußtseinszustände	68
Allgemein-kreative Produktmerkmale	74
Rezeption und Leservariablen	77
B. PSYCHOLOGISCHE WERKINTERPRETATION	84
5. Voraussetzungen	84
Klassifikation und Echtheitsproblematik	84
Psychologische Inhalte ?	89
Modellimplikationen	94
6. Interpretationsverfahren	100
Der Produktionsprozeß	100
Interpretationsmethodik	107
Anwendung	122
7. Inhalte und Funktion	128
Funktionsbestimmung	133

II. SYSTEMATISCH-WISSENSCHAFTSTHEORETISCHER TEIL

C. ZUR EMPIRISCHEN GRUNDLEGUNG DER LITERATURWISSENSCHAFT	138
Das Verhältnis der 3 Verschränkungsstufen	138
8. Die Notwendigkeit einer empirischen Grundlegung	144
Der ästhetische Aspekt: Konkretisation als (Re)produktion	144
Methodenkrise und konsequente Literaturtheorie	156
9. Die methodologische Struktur einer empirischen	
Literaturwissenschaft	167
Basisproblem: das subjektive Verstehen	167
Realitätsprüfung: Empirische Objektivität	175
Material-objektive Verfahren	175
Erhebung der Werkkonkretisation	183
Hermeneutische Verfahren: Konstruktgenerierung	194
Deskriptive (werkimmanente) Konstrukte	195
Explikative (werktranszendente) Konstrukte	200
10. Modellschema der empirischen Literaturwissenschaft	214
Anmerkungen	217
Literaturverzeichnis	222
Kombiniertes Sachregister und Glossar	243
Namenregister	263

Benutzungshinweise

Die vorliegende Arbeit ist als Diskussions- und Arbeitsbuch konzipiert: die systematische Analyse der bis heute vorliegenden Verschränkungen von Psychologie und Literaturwissenschaft sowohl auf inhaltlicher (Abschnitt A) als auch auf methodischer Ebene (Abschnitt B) will dem Lehrenden, Lernenden und dem Forschenden eine *Arbeitsgrundlage* bieten, indem der sachlogische und methodische Standort der verschiedenen Aspekte angegeben wird. Dieses Klassifikationsmodell stellt also den Rahmen für ein systematisch-kritisches Sammelreferat dar, das die wichtigsten inhaltlichen Ergebnisse und methodischen Verfahren auf der wissenschaftstheoretischen Basis der gegenwärtigen hermeneutischen Literaturwissenschaft vorlegt und zusammenfaßt (Teil I). Dabei werden immer wieder die Spannungspole der Verbindung von Psychologie und Literaturwissenschaft deutlich: Empirie und Hermeneutik (vgl. Untertitel). In bezug auf diese Polarität hätte besonders die Darstellung der Interpretationsmethoden psychologischer (d. h. hier tiefenpsychologischer) Provenienz sehr viel kritischer gehalten werden können; ich erhoffe mir aber von der relativ distanzierten Explikation der Voraussetzungen dieser Interpretationsverfahren, daß der Literaturwissenschaftler im eigenen kritischen Weiterdenken die Analyse als paradigmatischen Fall für die Voraussetzungsbelastung hermeneutischer Literaturbetrachtung überhaupt akzeptiert. Der zweite Teil (Abschnitt C) versucht dann die Spannung in Richtung auf eine Empirisierung der Literaturwissenschaft aufzulösen: diese wissenschaftstheoretische Reflexion versteht sich als Skizzierung einer zukünftigen Wissenschaftsentwicklung und assimiliert empirisch-methodologische Aspekte der Psychologie. Der Modellentwurf einer empirischen Literaturwissenschaft, der alle bisher bekannten Zugangsweisen zu integrieren versucht, bedarf selbstverständlich der interdisziplinären Kommunikation (von Literatur-, Sprachwissenschaftlern, Psychologen etc.) und ist daher als *Diskussionsvorschlag* gedacht.

Eine detaillierte Darstellung aller psychologischen Inhalte von Grund auf hätte enzyklopädische Ausmaße angenommen und schien mir daher nicht sinnvoll, um den Gesamtentwurf nicht in der Konzeptionslosigkeit der Teilkonzepte untergehen zu lassen. So konzentriert sich die Literatúrauswahl bezüglich der inhaltlichen Aspekte auf Überblickswerke, von denen aus eine weitere Einarbeitung in spezielle Probleme jederzeit möglich ist. Die methodologische Literatur wurde, so weit in Deutschland greifbar, relativ umfassend, aber kritisch herangezogen: rein wiederholende sowie theoretisch überholte

Arbeiten wurden nicht einbezogen. Schwierigkeiten bei der Lektüre können (wie immer bei interdisziplinären Ansätzen) dadurch entstehen, daß sich der Literaturwissenschaftler ungewohnten Begriffen der Psychoanalyse und empirischen Methodologie, der Psychologe wiederum ebensolchen Begriffen und Konzepten der Literaturwissenschaft und Literaturtheorie gegenüberstellt. Eine Erleichterung soll hier das Glossar am Schluß bieten, das alle relevanten Begriffe noch einmal kurz erklärt; die häufigen Verweisungen zwischen den Worterklärungen sollen dabei die konzeptuelle Verschränkung der einzelnen Begriffe noch deutlicher herausheben, als das in der diskursiven Textgestaltung selbst möglich war. Der systematisierende Betrachtungsaspekt mag allerdings auch innerhalb des Textes zu einer gewissen Dichte und Abstraktheit geführt haben, die aber um der Klarheit und Stringenz der meta-methodischen Grundstruktur willen zu akzeptieren war; ich habe versucht, der Lesbarkeit durch extensiven Gebrauch von Untertiteln und Kursivdruck entgegenzukommen: so sind jederzeit systematischer Standort und wichtigste Ergebnisse rekonstruierbar. Ich hoffe, daß sich auf diese Weise die Arbeits- und Dialogfunktionen des Buches zu optimaler Effizienz verbinden, die zu einem sachlichen Fortschreiten in Richtung auf eine modernen Anforderungen genügende *Wissenschaft von der Literatur* beitragen kann.

Münster, im Herbst 1972

N. G.

1. Einleitung: Problemstellung

Das klassische Begriffsnetz

Mit dem Begriff *Literaturpsychologie* assoziierte *Fragestellungen* gehören zu den *ältesten*, die bei der Behandlung des Phänomens literarischer Werke dem rational reflektierenden Menschen eingefallen sind. So z. B. die Fragen nach den persönlichen Anstößen und Erlebnissen eines Autors in Richtung auf ein literarisches Werk, nach dem Werke im Dichter, d. h. dem Schaffensprozeß sowie der biographischen Einbettung, nach der einzelnen Dichtergestalt, nach der allgemeinen künstlerischen Schaffenskraft überhaupt etc. Solche und ähnliche Probleme waren zu Beginn des literaturwissenschaftlichen Forschens dessen legitime Aufgabenstellungen (vgl. WILPERT 1964); diese Fragen sind im Laufe der Zeit um eine kaum überschaubare Anzahl von Dimensionen erweitert worden: von der Frage nach dem »Irrsinn des Genies« über die dichterische Neurose oder drogenbeeinflusste Produktivität bis hin zur Psychoanalyse des Literaten, seines Werkes, seines Lesers. Die *wissenschaftliche Rezeption dieser Probleme* und ihrer potentiellen Ergebnisse aber ist *außerordentlich widersprüchlich*: Die Fülle der möglichen Perspektiven ist fast unüberschaubar; eine bereinigende Systematisierung, die die Relation der Fragestellungen zueinander angeben könnte, existiert nicht. Jede einzelne Perspektive verabsolutiert die von ihr aufgedeckte Dimension des Gegenstandsbereichs Literatur (vgl. ROBACK 1955, 869), und alle Perspektiven zusammen hindern sich auf diese Weise gegenseitig bei der Anerkennung ihrer Berechtigung. Immer wieder wird darauf hingewiesen, daß Literatur und Psychologie denselben Gegenstand haben, nämlich den Menschen im weitesten Sinne (vgl. z. B. ROBACK 1955), aber die Berechtigung der Psychologie, etwas über Literatur auszusagen, bzw. die Frage, welche Geltungsbreite solche Aussagen haben können, ist nach wie vor umstritten. Kurz gesagt: *psychologische Fragestellungen in bezug auf Literatur gibt es übergenug, eine Literaturpsychologie gibt es nicht.*

Methodologische Probleme

Diese Situation ist durch eine *Konvergenz mehrerer Schwierigkeiten* bedingt: Psychologie bezeichnet eine Wissenschaft mit einem vorgegebenen Gegenstandsbereich, dem Menschen und seiner Psyche (qua Verhalten und Erleben); die Zusammensetzung Literaturpsychologie deutet danach eine Spezifikation im Gegenstandsbereich an, wobei aber dieser für die Psychologie spezielle Gegenstand wiederum als um-

fassender Gesamtgegenstand für eine andere Wissenschaft dient: die Literaturwissenschaft. Damit bedeutet ›Literaturpsychologie‹ nicht nur eine Spezifikation des Gegenstandsbereichs, sondern zugleich eine Übertragung einzelwissenschaftlicher Modelle auf einen Bereich, in dem sich eine andere Einzelwissenschaft bereits – mit genuiner Berechtigung – etabliert hat. (Der historische Ablauf mag anders gewesen sein, dies ist lediglich eine systematisierende Aussage.) Der Grund für dieses Dilemma liegt in der Mehrdimensionalität des Gegenstandes, eben der Literatur; die Mehrdimensionalität wird zwar vom Literaturwissenschaftler selbst akzentuiert und anerkannt, doch stellt sie für ihn sowohl Chance wie Ärgernis dar: einerseits die Möglichkeit zu umfassender Theorienbildung, andererseits die Gefahr, daß andere Wissenschaften ebenfalls Teile dieses Gegenstands beanspruchen und damit in ›sein‹ des Literaturwissenschaftlers, Gebiet eindringen. Die Literaturwissenschaft steht so seit jeher an einer exponierten Stelle im interdisziplinären Wissenschaftssystem: mit der (durchaus legitimen) Tendenz, ihr Forschungsgebiet durch Einbeziehung möglichst vieler Aspekte auszuweiten, kämpft sie auf der Gegenseite permanent gegen den Einbruch anderer Disziplinen in ihr Gebiet und den damit verbundenen ›Reduktionismus‹ literarischer Phänomene durch a-literaturwissenschaftliche Fragestellungen an. Die darin liegenden Gefahren sind deutlich: Die Mehrdimensionalität des (literarischen) Gegenstands kann zu einer Ausweitung der Forschungsperspektiven mit Hilfe von – laienhaften – Alltagskonzepten verführen, und die Verteidigung des literaturwissenschaftlichen Gegenstandsbereichs kann leicht, wie jede Defensivität, zu dogmatisch geraten. Daß manche Literaturwissenschaftler diesen Gefahren bisweilen erlegen sind, dürfte unzweifelhaft sein; solche Fehler nachzuweisen, kann aber nur eine Funktion haben, wenn es innerhalb einer konstruktiven Neuordnung und damit Systematisierung der Perspektivenrelationen untereinander geschieht. Eine solche Systematisierung wird also – von der Sicht der Literaturwissenschaft aus – eine interdisziplinär beispielhafte Assimilationsleistung fremder Forschungsmodelle zu bieten haben¹ und – von den angrenzenden Einzelwissenschaften aus – eine kritische Überprüfung des eigenen Geltungsanspruchs für literaturwissenschaftliche Problematik leisten müssen.

Damit sind in einem ersten Zugriff sowohl die Richtung einer Analyse, die sich beim gegenwärtigen Stand ›Literaturpsychologie‹ nennen dürfte, sowie die Ansprüche an sie deutlich geworden: es kann sich nur um eine systematische Klassifikationsanalyse handeln (vgl. erste zaghafte Ansätze bei MÜLLER-FREIENFELS 1922), die in interdisziplinärer Verschränkung die Eigenarten aller beteiligten Forschungsperspektiven soweit wie möglich berücksichtigen und aufeinander abstimmen sollte. Dadurch wird aber auch schon die nächste Dimension von Schwierigkeiten akut: Nach klassischem wissenschaftstheoretischen Verständnis,

das den Wissenschaftsbezeichnungen von heute noch weitgehend unterliegt, definiert sich eine Wissenschaft immer aus ihrem Gegenstand heraus; die Überschneidungen von Gegenstandsbereichen aber zeigen eine Konsequenz auf, die wissenschaftstheoretische Analysen mittlerweile auch durchwegs gezogen haben: Eine Einzelwissenschaft wird nicht nur durch ihren je spezifischen Objektbereich, sondern auch durch die zu dessen Untersuchung eingesetzte Methodologie konstituiert (vgl. DIEMER 1962, 481). Somit treffen im Problembereich einer Literaturpsychologie auch zwei Methodensysteme mit eigenständiger Entwicklung aufeinander. Dabei hat sich die Literaturwissenschaft bis vor kurzem praktisch ausschließlich im Bereich hermeneutischer Geisteswissenschaften entwickelt, während die Psychologie mehr (wenn auch nicht ausschließlich) in Anlehnung an die empirische ›Naturwissenschaft‹ entstanden ist. Diese Unterschiede sind als Voraussetzungen später noch genauer darzulegen; sie bilden den Ordnungshintergrund für alle Klassifikationsbemühungen im einzelnen. Ihre Berücksichtigung ist für eine adäquate Problemstellung unerlässliche Voraussetzung.

Klassische Fragestellungen

Auch die historisch manifesten Probleme der Relation von Literaturwissenschaft und Psychologie entspringen hieraus: *Positivismus* und *Psychologismus*. Positivismus stellt dabei das weitere Konzept dar und bezeichnet in der Literaturwissenschaft das Postulat, Dichtung aus den sie bedingenden Faktoren rein faktueller Realität zu erklären (biographische, historische, stoffanalytische Details; vgl. R. WELLEK 1965). Positivismus hat in der Literaturwissenschaft mittlerweile einen eindeutig (negativ) wertenden Beigeschmack: Er wird als gegenstands-inadäquate Übernahme ›naturwissenschaftlicher‹ Forschungsprinzipien in die Geisteswissenschaft angesehen (zu den rückläufigen Tendenzen vgl. Teil C). Darunter fällt besonders die Substituierung des Kausalprinzips (in der oben genannten bedingungsanalytischen Version) und die analytische Ausrichtung, die das ›positiv‹ Gegebene der Literatur, das allerdings vielfach erst erschlossen wird, zerlegt. Ob das wiederum eine adäquate Rezeption der sog. Naturwissenschaft darstellt, wird unten bei der wissenschaftstheoretischen Struktur empirischer Wissenschaften geklärt werden. Zweifellos berechtigte Kritik und Ablehnung haben die auf diesem Hintergrund entstandenen *Auswüchse* erfahren: *Biographismus* und *Historismus*. Im Historismus werden ausschließlich Fakten aus dem Entstehungsumfeld (bzw. Wirkungsbereich) des literarischen Werks untersucht, ohne daß die Notwendigkeit von Theorie oder Kriterien für die wissenschaftliche Analyse akzeptiert würde (›Faktualismus‹; R. WELLEK 1965, 183). Der Biographismus impliziert dieselben Restriktionen, nur mit dem Ziel der Untersuchung des individuellen Autorlebens (vgl. MAREN-GRISEBACH 1970, 11 f.). Er

wird gewöhnlich ebenso als Folge von (bzw. Zeichen für) Positivismus wie Psychologismus angesehen; denn der Psychologismus ersetzt die objektivistische Reduktion des Positivismus durch (ebenso positivistische, aber speziellere) subjektive Faktoren: totale Erklärung der Dichtung durch Rückführung auf die subjektiven Elemente beim Schaffensvorgang (vgl. LEIBFRIED 1970, 130 ff.). Der spezifisch literarische Sinngehalt wird dabei für den Literaturwissenschaftler unzulässig in einzelne Bewußtseinsakte aufgelöst (LEIBFRIED 1970, 131). Die verschiedenen, aufgezählten -ismen sind Ausdruck für die Verteidigungshaltung des Literaturwissenschaftlers; die Gefahr, die er dabei sieht, läßt sich unter einem neuen (allgemeinen) -ismus subsumieren: *Reduktionismus!* Will man den Anforderungen für eine interdisziplinäre Verschränkung genügen, die keine der beteiligten Seiten beschneidet, so wird man hier das legitime Ziel einer literaturwissenschaftlichen Methodenlehre beachten müssen, nämlich Psychologie in einer Hilfsfunktion einzusetzen. Literaturpsychologie als *systematisch-methodologische Analyse* steht daher notwendig im Spannungsverhältnis zwischen den beiden Polen: *Assimilation – Reduktion*. Und das in einem gegenseitigen Interdependenzverhältnis: was für die eine Seite Assimilation darstellt, birgt für die andere die Gefahr der Reduktion. An der Entscheidung, welche Funktion der Psychologie für die Literaturwissenschaft zugeschrieben wird, hängen für den Literaturwissenschaftler auf diese Weise immer auch literaturtheoretische Konsequenzen. Die systematische Klassifikation hat daher die unterschiedlichen Voraussetzungen zu explizieren und mit dem *Rückgriff auf die wissenschaftstheoretische Analyse* zu begründen; nur auf diesem Weg ist eine dem heutigen Wissenschaftsstand angepaßte modernere Problemstrukturierung zu erreichen, die die historisch manifesten Probleme (des Positivismus und Psychologismus) in den notwendigen wissenschaftstheoretischen Rahmen stellt und damit eventuelle Reduktionen bei der interdisziplinären Verschränkung vermeidet, andererseits auch neue Verbindungsmöglichkeiten – besonders auf methodologischem Gebiet – mit allen (literaturtheoretischen) Konsequenzen aufzeigen kann.

Dabei ist als besondere Schwierigkeit zu beachten, daß sowohl Literaturwissenschaft wie Psychologie eine voneinander unabhängige Entwicklung durchgemacht haben. Besonders die Psychologie ist, bedingt durch die biologisch-geistige Spannweite ihres Gegenstandes, auf praktisch alle möglichen wissenschaftstheoretischen Grundlagen gestellt worden: Der Verhaltensaspekt hat zur »naturwissenschaftlichen« Einordnung geführt (vgl. Psychophysik, Behaviorismus etc.), der Sinnaspekt zur »geisteswissenschaftlichen« Begründung (Verstehenspsychologie von DILTHEY bis SPRANGER); auch die Konzeption der Psychologie als Wissenschaft »sui generis« fehlt nicht (vgl. A. WELLEK 1953). Nun sieht naturgemäß die jeweilige Problemlandschaft der Verschränkung

von Psychologie und Literaturwissenschaft je nach dem Zeitpunkt der Berührung verschieden aus: So ist es nicht verwunderlich, daß die Literaturwissenschaft immer noch einen Positivismusbegriff vertritt, der eben durch die mittlerweile längst überholten Implikationen des Positivismus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als naturwissenschaftlich ausgerichtete Forschungsintentionen in die Philologie eindringen, definiert ist (Kritik s. u.). Das Gegenüberstellen von aneinander angrenzenden bzw. einander überlappenden Einzelwissenschaften auf zeitlich verschobenen Entwicklungsstufen aber ist kaum sinnvoll.

Da die Literaturwissenschaft im großen wissenschaftstheoretischen Rahmen auf jeden Fall innerhalb einer hermeneutisch begründeten Wissenschaftskonzeption verblieben ist, ist zur Bereinigung des Problemhorizonts zunächst eine kurze *Skizzierung der wissenschaftstheoretischen Struktur der heutigen Psychologie* nötig.

Die Wissenschaftsstruktur der Psychologie

Hermeneutische und empirische Wissenschaften unterscheiden sich hauptsächlich in der Dimension der *Geltungsbegründung* (siehe unten und Glossar) ihrer Aussagen: Die empirische Wissenschaft kennt im Normalfall eine ausgeprägte methodologische Reflexion über die Realitätsprüfung ihrer Theorien bzw. Hypothesen. Um den Standort der heutigen Psychologie in diesem Problembereich zu kennzeichnen, bietet sich die Analyse des *Verhältnisses von Literatur und Psychologie* an, dessen Bestimmung ja der bisher thematisierten Relation von Psychologie und Literaturwissenschaft logisch vorgeordnet ist. So ist nicht nur an einem der allgemeinen Fragestellung subsumierbaren Beispiel die zentrale wissenschaftstheoretische Dimension der Realitätsprüfung aufzeigbar, sondern gleichzeitig auch zu klären, wie der Begriff Literaturpsychologie als Psychologie der Literatur verstanden werden soll: im Sinn eines genitivus subiectivus oder obiectivus. Wir können also versuchen, die Struktur einer Psychologie über Literatur (obiectivus) am Beispiel der Möglichkeit von psychologischer Erkenntnis aus Literatur (subiectivus) abzuklären.

Erkenntnis aus Literatur?

Als Einzelwissenschaft hat sich die Psychologie erst seit dem Ende des 19. Jahrhunderts durchgesetzt; gewöhnlich wird als Stichdatum 1875 – Einrichtung des ersten psychologischen Laboratoriums durch WUNDT – angenommen. Vor dieser Zeit war psychologische Erkenntnis Sache des Philosophen, aber auch aller anderen mit dem Menschen Befassten: Mediziner, Politiker und auch (und in der kulturellen Provinz der Genieästhetik besonders) des Dichters. Die Einstellung, daß

aus *Literatur psychologische Erkenntnis* zu gewinnen ist, stellt eine Version des Verhältnisses von Literatur und Psychologie dar, die auch noch in die Zeit der Psychologie als Einzelwissenschaft hineinreicht. Auf seiten der Psychologen setzt sie eine bestimmte wissenschaftstheoretische Position voraus, die auf der Grundlage anthropologischer Voraussetzungen eine geisteswissenschaftliche Psychologie verfolgt, welche aber heute als überholt gilt (vgl. unten). Vom psychologischen Laien — und dazu gehört in vielen Fällen auch der Literaturwissenschaftler — wird diese Einstellung weitgehend implizit noch mitgeschleppt. Daß es sich hier um Ausläufer der Genieästhetik handelt, zeigen die Postulate über die Person des Dichters, die zur Konstituierung von Erkenntnis aus Literatur notwendig sind. Wissenschaftstheoretisch gesehen verlegt eine solche Erkenntnisgewinnung aus dem literarischen Werk die Geltungsprüfung der psychologischen Theorie in das Kunstwerk (GROEBEN 1968). Dabei wird dem Künstler implizit ein Erkenntnisvorsprung vor dem normalen Menschen zugewilligt: »denn die Dichter meistens gedrängte Erfahrung« (BEHN 1953, 582). Die *Erkenntnisbegründung* aber liegt damit in den Kriterien für das Vorliegen eines *Kunstwerkes*; denn es ist ja nur einem »wirklichen« Künstler dieser Erkenntnisvorsprung zugestehen. Über die Schwierigkeiten der kriterialen Festlegung eines Kunstwerks dürfte nun aber der Literaturwissenschaftler besser Bescheid wissen als der Psychologe, weswegen die Literaturwissenschaft heute an diesem Punkt der Argumentenkette die Genieästhetik explizit aufgibt. Die von literaturwissenschaftlichen Laien — Psychologen eben — vorgebrachten Lösungsansätze haben denn auch logische Mängel: So postuliert BUYTENDIJK (1966, 12) mit BINSWANGER die psychologische Erkenntnisart der »Begegnung mit dem menschlichen Dasein im anderen« und entdeckt eine Identität mit dem künstlerischen Transzendieren über das Erscheinende hinaus. BEHN (1953, 554 ff.) findet in der Dichtung die psychischen Qualitäten erfaßt, die seiner Meinung nach bei der Quantifikation der modernen empirischen Psychologie verlorengehen: »Eine quantitative und exakte Verrechnung betrifft einen Sachverhalt im psychischen Felde nur zum geringen Teil.« (1953, 556). Beiden Argumenten gemeinsam ist, daß psychologischer Erkenntnisweg und künstlerische Werkkriterien nicht unabhängig voneinander definiert werden, so daß ein logischer (kein hermeneutischer) Zirkel vorliegt; trotz dieser argumentationsimmanenten Schwierigkeiten wird das *literarische Werk in der Funktion der Realitätsprüfung innerhalb* des (nur noch historisch relevanten) Konzepts einer *anthropologisch-ausgerichteten Verstehenspsychologie* zugelassen. Damit ist aber der Anspruch einer sprachtranszendenten Geltungsprüfung nicht erfüllt, der als zentrales Kriterium einer empirischen Psychologie gilt (s. u. »empirische Wissenschaftsstruktur«).

Gibt man die Voraussetzung des dichterischen Erkenntnisvorsprungs

(»gedrängte Erfahrung«) auf, so läßt sich eine — allerdings eingeschränkte — Funktion der Literatur für Psychologie dennoch aufrecht erhalten. Dann ist nur noch eine minimale Voraussetzung zu postulieren: die »Identität des betrachteten Gegenstandes« (H. D. SCHMIDT 1959). Akzeptiert man dieses Postulat, so lassen sich literarische Beispiele als Explikationen für psychologische Begriffe verwenden. Das erscheint besonders bei der Neufassung von Fachausdrücken relevant; die entsprechende phänomenanalytische Bemühung (HOLZKAMP 1964), die alle mit einem speziellen Begriff gemeinten Phänomene intersubjektiv verdeutlichen soll, läßt sich als Definition durch Hinweis klassifizieren. *Literatur in der Funktion der Definitionsbilfe für Psychologie* (Beispiel KOHLER 1938) wird allerdings in der neueren Psychologie sehr selten verwendet; die Gründe lassen sich nur hypothetisch angeben: Die wissenschaftliche Epissprache (einzelwissenschaftliche Fachsprache) hat dem Kriterium der Intersubjektivität zu genügen und daher maximal präzise, eindeutig und kommunikativ zu sein. Diese Charakteristika zeigt gerade die moderne Literatursprache überhaupt nicht (vgl. Teil II, »Ästhetik«), weswegen sie kaum einsetzbar ist. Klassische Literaturwerke gehen aber überwiegend nicht auf die für eine moderne Einzelwissenschaft Psychologie relevanten Phänomene ein.

Geht man mit den Annahmen hinsichtlich des literarischen Werks wieder ein Stück weiter vor, so läßt sich noch eine weitere Funktion für die Psychologie ansetzen: literarische Erkenntnis als Heuristik für psychologische. Nun sind die empirischen Realwissenschaften darauf ausgerichtet, Gesetze aufzustellen. Für Gesetze ist eine der Minimalbestimmungen, daß sie ein »realitätsintegrierendes Pattern« (BUNGE 1967) darstellen, also nicht den Gegenstand bloß widerspiegeln, sondern eine die Komplexität und Mannigfaltigkeit vereinfachende theoretische Struktur an ihm abheben; will man die literarische Darstellung als Heuristik für die Wissenschaft (und ihre Gesetze) ansetzen, so ist von ihr ebenfalls eine solche Realitätsintegration zu fordern. Eben dieses Postulat sieht EHRENSTEIN (1930, 314) durch die Literatur voll und ganz erfüllt; für ihn bietet der Dichter »typischere Wirklichkeit« (als das Leben) und konstituiert so — auch unter dem Gesetzesaspekt — eine identische Gegenstandsdarstellung von Literatur und Wissenschaft. Als Konsequenz sollte der psychologische Wissenschaftler nicht an den Erkenntnissen der Literatur vorbeigehen, wenn er sie auch nur als Heuristik, d. h. zur Aufstellung von Hypothesen verwenden kann; die Geltungsprüfung der so gewonnenen Hypothesen (zur Überführung in empirisch bestätigte Gesetze) bleibt der empirisch arbeitenden (experimentellen) Einzelwissenschaft vorbehalten (vgl. als Beispiel solcher Heuristikensammlung KIELL 1959; auch LEVITAS 1963). Gegen eine solche Verhältnisdefinition von Literatur und Psychologie unter dem Erkenntnisaspekt dürfte der Psychologe kaum etwas einzuwen-

den haben; inwiefern der Literaturwissenschaftler die *Analogie zwischen der Struktur literarischer Werke und der wissenschaftlicher Gesetze* akzeptieren kann, muß zumindest *fragwürdig* bleiben. Eine Entscheidung ist hier allerdings nicht nötig, da die neueren wissenschaftstheoretischen Diskussionen über das Aufstellen von Hypothesen in eine gänzlich andere Richtung gehen: Hier wird hauptsächlich die sog. emanzipatorische Relevanz (vgl. HABERMAS 1968; HOLZKAMP 1970 a) diskutiert, d. h. inwiefern eine bestimmte (psychologische) Forschung zur Stärkung des Individuums gegen die Zwänge der geltenden Herrschaftsstrukturen beiträgt oder nicht. Es geht also um inhaltliche Kriterien, die gerade die subjektive Beliebigkeit beim Aufstellen von wissenschaftlichen Hypothesen in Richtung auf eine größere gesellschaftliche Verantwortlichkeit einschränken sollen; daher hat Literatur als Heuristik für Psychologie z. Z. keine praktische Bedeutung.²

Empirische Wissenschaftsstruktur

Die Einordnung von Literatur als potentieller Heuristik für Psychologie mag zwar keine pragmatische Bedeutung haben, ist dafür aber theoretisch relevant: Sie zeigt die konstruktiven Trennungen zwischen empirischer und hermeneutischer Wissenschaft auf. Die moderne *Psychologie* versteht sich dabei eindeutig als *empirische Sozialwissenschaft* und sieht dementsprechend die Analysen der nichthermeneutischen Wissenschaftstheorie als für sich bedeutsam an: Die z. Z. relevanten Richtungen sind dabei hauptsächlich die analytische Wissenschaftstheorie (vgl. STEGMÜLLER 1969/70) in der Nachfolge des logischen Empirismus (vgl. FEIGL et al. 1956; 1958; 1962), der sich aus dem Wiener Neopositivismus entwickelt hat (vgl. KRAFT 1950), der kritische Rationalismus (vgl. LAKATOS & MUSGRAVE 1970), der eine Weiterentwicklung der POPPERSCHEN Position darstellt (POPPER 1966), der Konstruktivismus (HOLZKAMP 1968 in der Nachfolge von MAY 1943 und DINGLER 1923) sowie die dialektische Wissenschaftstheorie (vgl. HABERMAS 1963; 1964; 1967; 1968; ADORNO 1962; 1969), die auch von hermeneutischer Basis aus Kritik an den empirischen Wissenschaften übt (vgl. als übergreifende Darstellung z. B. WOHLGENANT 1969). Der Unterschied zwischen hermeneutischer und empirischer Wissenschaft in bezug auf die Überprüfungsart von wissenschaftlichen Aussagen liegt in der Lösung des Problems der Intersubjektivität (der Überprüfung). Die *empirischen Wissenschaften* suchen die *Intersubjektivität* zu sichern, indem sie die *Beobachtung von sog. äußerer Wirklichkeit* voraussetzen, sich also auf *sinnliche Erfahrung* (i. w. S.) beschränken. Die kontrollierte, sprachtranszendente Wahrnehmung und Registrierung von Ereignissen bzw. Verhaltensweisen als Realitätsprüfung ermöglicht eine im Optimalfall beliebig wiederholbare Nachprüfung durch beliebig viele Beobachter. Dagegen ermöglicht eine rein subjektive Überprüfung lediglich einem einzigen Beobachter eine Feststellung

über den Wahrheitswert einer Aussage. Diesem Intersubjektivitätskonzept hält der Hermeneutiker gewöhnlich den Einwand entgegen, daß der je individuelle Forscher ja nur über seine eigenen Wahrnehmungen, also die innere Wirklichkeit Auskunft geben kann. Von hier sei die in der Wissenschaftstheorie der empirischen Einzeldisziplinen aufgestellte Forderung nach öffentlicher (prinzipiell überprüfbarer) Wissenschaft gar nicht zu erfüllen, da sie notgedrungen »privat« sei. Um sich nicht eines apsychologischen Objektivismus (als erkenntnistheoretisch naivem Realismus) schuldig zu machen, wird man unter Berücksichtigung dieser Argumentation Aussagen über äußere Wirklichkeit als einen Betrachtungsaspekt verstehen müssen: Es werden Aussagen über behauptete Außenweltgegenstände gemacht (vgl. WOHLGENANT 1969, 116 ff.); die intersubjektive sinnliche Überprüfung solcher Außenweltgegenstände als maximal theoriefreie Erfahrung approximiert nur deren Wahrheitswert, d. h. scheidet zwischen berechtigten und nichtberechtigten Erkenntnisansprüchen. Im Gegensatz dazu kennt die Forderung nach subjektiver Prüfbarkeit nur das Kriterium der Nachvollziehbarkeit; in bezug auf das inhaltliche Wissenschaftssystem bleibt damit für die hermeneutischen Wissenschaften nur das Ziel der Stimmigkeit und im wissenschaftlichen Kommunikationsprozeß das Konsensuskriterium, das über Annahme oder Ablehnung von Theorien entscheidet. Stimmigkeit und Konsensus werden, obwohl die Irrtumsmöglichkeit (auch wenn Evidenzgefühle vorliegen) psychologisch gesichert ist, als ausreichend angesehen, da es sich bei hermeneutischen Wissenschaften zumeist um eine Gegenstandskonstituierung im Rahmen sprachimmanenter Sinnbezüge (der Wissenschaft) handelt (vgl. zur Kritik unten). Dieses Argument wird auch an zentraler Stelle von den Vertretern einer geisteswissenschaftlichen Psychologie angeführt; die Konsequenz aber wäre eine Dichotomisierung innerhalb der psychologischen Wissenschaft, da die Akzeptierung dieser Argumentation zu zwei Wahrheitsbegriffen in der Erforschung ein und desselben Gegenstands führen würde (vgl. GROEBEN 1970 d). Daher hat sich in der modernen *Psychologie der engere Erfahrungsbegriff der empirischen Wissenschaften* durchgesetzt, der eine intersubjektive Prüfbarkeit und damit (sprach- und) *theorietranszendente Geltungsprüfung* ermöglicht. Psychologie als empirische Sozialwissenschaft versteht sich also als auf intersubjektive, (i. w. S.) sinnliche Erfahrung ausgerichtete Wissenschaft vom Menschen, die dessen soziale Einbettung mitberücksichtigt: Sie postuliert also nicht allein seine (»biologischen«) Verhaltensweisen, sondern durchaus auch die geistige Tätigkeit (bzw. Teilaspekte der »Kulturgüter«, für die immer wieder eine spezifisch geisteswissenschaftliche Psychologie als notwendig verlangt wurde) als legitimen Forschungsgegenstand. Die Forderung nach objektiven, präzisen und informativen (nicht metaphysisch-spekulativen) Theorien führt allerdings zu der strengen Form der Geltungsbegrün-

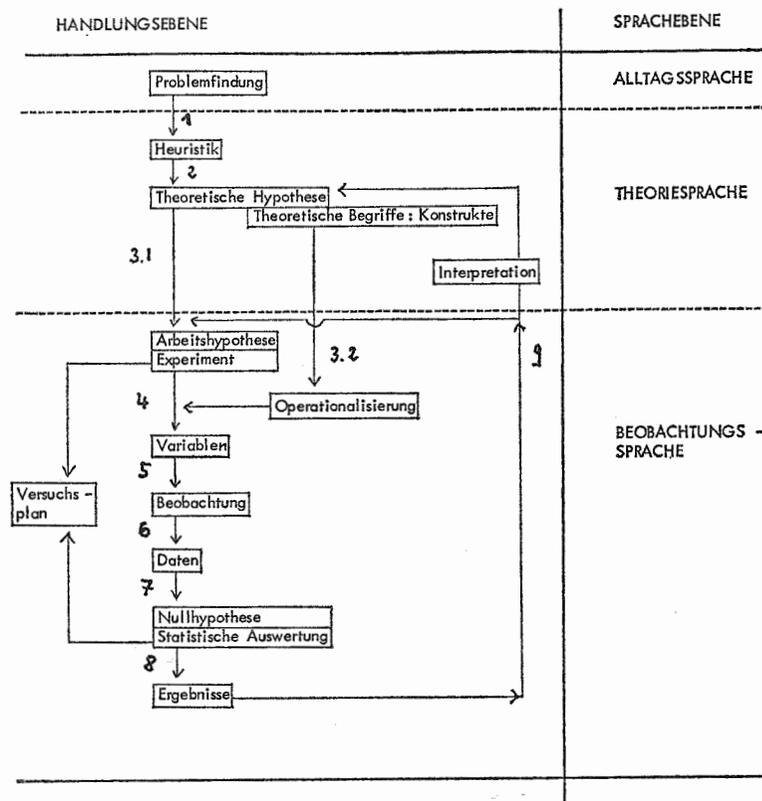


Abb. 1: Generierungsschema des empirischen Forschungsprozesses. Das Generierungsschema stellt – idealisierend-normativ – den Ablauf empirischer Forschung dar: Die *Problemfindung* und damit die Entscheidung, über welche inhaltliche Gebiete der jeweilige Wissenschaftler nun forschen will, hängt natürlich von einer Fülle von individuellen und gesellschaftlichen Determinationen ab, die jetzt hier nicht behandelt werden können (vgl. dazu Teil C, Empirische Wissenschaftswissenschaft). Entsprechend den vorwissenschaftlichen (alltagssprachlichen) Problemvorstellungen sucht der Forscher nach (sprachlich präzisierten) *Zugangsweisen* (aus der wissenschaftlichen Literatur etc. (1)), die ihm eine *Ableitung von Modellen, Theorien, Hypothesen* (2) in fachsprachlicher Eindeutigkeit erlauben. Solche Hypothesen müssen dann in der Realität nachgeprüft werden, meistens in Form eines *Experiments*, für das man parallel zur theoretischen Hypothese eine *Arbeitshypothese* in möglichst theoriefreier Sprache (3.1) formuliert. Durch die Hypothese werden bestimmte Zusammenhänge zwischen Bedingungen und Ereignissen (vgl. o. »Kausalprinzip«) behauptet, die im Experiment durch *unabhängige und abhängige Variablen* repräsentiert sind; der Inhalt dieser Variablen wird entsprechend den theoretischen Begriffen innerhalb der

Handlung, die eine objektive (d. h. intersubjektive) Methodologie zur Folge hat.

Diese Methodologie ist (u. a.) Gegenstand des gesamten Psychologiestudiums und kann hier nicht so ausführlich dargestellt werden, daß dem Geisteswissenschaftler eine differenzierte Kenntnis empirischer Forschung vermittelt würde. Ein (stark vereinfachtes) *Schema des empirischen Forschungsprozesses* mag (in Verbindung mit den Worterklärungen des Glossars) die Vorstellung von der empirischen Wissenschaftsstruktur so konkretisieren, daß auch dem Literaturwissenschaftler das Verständnis der folgenden wissenschaftstheoretischen Überlegungen (besonders im Teil B und C) möglich wird (vgl. Abb. 1).

Auf dem Hintergrund dieses empirischen Forschungsprozesses läßt sich eine erste Bilanz ziehen:

Da Literatur keine sprachtranszendente Realitätsprüfung psychologischer Theorien darstellt, ist unter dem *Terminus Literaturpsychologie* immer der genitivus obiectivus zu verstehen: *Psychologie über Literatur*. Die geisteswissenschaftliche Verstehenspsychologie, in der literarische Beispiele als empirische Bestätigung akzeptiert werden, stimmt nicht mit der wissenschaftstheoretischen Struktur der heutigen empirisch-sozialwissenschaftlichen Psychologie überein; ihre Positionen werden daher mit Einschränkungen in Relation auf ihre Voraussetzungen expliziert werden. Die empirische Psychologie kennt in ihrer Struktur feste Beziehungen zwischen den sauber getrennten Ebenen Theorie - Realität - Sprache (von denen hier nur einige paradigmatische

Hypothese (vgl. im nächsten Abschnitt: »Konstrukte«) festgelegt, indem die *Begriffsbedeutungen operational definiert* und damit die beobachtbaren Begriffsteilmengen abgehoben werden (3.2). Die so in Bedingungs- bzw. Ereignisseite klassifizierten und durch bestimmte Handlungen bzw. (Beobachtungs-) Instrumente (HOLZKAMP: Realisationsmittel) festgelegten Variablen (4) werden entsprechend dem *Versuchsplan* (der in Interaktion mit den statistischen Auswertungsmodellen zu bestimmen ist) variiert und beobachtet (5). Die Zusammenstellung der *beobachteten Fakten* ergibt den Datenkorpus (6), an dem die *Überzufälligkeit der erwarteten* (vgl. Arbeitshypothese) *Variation* der abhängigen Variable (Nullhypothese: Formulierung der zufälligen Variation) *statistisch gesichert* werden kann (7). Der experimentell gesicherte (oder evtl. auch nicht gesicherte) *Bedingungs-Ereignis-Zusammenhang* (8) wird auf theoriesprachlicher Ebene in bezug auf seine *Bedeutung für die übergeordnete Theorie* abgeschätzt bzw. zur Kritik des vorliegenden Experiments etc. benutzt (*Interpretation* (9)). Mit Hilfe solcher approximativen Verifikation bzw. Falsifikation ist für die theoretische Hypothese eine empirische Geltungsprüfung und für die theoretischen Begriffe (Konstrukte, s. u.) ein (sprach- bzw.) *theorietranszendenter Realitätsgehalt* erreichbar.

sche Dimensionen aufgezeigt werden konnten). Eine vollständige Assimilation der (empirischen) Psychologie für die hermeneutische Literaturwissenschaft wird daher diese Trennungen durchbrechen müssen.

Psychologie in Hilfsfunktion oder als Grundlegung?

Theoretische Konstrukte

Von hier aus ergibt sich eine *neue Einschätzung des Reduktionismus*, der als das zentrale Element an den klassischen Problemen von Positivismus und Psychologismus ausgemacht werden konnte. Da Wissenschaft immer einen unabdingbaren Kommunikationsprozeß in Sprache voraussetzt, ergibt sich für die empirischen Wissenschaften das Problem, die behaupteten Außenweltgegenstände bzw. -ereignisse in Sprache abzubilden. Diese, Basisproblem genannte, Schwierigkeit dürfte nach heutiger Ansicht einer logisch-wissenschaftstheoretischen Analyse nicht zugänglich sein, da immer nur die Beziehungen von Sätzen untereinander, nicht aber das Verhältnis Sprache—Realität angegeben werden können. Trotz der Lösungsversuche von POPPER (1966; über das Konsensuskriterium für Basissätze) und HOLZKAMP (1968; über sprachliche »Letztbedeutungen« in »Hier-und-Jetzt-Aussagen«) wird das Basisproblem daher als ein wissenschaftspsychologisches angesehen, das durch die Forschungspraxis als pragmatisch gelöst gelten kann. Die wissenschaftstheoretische Voraussetzung dafür ist allerdings, daß die *Bestätigungsfähigkeit synthetischer Sätze* durch eine möglichst *theoriefreie Sprachebene* gesichert wird. Die Basissätze als Sätze mit prüfbareren Prädikaten, die das Ausschließen nicht-empirischer Sätze garantieren, gehören also einer speziellen Sprachebene an: der *Beobachtungssprache*. Sie enthält ausschließlich Begriffe, die direkt mit der behaupteten Außenweltrealität verbindbar bzw. durch diese vollständig definierbar sind, genauer gesagt, da es sich bei empirisch-experimentellen Wissenschaften zumeist um experimentelle Realisationen handelt, vollständig operationalisierbar sind. Im Gegensatz dazu ist die *Theoriesprache* dadurch charakterisiert, daß ihre Aussagen nach präzisen Syntaxregeln auf endliche Klassen von Basissätzen zurückführbar sind. (Mit vollständiger oder unvollständiger, direkter, indirekter Bestätigung; vgl. WOHLGENANNT 1969).

Damit deutet sich schon an, daß der von *literaturwissenschaftlicher Seite kritisierte Faktualismus des Positivismus ein Charakteristikum ihrer eigenen Positivismusrezeption* ist, den inzwischen erreichten Stand der wissenschaftstheoretischen Diskussion jedoch weit verfehlt. In empirischen Wissenschaften müssen Hypothesen zwar dem Kriterium der Falsifizierbarkeit (POPPER) entsprechen, d. h. dürfen nicht mit jeder beliebigen Erfahrung vereinbar sein, werden andererseits aber durchaus in theoretischer Sprache formuliert. Sie stellen in

der Form keine Wesensaussagen (wie z. T. noch in den hermeneutischen Wissenschaften; vgl. unten Essentialismusproblem) dar, sondern einen Konditionalsatz (Wenn . . . , dann . . . -Beziehung), der eine Bedingungs-Ereignis-Relation angibt (vgl. HOLZKAMP 1968 und oben Forschungsschema). Diese Form führt allerdings nicht dazu, daß nur eine reine Faktensammlung und -klassifikation angestrebt wird. Das Ziel ist die theoretische Integration zur Erklärung eben jener beobachtungssprachlich erfaßten Realitäten (vgl. oben Gesetzesbegriff). Die Weiterentwicklung auch der positivistischen Position in der analytischen Philosophie und im logischen Empirismus kennt im Begriff des *hypothetischen Konstrukts* gerade solche *theoretischen Erklärungsbegriffe*; über die faktuellen Indikatoren hinaus (vgl. oben operationale Definition) wird ein Bedeutungsüberhang mit Erklärungs- bzw. Voraussagewert konstruiert (vgl. REICHENBACH 1938; MARX 1951; NAGEL 1961; SUPPES 1962; SPENCE 1966; STEGMÜLLER 1966; SEIFFERT 1969; HERRMANN & STAPF 1970). Im Sinn der Logik handelt es sich hier um partiell definierte Begriffe (vgl. ESSLER 1971); der über die realitätsverankernden Indikatoren hinausgehende theoretische Bedeutungsüberschuß (»surplus meaning«) beantwortet die Frage nach dem »Warum« bestimmter zu erklärender Ereignisse. Gerade auch die Psychologie kennt und benutzt diese theoretischen Begriffe zur Erklärung der Phänomene innerhalb ihres Gegenstandsbereichs (vgl. MCCORQUODALE & MEEHL 1948; HOLZKAMP 1968; HERRMANN & STAPF 1970). So sind die realitätsintegrierende Funktion und die Anforderungen an eine Theorie in den empirischen Wissenschaften derzeit sehr viel exakter expliziert als in den sog. Geisteswissenschaften (vgl. zur Gesetzesdiskussion z. B. BUNGE 1967; STEGMÜLLER 1969). Aus diesem beispielzentrierten Abriss der unterschiedlichen wissenschaftstheoretischen Voraussetzungen lassen sich über die *Neufassung der klassischen Probleme* des Positivismus und Psychologismus *verschiedene Verschränkungsstufen von Literaturwissenschaft und Psychologie* konstruktiv ableiten.

Die drei Verschränkungsstufen

Der Faktualismus und Detaillismus des geisteswissenschaftlichen Positivismus ist in seiner unzureichenden Funktion einer Theorieintegration zu kritisieren; die neuere empirische Methodologie und Wissenschaftstheorie gibt hier der literaturwissenschaftlichen Kritik an dieser Form eines Reduktionismus (R. WELLEK 1965, 183 f.) erst die wichtigsten Argumente in die Hand. Andererseits macht die wissenschaftstheoretische Struktur auch der empirischen Psychologie sowie ihrer mehr auf hermeneutische Gegenstandskonstituierung ausgerichteten Entwicklungsstadien deutlich, daß bei einer Assimilation psychologischer Modelle für die Literaturwissenschaft die Gefahr eines solchen Reduktionismus nicht besteht. Von seiten des empirisch arbeitenden

Wissenschaftlers wäre eher kritisch anzumerken, daß die Tendenz zur reinen Faktenreduktion heute praktisch nur mehr der geisteswissenschaftlichen Positivismusversion zugeschrieben werden kann; der Grund liegt, wie schon angedeutet, darin, daß die Geisteswissenschaft den Stand der Positivismusentwicklung aus der Zeit ihrer ersten Berührung mit ihm konserviert hat. Außerdem wäre höchstwahrscheinlich die suboptimale Explikation hermeneutisch-wissenschaftlicher Aussagen als theorieintegrative Hypothesen zu kritisieren. Überdies wird klar, daß die methodologischen Unterschiede der Überprüfung in den Wissenschaftsklassen bei einer vollständigen Assimilation der Psychologie durch Literaturwissenschaft die (potentiellen) empirischen Realitätsverankerungen praktisch unberücksichtigt lassen werden. Eine vollständige Assimilation wird man aber nur dann annehmen können, wenn praktisch eine spezifisch psychologische Form literaturwissenschaftlicher Methodik vorliegt, z. B. eine psychologische Interpretationsmethode. Damit läßt sich eine erste Verschränkungsstufe zwischen Psychologie und Literaturwissenschaft positiv bestimmen: Die *vollständige Assimilation der Psychologie in einer literaturwissenschaftlichen Interpretationsmethodik wird nur die hermeneutisch verwertbare Wissenschaftsteilmenge der Psychologie übernehmen*; es handelt sich dabei um den theoretischen Gehalt von Konstrukt, der als Bedeutungsüberschuß Erklärungswert (für beobachtbare Realität) besitzt. Diese Bestimmung einer Verschränkungsqualität wird auch durch den wissenschaftstheoretischen Vergleich von Hermeneutik und Konstruktextplikation gestützt: Formalstruktur des Verstehens und theoretische Konstruktextplikation sind weitgehend analog (GROEBEN 1970 d). Welche Teilbereiche der Psychologie für diese Verwertung einer Wissenschaftsteilmenge die optimalen Voraussetzungen bieten, wird die Darstellung der entsprechenden Interpretationsmethodik zeigen.

Das klassische Psychologismusproblem akzentuiert darüber hinaus noch eine weitere Reduktionismusvariante: Es geht dabei nicht primär um die atheoretische faktuelle Reduktion. Vielmehr wird bei der Rückführung auf die psychischen Vorgänge des Schaffens und die Bedingungen in der Person des Autors eine Homomorphie von Werk und Literat impliziert, die in der *Konfundierung von Genese und Geltung* die spezifisch literarischen Qualitäten des Gegenstands verfehlt. Die Rückführung auf die subjektiv-individuellen Bedingungen eines Werks ist dann durchaus eine legitime Fragestellung, eben nur eine psychologische. Eine direkte Bedeutsamkeit solcher psychologischer Ergebnisse für die literaturwissenschaftliche Theorienbildung wird abgelehnt, weil das Gegenstandsvorverständnis literarische Qualitäten als über psychologische Bedingungen hinausgehend ansetzt. Damit sind Faktualismus und psychologische Erforschung literarischer Gegenstände nicht notwendig vergeschwistert; daß eine solche Verbin-

dung auftreten kann, zeigt das Phänomen des Biographismus (vgl. unten). Bei einer höchstens indirekten Relevanz solcher psychologischer Ergebnisse ist dann auch die Dimension der methodologischen Geltungsprüfung der einzelwissenschaftlichen Theorien völlig unthematisch: Die Psychologie ist in ihrer gewachsenen wissenschaftstheoretischen Struktur voranzusetzen, lediglich die Verwendung psychologisch gesicherter Ergebnisse ist zu thematisieren. Damit ist die empirische Methodologie der Psychologie an dieser Stelle gar kein Problem, da keine Überführung der beiden Wissenschaften (bzw. Wissenschaftsteilbereiche) ineinander stattfindet. Das klassische Psychologismusproblem bezeichnet also den unzulässigen Versuch, Literaturwissenschaft in Psychologie zu überführen durch Reduktion auf die — allein psychologisch erfassbaren — Bedingungen literarischer Werke. Um die nicht beteiligten methodologischen Dimensionen nicht mit hineinzumengen, ist es daher vorteilhafter, statt von Psychologismus in Analogie zur faktuellen Reduktion (des spezifisch geisteswissenschaftlichen Positivismus) von der *genetischen Reduktion* zu sprechen. Daß diese auf der Bedingungsseite zwangsläufig zu psychischen Variablen führt, liegt in der Natur der Sache. Will man die genetische Reduktion vermeiden, so stellt die Psychologie unter diesem Aspekt fraglos eine Heuristik dar (wie es Literatur für Psychologie tun könnte). Die *Analyse der Dichtungsgenese* wird damit einerseits als *Teilgebiet der Psychologie belassen*, andererseits als angrenzende Nachbarwissenschaft für die literaturwissenschaftliche Interpretation *heuristisch fruchtbar* gemacht. Die systematische Klassifikation wird auf diese Weise viele Fragestellungen der klassischen Kunst- und Literaturwissenschaft uminterpretieren müssen und für jede Klassifizierung versuchen, die jeweilige heuristische Funktion zu bestimmen. Der klassische Psychologismusbegriff trennt nicht zwischen Schaffens- und Rezeptionsaspekt; da aber die Revision auf dem Hintergrund der wissenschaftstheoretischen Entwicklung die Präzisierung als genetische Reduktion ergab, bleibt mit dem *Rezeptionsaspekt* von Literatur *in bezug auf die empirische Methodologie* noch eine *dritte Verschränkungsstufe* offen: Man kann dazu von der ursprünglichen HUSSERLISCHEN Fassung des Psychologismusbegriffs ausgehen (KASTILL 1958); danach läßt sich fragen, ob das literarische Werk als intentionaler Gegenstand sich real nicht nur und ausschließlich in der Beziehung zu einem erlebenden Subjekt konstituiert. Die literaturtheoretische Reflexion kennt dieses rezeptiv-ästhetische Sein des literarischen Werks unter dem Terminus »Konkretisation« (INGARDEN 1931). Das literarische Werk in seiner Konkretisation läßt sich nun aber zweifellos mit Hilfe empirisch-psychologischer Methoden erforschen. Die intrapsychische Konstituierung des literarischen Werks beim Leser und seine psychologische Erforschung kann sowohl in Richtung auf die Lesercharakteristika als auch auf die Werkmerkmale theoretisch interpre-

tiert werden. Solche rezeptions-ästhetische Konstituierung des literarischen Werks als literaturwissenschaftlichem Gegenstand bietet über die empirisch-psychologische Methodologie die Möglichkeit, eine *empirische Grundlage für die literaturwissenschaftliche Theoriebildung* zu erreichen: Das subjektiv-psychisch konstituierte literarische Werk wird einer kontrollierenden Beobachtung unterworfen, und dadurch ist eine (Falsifikations-)Grundlage mit einer empirisch strengen Überprüfungsnorm und Geltungsbegründung erreichbar. Dabei wird das literarische Werk gerade nicht auf seine Bedingungen reduziert, sondern lediglich das methodische Postulat einer empirischen Kontrolle seiner Konkretisation erhoben. Allerdings wird über die methodologische Argumentation der literaturtheoretische Standpunkt verschoben: Eine solche empirische Konstituierung des Gegenstands ›Literarisches Werk‹ geht von der ›idealen Objektivität‹ des Kunstwerks ab. Diese schreibt dem intentionalen Gegenstand ›Literarisches Werk‹ über seine subjektiven Konkretisationen hinaus als objektivem Sinngebilde ein ideales Sein zu. Unter dem Aspekt empirischer Geltungsbegründung erscheint das als literaturwissenschaftliche *petitio principii* einer nicht gegebenen Intersubjektivität, damit die Literaturwissenschaft dem wissenschaftstheoretischen Anspruch der Verbindlichkeit ihrer Sätze genügen kann und nicht als Kunst zweiten Grades einzustufen ist. *Literaturpsychologie* kann also unter Verwertung ihrer rezeptiv-ästhetischen Methodologie als *empirische Grundlegung der Literaturwissenschaft* fungieren. Diese Verschränkungsversion reduziert den Gegenstand der Literaturwissenschaft nicht, *modifiziert allerdings deren wissenschaftstheoretische Struktur*. Dabei müßte die Explikation dieser Verwertung akzentuiert empirischer Methodikaspekte sowohl die Notwendigkeit des Abgehens von der idealen Objektivität literarischer Werke nachweisen als auch die Grundstruktur einer empirischen Methodologie der Literaturwissenschaft aufzeigen. Lassen sich diese Ansprüche erfüllen, so käme immerhin eine (paradigmatische) Überführung von ›Natur- und ›Geistes‹wissenschaft in den Bereich des Möglichen, ohne daß der literarische Gegenstand in seiner spezifischen Qualität reduziert würde.³

Arbeitsplan

Damit ist auch der *Aufbau der Untersuchung* determiniert: Die *ersten beiden Verschränkungsstufen* von Literaturwissenschaft und Psychologie gehen von den unveränderten *literaturtheoretischen Voraussetzungen der heutigen Literaturwissenschaft* aus. Ein erster historisch-methodischer Teil wird also einen Überblick über Probleme und Hauptergebnisse der *psychologischen Heuristik (A)* und *Interpretationsmethodik (B)* geben; der Hauptakzent wird dabei auf der systematischen Einordnung bzw. Standortfestlegung sowie der Explikation der methodischen Funktionen liegen. Da eine Fülle klassischer

Fragestellungen hier einzuordnen und darzustellen sein wird, ist ein quantitatives Überwiegen der heuristischen Problembereiche zu erwarten. Der zweite systematisch-wissenschaftstheoretische Teil dagegen wird versuchen, die *empirische Grundlegung einer zukünftigen Literaturwissenschaft (C)* vorzuschlagen, um damit eine einheitliche Wissenschaftsstruktur unter Wahrung der unterschiedlichen Gegenstandsqualitäten zu erreichen.

I. HISTORISCH-METHODISCHER TEIL

A. PSYCHOLOGISCHE HEURISTIK

Das literarische Werk ist ohne Autor wie Leser nicht zu denken; die Analyse der Persönlichkeitsvariablen des Systems ›Sender‹ (Autor) und ›Empfänger‹ (Leser) sagt etwas über den Produktionsvorgang in bezug auf die Bedingungen und Qualitäten des Produktions- und Rezeptionsprozesses aus, nicht aber Direktes über das literarische Werk als Produkt. Solange entweder Persönlichkeits- oder Prozeßaspekte der literarischen Kommunikation untersucht werden, läßt sich eine Geltung der Ergebnisse für das literarische Werk selbst nur behaupten, wenn man weitreichende Gleichsetzungen zwischen Teilbereichen des Kommunikationsprozesses und dem Werk unterstellt. Solche Gleichsetzungen haben sich fast durchwegs als eine Verkürzung des literarischen Gegenstandes und seiner Komplexität erwiesen. Die Verbindung zwischen Autor und Leser ist Gegenstand einer *Psychologie der literarischen Kommunikation*; diese hat in bezug auf das literarische Werk nur eine *heuristische Erkenntnisfunktion* (vgl. oben).

Bestimmte historisch manifeste Positionen der Literaturwissenschaft haben allerdings Fragestellungen, die hier der literarischen Kommunikation untergeordnet werden, vom Selbstverständnis her auch als Analyse des Werks verstanden; in solchen Fällen werden wir die meist impliziten Voraussetzungen explizieren und von den literaturtheoretischen Ergebnissen der hermeneutischen Literaturwissenschaft aus kritisieren. Das bedeutet natürlich zunächst eine Beschränkung auf die (bisher gängigen) Konzepte einer akzentuierend ›immanenten‹ Literaturbetrachtung, um im letzten Teil (C) die Konzeption einer empirischen Werktranszendenz klar von der hermeneutisch-immanenten Literaturtheorie abheben zu können. Auf diese Weise ist es unumgänglich, einen Großteil klassischer Untersuchungsansätze in Richtung auf Heuristik hin umzuinterpretieren. In jedem Fall aber wird dann die spezifische heuristische Funktion herausgearbeitet werden. Soweit die literarische Kommunikation psychologisch analysiert wird, gehen unter wissenschaftstheoretischem Aspekt sowohl hermeneutische Bemühungen wie empirische ein; die empirische Geltungsprüfung von Theorien hat hier ebenfalls nur heuristischen Wert. Sie ist allerdings nicht ausgeschlossen, da es eben nicht um die Assimilation einer empirischen Wissenschaft für einen hermeneutischen Gegenstand geht (vgl. Einleitung). Da ich einen Überblick über die Aspekte und Ergebnisse der Psychologie der literarischen Kommunikation geben will, ohne von methodologischen Normen her einschränkend auszuwählen,

wird ein Mit- (und z. T. auch Durch)einander hermeneutischer und empirischer Ansätze darzustellen sein. Allerdings werde ich die methodisch unterschiedlichen Vorgehensweisen jeweils benennen und die Übergänge zu angrenzenden Bereichen des vorgeschlagenen Klassifikationssystems aufweisen.

Historisch am bedeutsamsten ist für die Literaturwissenschaft die *Analyse des dichterischen Produktionsprozesses* gewesen; hier lassen sich die *personenzentrierte Produktionsanalyse* — vorwiegend biographischer Richtung — von der Untersuchung *kreativer Persönlichkeitsstrukturen allgemein* (Neuroseproblem etc.) unterscheiden. Ein innerhalb modernerer Ästhetikanalysen relevant gewordener Problemkreis stellt die Untersuchung *kreativer Prozeß- und Produktqualitäten* dar. Über diese drei Hauptbereiche hinaus wird unser Überblick einer Psychologie der literarischen Kommunikation auch noch einen Ausblick auf die bisher relativ wenig entwickelte *Erforschung der Leser-variablen* geben.

2. Personenzentrierte Produktionsanalyse

Biographie und Literatur

Die Analyse literarischen Schaffens hat sich zunächst auf den *Autor* in seiner *individuellen Eigenart* konzentriert; die spezifische Individualität schien am ehesten durch die *Biographie* bestimmbar zu sein. Mit dem Begriff der Biographie ist im Laufe der Zeit eine derartige Fülle von Aspekten verbunden worden, daß die systematische Klassifikation nicht immer scharf trennende Schnitte zwischen den einzelnen Klassen angeben kann; so muß einerseits auf Überschneidungen aufmerksam gemacht werden, andererseits auch ein gewisser Teil von Aspekten aus der Darstellung ausgeschlossen werden, da er zu weit von der literaturwissenschaftlichen bzw. psychologischen Analyse wegführt. Dazu gehört z. B. die Biographie als literarisches Kunstwerk. Biographie, die selbst Literatur ist, kann nur mit Einschränkungen als Heuristik für die Analyse (anderer) Literatur verwandt werden; es soll sich beim Einsatz der Biographie ja um ein *Hilfsmittel der wissenschaftlichen Schaffensanalyse* handeln, nicht um die *Anwendung von Literatur auf Literatur*. Biographische Darstellung als künstlerisches Genre können daher höchstens als Material für die wissenschaftliche Biographie dienen; hier liegt dann allerdings sogar nur eine indirekt-heuristische Funktion vor: Biographie ist (vgl. unten Leben und Werk) als Heuristik für das literarische Werk anzusetzen; Biographie als künstlerisches Werk als Heuristik für die wissenschaftliche

Biographie. Für eine direktere Funktion tendiert die »künstlerische« Biographie zu sehr von der (wissenschaftlichen) Objektivität fort (vgl. BLÖCKER 1963). Gewöhnlich jedoch trifft die künstlerische Qualität biographischer Versuche nur für Autobiographien — und hier für autobiographische Romane — zu. Diese werden dementsprechend unten als eine Sonderform des Materials für biographische Analysen untersucht. So wird das Diktum »Die Kunst der Biographie« meistens nur metaphorisch gebraucht; es drückt dann die Forderung aus, Biographie müsse »die Simulation eines individuellen Lebens sein, von allem her, was über die Person bekannt ist« (KENDALL 1965, 15), habe eine literarische Komposition aufzuzeigen (THOMAE 1951, 446) bzw. müsse ein »homogenes, integriertes Ganzes« (EDEL 1957, 37) bieten. Wenngleich bei diesem metaphorischen Gebrauch auch die Unantastbarkeit der biographischen Fakten gewahrt bleiben soll: »the biographer . . . must not imagine the materials« (EDEL 1957, 1) bzw. »biography represents imagination limited by truth, facts . . .« (KENDALL 1965, 15), scheint mir die Betonung der literarischen Komposition einer biographischen Analyse doch dem wissenschaftlichen Charakter abträglich. Wissenschaft ist analysierend und kennt unter dem Ökonomieprinzip das *wissenschaftstheoretische Kriterium der Einfachheit*: Die Einzeldaten sollten durchaus unter übergeordnete Begriffe bzw. Hypothesen integriert werden. Das ist aber *nicht mit literarischer Komposition identisch*, bei der die Gefahr naheliegt, daß zugunsten der homogenen Stimmigkeit die Widersprüchlichkeiten der Einzeldaten verdrängt werden; es geht hier nämlich weniger um distanzierte Analyse als um Nacherleben bzw. Nachschaffen. BECK hat diese »Erkenntnisstruktur zutreffend beschrieben: »Erforschter plus Forschender in einer spezifischen und ganzheitlichen kulturellen Situation« (1952, 212). Damit aber ist die *Subjekt-Objekt-Trennung* des analysierenden Forschungsprozesse z. T. *verwischt* (vgl. auch ROMEIN 1948, 103 ff.). Metaphorisch von der »Kunst der Biographie« zu sprechen, erscheint daher ebenfalls nicht sinnvoll, die gemeinten Anforderungen sind im Rahmen einer analysierenden Wissenschaftlichkeit herauszuarbeiten.

Identität: Biographie — Werk?

Daß eine solche wissenschaftliche Biographieschreibung trotzdem nichts Unmittelbares über das literarische Werk aussagen kann, hat sich erst nach und nach durchgesetzt (WELLEK & WARREN 1963, 60 ff.). Das historisch mittlerweile überholte Postulat einer direkten Aussagekraft der Biographie innerhalb der literaturwissenschaftlichen Analyse stammt aus der *Positivismusposition*; die — positivistischen — Voraussetzungen des »Biographismus« sind zwar nicht aufrechtzuerhalten, ihre Explikation und Kritik zeigen aber die mögliche positive Funktion biographischer Untersuchungen auf. Gewöhnlich begnügt man

sich mit der Analyse des Postulats von der Einheit zwischen Leben und Werk als wichtigster Voraussetzung (WELLEK & WARREN 1963, 62 ff.); dieses Postulat beinhaltet, daß die Kunst »Selbstaussdruck, die Umschrift persönlicher Gefühle und Erlebnisse sei« (WELLEK & WARREN 1963, 64). Dieser funktionalen Identitätsthese sind aber — historisch und logisch — einige Postulate vorgeordnet, die die Begriffsrelationen deutlicher machen. Die theoretische Fundierung der Lebensrelevanz stammt von TAINE, der in Anlehnung an die — »positivistische« — Naturwissenschaft die völlige Erklärbarkeit auch von Dichtung durch das »Erebrte, Erlernte, Erlebte« für möglich hielt; für die direkte Bedeutsamkeit in bezug auf das literarische Werk muß allerdings als weitere Voraussetzung noch die Identifizierung von Werk und Autor hinzukommen (MAREN-GRIESEBACH 1970, 12). Hier hat der Positivismus die in der *Genieästhetik* (Sturm und Drang, Romantik) unter dem Aspekt völliger subjektiver — dichterischer — Freiheit vollzogene Autor-Werk-Identifizierung übernommen, wenn auch in ein Verhältnis »mechanisierender« Notwendigkeit uminterpretiert (historischer Abriss bei OPPEL 1940, 139 ff.). Die »völlige Erklärbarkeit« macht als methodisches Prinzip schließlich noch die Annahme einer Bedingtheitsrelation (als weit, nämlich funktional, gefaßtes Kausalitätsprinzip) nötig (vgl. MAREN-GRIESEBACH 1970, 15 f.). Dieses *Funktionalitätsmodell* scheint mir dann später von Vertretern einer geistesgeschichtlichen Richtung im Sinne einer *Expressionsästhetik* (z. B. CROCES) adaptiert worden zu sein (vgl. oben Zitat von WELLEK & WARREN), wodurch die Argumentationsstruktur allerdings nur unnötig überlagert wurde. In bezug auf die Biographie wird hier also ein Zwei-Stufen-Schritt einer funktionalen Gleichsetzung vorgenommen: *Identifikation Biographie* (als wissenschaftliche Analyse des Lebensaspekts) — *Autor; Identifikation Autor — Werk, und als Konklusion: Identifikation Leben — Werk*. Eine solche »Kompressionsstruktur« des Forschungsansatzes impliziert aber inhaltliche Voraussetzungen über die Art des literarischen Werks, die schlicht eine *petitio principii* darstellen: Der Gegenstand »Literatur« kann sich bei so starken Aspektkontaminationen des Forschungsansatzes gegen die Voraussetzung der Identität mit Lebens- (d. h. biographischen) Daten nicht mehr durchsetzen. Eine den Gegenstand nicht treffende Analyse ist aber auf keinen Fall wissenschaftlich zu nennen; dementsprechend unterscheidet die neuere Literaturwissenschaft auch folgerichtig zwischen der »empirischen Person« und dem nur im »metaphorischen Sinn als »persönlich« bezeichneten« Werk (WELLEK & WARREN 1963, 65). Damit läßt sich auch die Funktion der Biographie positiv bestimmen. Nach den bisher dargestellten Begriffsrelationen kann sich ihr Beitrag nur auf die *Gegenstandskonstituierung »Autor«* beziehen; allein die Theorie über die empirische Person des Autors ist mit biographischen Daten zu leisten. Was dann Ergebnisse über die Person des Autors für das

Werk aussagen können, ist eine weitreichende literaturtheoretische Frage, die hier nicht ausführlich zu diskutieren ist — und m. E. auch noch nicht zufriedenstellend beantwortet ist (vgl. z. B. ALDRIDGE 1964, der die Funktion hauptsächlich im ästhetischen Wert einer Interessesteigerung durch ›Humanisierung‹ von Literatur sieht). Der Literaturwissenschaftler spricht meist von »Verbindungsgliedern, Parallelismen, versteckten Ähnlichkeiten, umgekehrten Spiegeln« etc. (WELLEK & WARREN 1963, 65); solange keine bestätigte Theorie über das Verhältnis zwischen Autor und Werk vorliegt, wird man bei so vagen Voraussetzungen Ergebnisse biographischer Analyse dezidiert nur als Heuristik akzeptieren können. Unbestritten bleibt dabei, daß die geistesgeschichtliche (vgl. OPPEL 1940), soziale, politische Einbettung und andere Faktoren der ›ererbten, erlebten‹ Umwelt einzubeziehen sind. Eventuell läßt sich der biographischen Analyse auch noch eine *falsifizierende Funktion* zuschreiben (vgl. MEIXNER 1966, 111): Bei Widersprüchen zwischen Text- und biographischer Analyse muß die Textinterpretation neu geprüft werden. Übereinstimmungen zwischen beiden sollten m. E. aber nicht als Bestätigung der Textanalyse gelten, sondern höchstens als vorläufige *Unterstützung für eine Theorie* fungieren (vgl. MEIXNER 1966, 112). Diese tentativ skizzierte Funktion vorausgesetzt, schließt sich die Frage an, wie eine so bestimmte biographische Analyse auszusehen habe, welchem Objektivitätsgrad sie genügen muß, welche Materialien sie benutzen kann.

Ziele und Anforderungen

Die Biographie wird von GARRATY, der 1957 eine grundlegende Untersuchung ›The Nature of Biography‹ vorgelegt hat, abstrahierend definiert als »history of a human life« (1957, 3). In bezug auf die Beschreibung solcher ›Geschichte‹ ist das Hauptproblem, wie weit dabei über die Deskription hinausgehende Phantasietätigkeit (›imagination‹) einzusetzen ist. Als wichtigstes Kriterium kann — auch nach den Ausführungen zur Biographie als Kunst — gelten, daß das biographische Material durch Zusammenstellung und Darstellung nicht verändert werden darf (EDEL 1957, 5). Folgerichtig kann auch die Version, Biographie solle »a novel of character« (WENDLINGER 1950/1951, 312) sein, nicht für die wissenschaftliche Analyse akzeptiert werden; die ›Kohärenz der Fakten‹ darf nicht auf Kosten ihrer Vollständigkeit oder Wahrheit erreicht werden. Aber der zu frei eingesetzten Selektion und Interpretation steht eine polare Gefahr gegenüber: Der völlige Verzicht auf beides führt zu einem detailistischen Bild einer Person, das in seiner Atomisierung nicht mehr als Biographie eines Individuums überzeugen kann (vgl. GARRATY 1957). Auch die wissenschaftliche Analyse biographischer Daten sollte also ein *Optimum* bieten: *zwischen Deskription und Integration*; das Ziel der Biographie ist: »the creation of a comprehensive and unified ›portrait«

out of numerous seemingly unrelated and specific details« (GARRATY 1957, 258).

Allerdings wird man die Gefahr der *Überinterpretation* als gewichtiger einschätzen müssen als ihr Gegenteil, das zu strenge *Verhaftetsein in der Description*; durch das letztere wird zumindest die Objektivität der Untersuchung nicht beeinträchtigt. Daß solche Beeinträchtigungen ganz massiv möglich sind, zeigt ein Blick auf die Genese von Biographien; hier ist die Person des Biographen zu beachten, als ein relevanter Spezialfall für die *Subjekt — Objektrelation* innerhalb der Forschungsstruktur. Bezeichnenderweise ist diese Relation gerade bei *hochintegrativen* (und berühmten) *biographischen Entwürfen* häufig *verwischt*; die Grenze zwischen Forscher und seinem Gegenstand ist nicht mehr zu ziehen, die Biographie ist dann »an image of an image of himself« (d. i. des Biographen) »and of his identifications and distortions« (EDEL 1961, 460). Die psychoanalytische Untersuchung der Biographenpersönlichkeit gibt hier eine Fülle von Hinweisen; ein schönes Beispiel stellt die Charakterisierung Boswells durch HITSCHMANN (1948) dar: Er weist Boswell ein durch die gestörte Vaterbeziehung beeinträchtigtes Selbstkonzept nach (HITSCHMANN 1948, 217), das er durch die Identifikation mit dem von ihm portraitierten Samuel Johnson zu kompensieren sucht. Johnson repräsentierte in vielerlei Hinsicht »das Gegenteil zu Boswells Vater« (HITSCHMANN 1948, 222) und wurde dementsprechend von Boswell auch hauptsächlich in diese Richtung hin dargestellt. Für J. P. Eckermann — »Goethe's Boswell« (EDEL 1961, 460) — läßt sich ähnliches sagen: HITSCHMANN (1933) hat an zwei seiner Träume eine demütige (masochistische?) Bewunderung mit starken Identifizierungstendenzen gegenüber Goethe nachgewiesen. Obgleich diese psychoanalytischen Untersuchungen der Biographenpersönlichkeit nicht zu einem solchen Zweck geleistet wurden, lassen sich doch für das Biographieproblem Konsequenzen daraus ziehen: Für die wissenschaftliche Biographie muß an einer Objektivität ermöglichenden Distanz zwischen Biograph und erforschter Persönlichkeit festgehalten werden; eine *Faktenintegration über Identifizierungsmechanismen* anzustreben, ist wegen der objektivitätszerstörenden Gefahr von Projektionen *unzulässig*. Ein weiterer, noch komplexerer Sonderfall, der zusätzliches Licht auf das Problem der Faktenintegration werfen kann, ist die personale *Identität von Biograph und Gegenstand*: die Autobiographie. Man mag verschiedene Arten von Autobiographien (subjektive, nichtsubjektive, Erinnerungen, Tatsachenberichte — SHUMAKER 1954, 54 f.; vgl. auch ANNIS 1967, 10) unterscheiden, gemeinsam ist ihnen, daß der Autobiograph in der Regel am Ende seiner Entwicklung — als relativ bekannte Persönlichkeit — steht; dementsprechend baut er nur an seinem endgültigen Persönlichkeitsbild und muß zwangsläufig den Prozeßcharakter, den eine Biographie aufweisen sollte, vernachlässigen

bzw. subjektiv-engagiert überarbeiten. Innerhalb eines autobiographischen Ansatzes ist dieser Geneseaspekt nur mit dem autobiographischen Roman voll zu berücksichtigen (PASCAL 1959, 136), der aber naturgemäß die *Maximierung der subjektiven Sichtweise* bedeutet. Dabei ist zu bedenken, daß jede Autobiographie nicht nur das *bewußte Selbstkonzept*, sondern auch die »*unbewußten Erinnerungsverzerrungen*« (PASCAL 1960, 19; vgl. auch GRUHLE 1924, 166) mitschleppt. Folgerichtig definiert PASCAL auch das Ziel der Autobiographie als »Selbstbesinnung« (1960, 182); es werden für die »Persönlichkeit symbolische Ereignisse« (PASCAL 1960, 185) dargestellt, so daß die »quality of truth must emerge from the text itself« (PASCAL 1960, 189). *Textimmanente Stimmigkeit* ist allerdings nur als literarisches, *nicht als wissenschaftliches Kriterium* akzeptierbar. Als Konsequenz ist aus der Autobiographieproblematik abzuleiten, daß die Faktenintegration der wissenschaftlich-biographischen Darstellung sowohl die bewußten Selbstkonzeptualisierungen als auch die unbewußten Rationalisierungen des Objekts ausschließen sollte. Damit sind die Anforderungen an die wissenschaftliche biographische Analyse deutlich: ausreichende Subjekt-Objekt-Trennung zur objektiven, nicht theoriehaltigen Deskription der biographischen Daten; chronologische Prozeßberücksichtigung; Faktenintegration zu einem kohärenten Persönlichkeitsbild, dabei sind allerdings Identifizierungsmechanismen, Übernahme des Selbstkonzepts und unbewußte Rationalisierungen des Biographierten zu vermeiden.

Psychologie und Biographie

Aus den Einschränkungen bei der Normexplikation der Biographie ist die Funktion der Psychologie direkt konstruktiv ableitbar: Während die biographische Analyse allein die möglichst objektive und damit theoriefreie Deskription von Lebensdaten erbringen soll, *leistet die Psychologie Hilfestellung bei der theoriehaltigen Faktenintegration zu einem Persönlichkeitsbild*: »The use of psychological techniques by biographers should result in the reconciliation of many seeming contradictions in their subjects' characters, leading not to simplification, but to understanding.« (GARRATY 1957, 240) Dieser psychologisch-theoretische Schritt der Datenzusammenfassung innerhalb der biographischen Darstellung sollte also das kodifizierte Wissen der Einzelwissenschaft Psychologie einsetzen, um den aufgeführten Gefahren der Datenverkürzung und -verzerrung auszuweichen. Gewöhnlich wird der Integrationsschritt allerdings gar nicht explizit von der Daten-deskription getrennt, so daß für die Faktenintegration implizit eine Alltags- bzw. Laienpsychologie eingesetzt wird. Besonders die neuere Biographieschreibung ist durch eine solche allgemeine »psychologische

Durchdringung« gekennzeichnet (vgl. — auch zur Biographiegeschichte — ROMEIN 1948). Jeder Biograph besitzt hier seine eigene Alltagspsychologie, so daß die Integrationsdimensionen stark unterschiedlich sind; damit aber ist eine so gehandhabte biographische Methode weder *valide* (gültig) noch *reliabel* (zuverlässig), d. h. sie erfaßt ihren Gegenstand weder zutreffend (adäquat) noch konstant. Als Beispiel dafür hat BAUMGARTEN die Maria-Stuart-Biographien von ZWEIG und BOWEN analysiert; von 99 Persönlichkeitszügen, die ZWEIG Maria Stuart zuschreibt, sind ca. 54 Prozent positive Qualitäten, 36 Prozent negative. Bei den 119 Zügen nach BOWEN verhält es sich 27 Prozent zu 67 Prozent. Dieses umgekehrte Verhältnis beinhaltet dann auch noch einige explizite Gegensätze, durch die Maria Stuart kontradiktorische Persönlichkeitszüge zugeschrieben werden (BAUMGARTEN 1937). Der Einsatz der Psychologie sollte also im Optimalfall bei übereinstimmenden Daten zum selben Persönlichkeitsbild führen, d. h. die Objektivität der Daten nicht schmälern und optimale Validität und Reliabilität aufweisen.

Empirische Methoden?

Eine adäquate Adaptation der neueren Psychologie würde hier den Einsatz der empirischen Methoden der psychologischen Diagnostik (Überblicke bei ANASTASI 1968; CRONBACH 1966) vorschlagen; die Anwendung solcher Testverfahren ist allerdings dadurch gekennzeichnet, daß sie nicht allein eine theoretisch geleitete Faktenintegration leistet, sondern sich zu diesem Zweck die erforderlichen Daten speziell — durch Testung — empirisch-objektiv beschafft. Bei *lebenden Personen* ist eine solche *Empirisierung der Biographieschreibung* unbedingt anzustreben (vgl. KLUCKHOHN 1949, 72 ff.). Diese Möglichkeit ist nun aber bei der Biographieanalyse bekannter — und meist verstorbener — Persönlichkeiten nicht gegeben: Es handelt sich dann um eine *Blinddiagnose*. Bei dieser ist die Validität der abzugebenden Urteile sowieso fragwürdig oder zumindest eingeschränkt. Es muß also nach empirischen Methoden gesucht werden, die auf vorliegende biographische Daten anwendbar sind. Damit stellt sich zur Behandlung des Problems »Verwendbarkeit empirisch-psychologischer Methoden für die Biographie« zunächst logisch vorgeordnet genau die gegenteilige Frage: *Verwendbarkeit biographischer Daten in der Psychologie*: Biographische Einzelstudien als Beispiele für psychiatrische Klassifikationen (z. B. CAMPBELL 1930/31; KRAEMER 1953; vgl. auch unten »psychoanalytische Biographie«) fallen dabei heraus, da sie sich nicht auf den Geltungsaspekt von Theorien beziehen — und damit außerhalb der Validitätsfrage einer Realitätsprüfung stehen. ALLPORT (1951) hat für die Verwendung »persönlicher Dokumente« eine Fülle von *Zielen* angegeben (1951, 37 ff.: »religiöse Erfahrung, Autoanalyse, historische Diagnosen« etc. bis zu »schöpferischen Prozessen«), aus denen GARRATY

»the study of genius, heredity, social movements« (1954, 580) als wichtigste herauslöst. Das heranzuziehende Material sollte autobiographische Daten wegen ihrer Tendenzen zur unzulässigen Vereinfachung (»oversimplification«) ausschließen (ALLPORT 1951, 141; vgl. auch oben Autobiographie); wenn möglich ist auf Fragebogen zurückzugreifen (ANNIS 1967, 15), wenn nicht, dann auf Tagebücher (ALLPORT 1951, 141).

Bei Literaten ist das ausgiebigste biographische Material erster Hand natürlich in ihren Werken zu finden; empirische Untersuchungsmethoden lassen sich sowohl in bezug auf die Form wie auf den Inhalt ansetzen. Erstere sind zumeist stilistisch-quantifizierende Verfahren, für die RICKERT schon 1927 einen Sammelband von Methoden herstellte, die überwiegend Wort-, Satzlänge, Satzgefügestruktur etc. berücksichtigen (vgl. ALLPORT 1951, 113). Diese *quantifizierenden Verfahren* der Stilanalyse sind naturgemäß bis heute – besonders durch die *informationstheoretische Psychologie* und psycholinguistische *Transformationsgrammatik* – stark erweitert worden (vgl. auch GROEBEN 1972 a). Für die semantische Seite gibt es *contentanalytische* (inhaltsanalytische) Verfahren, von denen GARRATY (1954, 575 f.) eine Auswahl anführt. Ein schönes Beispiel ist der »Discomfort-Relief-Quotient« (DRQ) von DOLLARD und MOWRER; dabei werden Worte, Sätze und Gedankeneinheiten, die Unbehagen (discomfort) indizieren, zu solchen, die Behagen andeuten, in Beziehung gesetzt, um unterschwellige emotionale Zustände festzustellen. Auch in bezug auf die *Wertstruktur von Texten* (»value-analysis« von WHITE) sowie die *Personalstruktur* (BALDWIN) gibt es Untersuchungsverfahren (GARRATY 1954, 575 f.; MCCURDY 1949). All diese Methoden müssen allerdings ebenso wie die projektiven Diagnostikmethoden ein Verhältnis zwischen Autor und Werk voraussetzen, das den Text als Projektion begreift. Abgesehen davon, daß diese Voraussetzung in vielen Fällen durchaus unzutreffend sein kann, wird mit Hilfe eines solchen Projektionsmechanismus vom literarischen Werk auf den Autor zurückgeschlossen, um dann im Fall der literaturwissenschaftlichen Biographie vom Autor wiederum auf das Werk zu schließen. Ein solcher methodischer Zirkel ist einerseits unökonomisch, andererseits durch die Belastung mit unnötigen Voraussetzungen unvermeidbar fehleranfällig. Für die *Anwendung empirisch-quantifizierender psychologischer Methoden* bedeutet das: Da sie sich als Blinddiagnose im Fall einer Literaturbiographie praktisch ausschließlich auf den Gegenstand literarisches Werk beziehen, ist es methodisch sauberer – und daher unabdingbar – *sie gleich als Deskription dieses Werks zu interpretieren*. Damit entfällt die Möglichkeit eines Einsatzes von empirisch-psychologischen Methoden im Sinn einer Diagnostik zur Unterstützung der literaturwissenschaftlichen Biographie; die empirischen Untersuchungsmethoden literarischer Werke sind methodologisch einer empirischen

Werkästhetik (vgl. Teil II) zuzuordnen. Dort läßt sich dann auch eine Darstellung und Einordnung der in den letzten Jahren explosiv entwickelten mathematischen, statistischen und psychologischen Methoden leisten.

Psychoanalytische Persönlichkeitsmodelle

Folglich lassen sich für die *faktenintegrierende Funktion innerhalb der biographischen Analyse* lediglich *theoretische Persönlichkeitsmodelle* einsetzen – außerhalb der Frage der empirisch-diagnostischen Validität im Einzelfall. Das entsprechende Theoriemodell, das historisch besondere Bedeutung erlangt hat, ist die Psychoanalyse; GARRATY (1954) gibt einen kurzen historischen Abriss über psychoanalytische Biographieversuche. Die Schwierigkeit bei der Verwendung psychoanalytischer Persönlichkeitsmodelle liegt darin, daß sie meist von Psychoanalytikern, nicht Literaturwissenschaftlern vorgenommen wird; dementsprechend sind auch zum großen Teil die oben entwickelten literaturtheoretischen Unterscheidungen nicht berücksichtigt, und es treten unzulässige bzw. *methodologisch fragwürdige Kontaminationen* auf. Das zeigen deutlich die literaturtheoretischen Voraussetzungen der psychoanalytischen Biographie: Die methodologische Trennung von Biographie und Interpretation (»divorce between biography and criticism«) wird abgelehnt (EDEL 1957, 49). Der Grund dafür liegt, wie bei der theoretischen Analyse oben als funktional notwendig erwiesen, im *Identifizierungspostulat zwischen Autor und Werk*, das andere (objektivierende) Einflußvariablen ausschaltet; also in der Voraussetzung, »that a poem is the poet's and no one else's, and not an impersonal thing« (EDEL 1961, 461). Hinzu kommt eine *Gleichsetzung von Biographie und Psychoanalyse*, die sich aus der Betonung des Entwicklungsaspekts in der psychoanalytischen Theorie herleitet: »Psychoanalysis as a genetic psychology is in essence a science of biography« (BERES 1959, 26)). Klassifiziert man die Psychoanalyse im Hinblick auf die Art einer solchen »Genesetheorie«, so ist sie als Prägungstheorie einzustufen, weil es einen bestimmten Zeitraum gibt, der nach ihr für die Persönlichkeitskonstituierung ausschließlich relevant ist; dieser Zeitraum ist mit der *frühen Kindheit* praktisch abgeschlossen. Dementsprechend muß der Psychoanalytiker als Biograph auch möglichst auf Daten aus den ersten drei Lebensjahren rekurrieren, – deren partielles Fehlen er dann meist zu beklagen hat (vgl. GARRATY 1954, 572). Außerdem führt diese Voraussetzung in Verbindung mit den Theorieinhalten zu einer ausschließlichen *Akzentuierung unbewusster Entwicklungsdynamik*; nachdem man so mittels der Voraussetzungen alles hineingesteckt hat, was später herauszuinterpretieren ist, muß die implizierte *petitio principii* nur noch verbalisiert werden, z. B. bei BERGLER: »ohne Anwendung psychoanalytischer Ergebnisse gibt es keine psychologische Biographie« (1933, 511).

Auf die Gefahren solcher psychoanalytischen Ausschließlichkeitsforderungen ist häufig hingewiesen worden; der wichtigste Einwand von literaturwissenschaftlicher Seite aus ist zweifellos, daß eine »rein diagnostische Anwendung« der Psychoanalyse zur »Reduktion des Künstlers auf die Neurose« führe (EDEL 1957, 58). Methodologisch gesprochen: »das die Einzelsymptome Verbindende« wird »zu rasch und zu gewaltsam eingeführt« (THOMAE 1951, 454), d. h. es liegt eine vorzeitige Abschließung (»premature closure«) des Datenkörpers vor, die wissenschaftstheoretisch unzulässig ist. So kommt es zur »clinical exposition of a subject instead of the life of a man« (KENDALL 1965, 121). Außerdem muß die Voraussetzung, das Werk sei eine Projektion des Autors, nicht notgedrungen zutreffen; BALCOM (1956) hat in einer einfallsreichen Analyse am Beispiel HOWELLS nachgewiesen, daß sich Projektionsmechanismen auch auf das eigene Leben ausrichten können: »he lived projectively, but he wrote objectively« (1956, 373). Von hier aus ist es verständlich, daß der Literaturwissenschaftler die Funktion der Psychoanalyse lieber explizit als »Spekulation« bezeichnet sehen möchte, damit »known facts are not twisted or ignored in order to bring the subject into a preconceived pattern« (GARRATY 1954, 574). Die psychoanalytische Untersuchung wäre dann im Hinblick auf die Biographie »induktiv und spekulativ« (EDEL 1961, 31). Nachdem empirisch-diagnostische Methoden nicht angewendet werden können, darf diese Bestimmung einer spekulativen Funktion für jeden Einsatz von Psychologie innerhalb der biographischen Analyse gelten. Eine indirekte Validität kann allerdings dadurch gesichert werden, daß der Spekulation durch die Anwendung empirisch gesicherter Persönlichkeitsmodelle Grenzen gesetzt werden und damit die Fehlerquelle impliziter Alltagstheorien ausgeschaltet werden kann. Daraus folgt, daß psychoanalytische Modelle — im Gegensatz zur generellen Ablehnung durch den Literaturwissenschaftler — rein diagnostisch angewendet werden können; es müssen nur bestimmte Bedingungen gegeben sein, die einen solchen Einsatz rechtfertigen und dann zu einer Sonderform der Pathographie führen (vgl. Beschreibung und Bedingungsanalyse unter »Biographiearten«). Da die psychoanalytische Personenanalyse, wie aufgewiesen, ein später noch differenzierter auszuführendes Identifikationsverhältnis zwischen Autor und Werk voraussetzt, werden häufig auch die literarischen Werke als biographisches Material angesetzt. Für diesen Fall gilt das gleiche wie für die Analyse literarischer Werke mittels empirischer Methoden: Solche Untersuchungen sind adäquater direkt in bezug auf die Werkvariablen zu interpretieren; das ist in einer Fülle von Arbeiten auch geschehen, so daß die Anwendung der psychoanalytischen Theorie ein Paradigma für die mögliche Assimilation psychologischer Theorien durch die Literaturwissenschaft darstellt und somit eine klassische Sparte psychologischer Interpretationsmethodik ausmacht (vgl. dazu Teil B).

Funktionsbestimmung

Demgegenüber kann beim herausgearbeiteten Einsatz empirischer Persönlichkeitsmodelle zur Integration der biographischen Fakten die »Autonomie des Dichtwerks« (OPPEL 1940, 163) gesichert werden; Psychologie in einer solchen Hilfsfunktion macht die »Überschätzung des psychologischen Zugriffs . . . , der dem Schaffen und Erfassen von Kunst den Vorrang vor dem fertigen Werke« einräumt (OPPEL 1940, 163) unmöglich.⁴ Das steht auch in guter Übereinstimmung mit der heuristischen Funktion der Biographie für die literaturwissenschaftliche Interpretation. Die anzuwendenden Persönlichkeitsmodelle sollten dann allerdings, wie schon implizit bei der Behandlung der Psychoanalyse angeklungen ist, möglichst umfassend den wissenschaftlichen Stand der Psychologie abdecken: Dazu gehören z. B. entwicklungspsychologische, typologische, sozialpsychologische, kognitive — und eben auch tiefenpsychologische — Aspekte; BEHN hat in Form eines Dialogs von Vertretern verschiedener Richtungen eine solche mögliche Synthese beispielhaft dargestellt (1956, 375 ff.). Innerhalb der neueren empirischen Persönlichkeitsforschung lassen sich mit Sicherheit besonders auch faktorenanalytische Ansätze fruchtbar machen, die hochintegrative Beschreibungsdimensionen geben können; diese sind bei entsprechender direkter empirischer Bestätigung dann u. U. nicht nur als deskriptive, sondern auch als explikative Konstrukte⁵ anwendbar (vgl. als Zusammenfassung der neueren Persönlichkeitsforschung HEHRMANN 1969).

Klassische Biographiesparten

Von der damit gewonnenen methodologischen Position aus lassen sich einige klassische Sparten der Biographieschreibung kritisch sichten. Eine lange Tradition von seiten der Literaturwissenschaft — und auch der hermeneutischen Psychologie — weist die Klasse der Dichtermographien auf, für die zumeist ein »dialektisches Verhältnis« (SENGLE 1952) zwischen Leben und Werk postuliert wird. Wenn die hermeneutische Psychologie dabei das Werk als Ausdruck der Persönlichkeit ansetzt und mit nicht-empirischen Methoden eine Diagnostik des Literaten versucht, so fällt ein solcher Ansatz (einer hermeneutisch-psychologischen Diagnostik) auf alle Fälle aus der Klasse der literaturwissenschaftlichen Biographie heraus (vgl. als Beispiel POKORNY 1959/1960, 357 ff.)⁶; die Bewertung dieser »hermeneutischen Diagnostik« in bezug auf ihren Erkenntnisgehalt bleibt der wissenschaftstheoretischen Reflexion innerhalb der Psychologie vorbehalten.⁷ Die Hauptgefahr einer solchen auf Verstehensbasis gegründeten »Physiognomik des Werkes« (POKORNY 1959/60, 360) liegt in einem unzulässigen Essentialismus, der theoretische Begriffe und Konstrukte als in Realität

vorkommend hypostasiert (vgl. zum Essentialismus TOPITSCH 1965, 29 ff. u. unten Abschnitt ›Wesensaussagen‹); Beispiel für solche essentialistisch-psychologischen Aussagen bietet HELLPACHS Goethe-Bild (1952).

Außerhalb einer literaturwissenschaftlichen Biographie sind auch Versuche einzuordnen, die den biographischen Ansatz nur in seiner historischen Komponente benutzen, z. B. bei literarisch-philosophischer Geschichtsschreibung (vgl. Heinebiographie von MARCUSE 1932). Nicht andersartige, sondern mangelnde Wissenschaftlichkeit weisen die immer wieder auftauchenden *mythologisierenden ›Biographien‹* von Literaten durch Freunde oder Verehrer auf (z. B. SCHLUMBERGER 1957, 16 ff.).

Leben und Werk als Interaktion

Von der *wissenschaftlichen Dichtermönographie* wird gemeinhin die Darstellung der *Einheit von Leben und Werk* gefordert (vgl. besonders SENGLÉ 1952; ZEMAN 1966); diese beiden Aspekte einer jeweils einzigen Person mögen in Realität kaum getrennt sein (WELLS 1955, 6), müssen aber durch die wissenschaftliche Analyse trennbar gemacht werden. Dabei läßt sich das ›dialektische Verhältnis‹ zwischen beiden zumindest dahingehend präzisieren, daß ›die Linie... vom Leben zum Werk‹ verläuft (ZEMAN 1966, 201). Es ist daher adäquater, von einem *Interaktionsverhältnis* zwischen beiden Aspekten zu sprechen, das in der je einzelnen Monographie speziell bestimmt werden muß; dabei ist ein Übergewicht der Leben-Werk-Richtung anzusetzen, schon wegen der Gefahr, das Werk als ›Interaktionspartner‹ zu hypostasieren. Eine generelle Bestimmung dieser Interaktion kann natürlich bei dem Ziel einer individual-biographischen Diagnostik sinnvollerweise nicht gegeben werden; methodologisch ist allerdings die *Explizierung des Interaktionsverhältnisses zu fordern*. Einige Beispiele mögen solche explizite Interaktionsbestimmungen verdeutlichen: Die wohl häufigste Fragestellung betrifft das Verständnis von inhaltlichen dichterischen Themen und deren literarischer Veränderung aus der Biographie heraus (vgl. z. B. BLANK 1913, 7). Solche Themensuche mag besonders gerechtfertigt sein, wenn ein Literat ein einziges Werk während seines ganzen Lebens immer wieder umgearbeitet hat, wobei die Biographie einen starken heuristischen Nutzen bieten kann (vgl. ASSELINEAU 1960, 2–4); so läßt sich z. B. bei Whitman die Eigenheit der letzten Versionen von ›Leaves of Grass‹, die das Thema des physischen Schmerzes penibel vermeiden, als Kompensation der eigenen Krankheit erklären. Besonders wichtige Funktion kommt einer objektiven Biographieschreibung dann zu, wenn die literarische Kritik durch stereotype Persönlichkeitseinschätzung des Literaten verzerrt ist, wie das z. B. für einige Stadien der Stifter-Rezeption zutrifft (vgl. BERNHARD 1951, 415 ff.). Desgleichen kann ein biographisches Ver-

stehen dogmatische, nichtliterarische Bewertungen fernhalten, z. B. moralische Entrüstung wie im Falle Rousseaus (PROAL 1923, 21). Eine intensiv wissenschaftlich-objektivierende Funktion kommt der Dichtermönographie auch zu, wenn sie als notwendiges Korrektiv zum dichterischen Selbstkonzept, das in einer ›Selbststilisierung‹ manifest geworden ist, auftritt; DEMETZ hat ein solches Korrektiv für die Selbststilisierung Rilkes gegeben (1954). Damit ist natürlich die Verwendung von Selbstzeugnissen innerhalb der Dichtermönographie auf keinen Fall methodologisch generell abzulehnen; aus dem explizierten Interaktionsverhältnis von Leben und Werk folgt auch eine Berechtigung zur — allerdings kritischen — Verwendung des Werks als Selbstdokument. So zeigt denn auch die moderne biographische Monographie (vgl. z. B. ›Rowohlts Monographien‹) eine uneingeschränkte, aber kritische Verwendung aller erreichbaren Dokumente ohne den überhöhten Anspruch einer direkten literaturkritischen Valenz (vgl. für das Beispiel RILKE: HOLTHUSEN 1958).

Allerdings ist von den erarbeiteten Anforderungen an biographische Darstellung und psychologische Integration her eine grundsätzliche Kritik in bezug auf die klassische Dichtermönographie zu üben: *Die Ebenen der theoretischen Integration und datenmäßigen Belegung* durch biographische Fakten sind *nicht sauber getrennt*; die unzulässige Vermischung beider führt zu einer Subjektivierung, die im Grenzfall Wissenschaftlichkeit in eine Art sekundäre Literaturhaftigkeit übergehen läßt. Die mangelnde Trennung beider Ebenen kann einmal durch *zu große Theoriehaltigkeit* in der Darstellung der Faktensammlung zustande kommen; ein Beispiel ist hier die im Chronologischen sehr objektiv angelegte ›Lebensgeschichte‹ Stifters durch HOHENSTEIN (1952). Zum anderen kann die theoretische Integration von großer psychologischer — auch fachsprachlicher — Qualität sein, aber *der Beleg durch Beobachtungsdaten suboptimal*; betrachten wir noch einmal Rilke, dann fällt in diese Kategorie die Analyse von KRIPPENDORF (1952). Insgesamt dürfte die bisherige Dichtermönographie die Trennung von Faktensammlung und -integration nicht methodisch sauber vollzogen haben; außerdem ist die Hilfsfunktion psychologischer Persönlichkeitsmodelle zur adäquaten Synthese eines Persönlichkeitsbildes nicht genügend genutzt worden, so daß weithin implizite psychologische Alltagstheorien die vorliegenden biographischen Ansätze bestimmen.⁸

Pathographien

Im Gegensatz dazu stellt die Klasse der Pathographien eine zu unbegrenzte Anwendung psychiatrischer Modelle innerhalb der Biographik dar; eine rein auf *psychiatrische Diagnostik eingeschränkte Fragestellung* mußte zwangsläufig eine Verkürzung der Anwendungsphase unterschiedlicher Theoriensysteme und damit einen minimalen heu-

ristischen Wert für die Literaturwissenschaft zur Folge haben. Verstärkt wird diese Tendenz noch durch das Charakteristikum der Pathographie, explizit und ausschließlich gerade *keine Aussagen über das Künstlerische eines Autors* — soweit es nicht pathologisch reduzierbar ist — machen zu wollen. Man kann diesen *Reduktionismus als Reaktion auf den Geniekult* der überkommenen Genieästhetik (vgl. oben) sehen und mit »Genieentwertung« bezeichnen (vgl. CREMERIUS 1971, 7). Die historisch erste Manifestation dieser Entwertungstendenzen und damit der Auslöser für die entsprechenden pathographischen Versuche in Europa war das Buch von LOMBROSO: »Genie und Irrsinn« (1871).⁹ Nach dem ersten — äußerst produktiven — Pathographen MÖBIUS (vgl. z. B. 1898 über Goethe; 1899 J. J. Rousseau; Gesamtwerk 1904) gab es in Deutschland eine Fülle von pathographischen Versuchen (z. B. bis hin zu JASPERS 1926 über Strindberg u. a.). Die Reaktion der Literaturwissenschaft führte zur Begründung der Ablehnung z. T. weniger die mangelnde heuristische Funktion der Pathographie ins Feld, sondern antwortete größtenteils emotional auf die Tabuverletzung (in bezug auf die Genieästhetik; vgl. z. B. HIRTHS Goethe-Verteidigung 1899); so kam es einfach zur Polarisierung der ästhetischen Tabu- vs. Destruktionslust, die keinen unmittelbaren Fortschritt darstellen konnte. Daher ist die *Pathographie* insgesamt als *historisches Durchgangsstadium* zu betrachten, das allerdings zur *Verwissenschaftlichung der Biographik* beitragen konnte — wobei die methodologische Kritik deutlich macht, daß diese Entwicklung auch heute noch nicht abgeschlossen ist. Einen methodischen Vorteil einer optimal gearbeiteten Pathographie kann man in der *systematischen Vorordnung der Theorie* sehen, die dann durch Faktenzusammenstellungen erhärtet werden muß (vgl. DECURTUIS 1934, 313 ff.); in praxi heißt das: Die entsprechende pathologische Klassifizierung wird zumeist schon auf der ersten Seite genannt, wobei sich allerdings gleichzeitig der Mangel der sehr starken Gegenstandsverkürzung einschleicht; symptomatisch bei WEICHBRODT über LENZ: »Wir wollen hier ein Bild von seiner Geisteskrankheit entwerfen und von dem gesunden Lenz nur das bringen, was zur Beurteilung des kranken Lenz dienen kann.« (1920, 153). So muß aus der Rückschau kritisch gegen die Pathographie eingewendet werden, daß es ihr insgesamt wohl weniger um eine Erkenntnis der beschriebenen Persönlichkeiten ging als vielmehr um deren Kapitation für psychiatrische Klassen. Folgerichtig ist auch der Sammelband von STONE & STONE nach solchen Klassen geordnet und subsumiert dann die entsprechenden Literaten: von Angstatacke bis Transvestizismus (1966). Eine direkte Funktion (vgl. oben indirekte Verwissenschaftlichung) für die Literaturwissenschaft besteht höchstens darin, daß eindeutig abnormale Themen der literarischen Werke erklärbar werden; das gilt besonders für schizophrene Inhalte (vgl. z. B. JASPERS 1926; J. B. TAYLOR 1963).

Psychoanalytische Biographik

Auf diesem Hintergrund versteht sich die psychoanalytische Biographie als *Psychobiographie* ohne den angstabwehrenden Entwertungseffekt gegenüber dem Fremden (= Genie; vgl. zur Geschichte und Selbstkonzeption CREMERIUS 1971, 9–21). Die Psychoanalyse hole »das exterritorialisierte Genie in den Bereich des menschlichen Daseins zurück« (CREMERIUS 1971, 9), da sie das Menschliche am Künstler wie bei jedem anderen, z. B. therapeutisch Behandelten, analysiere; außerdem sei ein »tieferes Verstehen« als bei anderen psychologischen Modellen durch »die Einbeziehung unbewußter Wünsche und Phantasien« möglich (CREMERIUS 1971, 14). Eine kritische Überprüfung dieses Selbstbildes wird der psychoanalytischen Biographik auf jeden Fall zugestehen müssen, daß sie mit einer ausgearbeiteten Methodik an das biographische Objekt herangeht. So wird der Belegung mit historischen Beobachtungsdaten immer ein wichtiger Raum gegeben (vgl. HORVAT 1936, 37 ff.) bis hin zur standardisierten Faktenerhebung (z. B. MARGIS 1911, 8 ff.).¹⁰ Das kann sogar zur Entdeckung neuer Fakten gemäß der Theorie führen; HITSCHMANN führt als Beispiel die Gleichzeitigkeit zwischen dem Bruch mit dem Vater und dem Wechsel von Deismus zu Pantheismus bei Dauthendey an (1956, 10). Allerdings bleibt die *Gefahr* gegeben, daß die *Beobachtungsdaten* nur aus einem Bereich gezogen werden: dem *des Unbewußten*. Die Kritik der psychoanalytischen Biographik an der Pathographie in bezug auf den Bereichsmonismus — »Man darf nur nicht alles aus Belastung allein erklären wollen« (SADGER 1912, 163) — ist auch auf diese selbst anwendbar; parallel dazu ist auch hier die *Gefahr des vorzeitigen Frageabschlusses* gegeben — Beispiel: NEUFELD über Dostojewski bereits auf Seite 6: »Er ist ein ewiger Odispus« (1923). Außerdem ist die Behauptung, im Gegensatz zur Pathographie den »außergewöhnlichen Menschen ... nicht als Kranken« zu diagnostizieren, nicht unmittelbar akzeptabel, da es doch immer um Komplexe, Neurosen etc. geht. Die *Begründung* der psychoanalytischen Biographik sagt, daß als Ergebnis ihrer Forschung die *Neurose* als »ubiquitäre Erscheinung« (CREMERIUS 1971, 16) anzusehen ist. Das aber stellt lediglich einen rationalisierenden *Wechsel von der Idealnorm zur statistischen* dar, während die Biographik selbst innerhalb der ideal-normativen Unterscheidung krank — gesund (bzw. normal — anormal) verbleibt; das Ergebnis relativ »normaler« Gesundheit bleibt Einzelfall (vgl. HITSCHMANN 1932). Ebenso wenig vermag die schon von FREUD in der Da Vinci-Studie (1910; vgl. 1945) eingeführte Absicherung zu überzeugen, psychoanalytische Biographik sage über Künstlertum gar nichts aus; sie wird immer wiederholt (z. B.: »This in no way depreciates the greatness of an artist through psychiatric namecalling.« KLIGERMANN 1953, 125), der implizite Anspruch jedoch bleibt ungeschmälert. So muß die Analyse des Psychoanalytikers die-

sem bescheinigen: er hat ein sehr integratives Verhältnis zu seinen Bedürfnissen. Die ›Great Abnormals‹ (GRANT 1968) der psychoanalytischen Biographik bieten doppelten Lustgewinn: den der Tradierung von Genieästhetik (›great‹) und den ihrer Destruktion (›abnormals‹). Für die Literaturwissenschaft aber ist relevant, daß Geltung (d. i. hier literarische Bedeutung) und individuelle, biographisch erfaßbare Genese nicht identisch sein müssen: Die Enthüllung der Vater-Sohn-Problematik für die Genese Kafkas und indirekt auch seines Werks (vgl. GRANT 1968) muß die literarische Interpretation nicht zwingend determinieren, es sei denn, das psychoanalytische Modell wird direkt an das Werk angelegt; dann ist allerdings eine Verschränkung mit biographischen Aspekten wieder möglich (vgl. z. B. HITSCHMANN 1956; zu den Voraussetzungen Teil B.). So ist für die heuristische Funktion des psychoanalytischen Modells innerhalb der Biographik die Konsequenz aus ihren inhaltlichen Beschränkungen und methodologischen Voraussetzungen zu ziehen: sie ist *nicht* (wie ihr Selbstkonzept lange Zeit postulierte) *ubiquitär einzusetzen*, sondern unter bestimmten *Bedingungen* anzuwenden.

Deren Festsetzung ergibt sich z. T. aus den Veränderungen der Biographiesituation im Vergleich zum Ausgangspunkt der Therapie. Während bei der Therapie eine ›Kontrolle der ärztlichen Deutungsversuche durch den Patienten‹ und dessen Assoziationen vorliegt (CREMERIUS 1971, 18), ist das bei der Biographie nicht der Fall. Um ›Willkür und Indoktrination‹ so weit wie möglich auszuschließen (CREMERIUS), sollten als Ersatz m. E. nicht nur *umfassendes historisches Material* – wegen der Theorieimplikationen auch und besonders aus der frühen Kindheit –, sondern darüber hinaus in Parallelität zu den Patientenassoziationen besonders *autobiographische Daten* vorliegen; gerade die früheren Arbeiten haben – wohl mehr instinktiv – diese methodologische Bedeutung autobiographischer Daten berücksichtigt (vgl. z. B. HITSCHMANN über Keller 1919, 8; STORCH über Strindberg 1921, 1). Zusätzlich läßt sich die Adäquatheit der Substituierung unbewußter Mechanismen noch aus einem *Widerspruch zwischen Selbststilisierung und biographischen Daten* erhärten, der einen Verzicht auf psychoanalytische Modelle ausschließen sollte. Ebenso berechtigen natürlich fest umrissene *Auffälligkeiten in bestimmten Persönlichkeitsbereichen* zu entsprechenden Analysen; vgl. z. B. die Homosexualität von Wilde, der deswegen zu Zuchthaus verurteilt wurde (C. ALLEN 1949). Diese Bedingungsanalyse des Einsatzes psychoanalytischer Modelle für die literaturwissenschaftliche Biographik kann zweifelsohne noch verfeinert werden, eine Voraussetzung dazu wäre aber eine exaktere Explikation der psychoanalytischen Theorie; die vorgenommene Relativierung zeigt jedenfalls die heute notwendige Bewertung der Psychoanalyse als eines von mehreren anwendbaren Persönlichkeitsmodellen auf, zu der sich auch die Psycho-

analytiker – zumindest verbal – durchgerungen haben: »The biographer can and should use many methods, of which psychoanalysis is but one.« (HITSCHMANN 1956, 9; zu anderen Biographietypen vgl. H. M. JONES 1932; CRAVEN 1969.) Die Stellung der tiefenpsychologischen Persönlichkeitstheorie innerhalb der Psychologie gibt Hinweise für ihre faktenintegrierende Anwendung in der Biographik: Eine der wichtigsten Gemeinsamkeiten der tiefenpsychologischen Persönlichkeitsmodelle ist deren »dynamische Konzeption«, die zur Erklärung »hauptsächlich Wirkungsgrößen (Vektoren), nicht ... bloße Zustandsgrößen (Skalare)« einsetzt (HOFSTÄTTER in LERSCH & THOMAE 1960, 542). So stellt die *psychoanalytische Biographik* letztlich einen *Teilbereich* psychologischer Hilfsfunktion dar, der in dem *Gesamtmodell kognitiver, motivationaler und verhaltensmäßiger Persönlichkeitsstrukturierung* auf die Dauer aufgehen sollte; die Bedingungen für ein solches Gesamtmodell sind ansatzweise expliziert, die praktische Durchführung in der Zukunft stellt sich als Problem der interdisziplinären Zusammenarbeit von Literaturwissenschaftlern und Psychologen dar.

Wesensanalyse als Definitionsversuch

Abschließend sei noch auf eine Erscheinung hingewiesen, die nach heutigem Wissenschaftsverständnis nicht als eigener Ansatz eingestuft werden kann, sondern als Vorstufe der *terminologischen Klärung* zu klassifizieren ist. Bisweilen wird ein »Verständnis für den einzelnen Dichter ... vom Wesen des Schöpferischen her« vorgeschlagen, z. B. mit einer Vorstellung von diesem ›Wesen‹: »vom Dichter aus gesehen ... als eine Art Gnade, in der außer-natürliche, womöglich außer-kosmische, jedenfalls aber außer-planetarische, geistige Kräfte sich in der dichterischen Aussage manifestieren« (OPEL 1940, 155). Das wird dann meistens *auf hermeneutischem Weg* der Auslegung klassischer Konzepte bzw. phänomenologischer Analyse versucht. Solche ›Wesensaussagen‹ auf relativ hohem Abstraktionsniveau können aber nicht eo ipso Erkenntniswert beanspruchen, da ihre Behauptungen nicht nur die Abstraktivität theoretischer Begriffe, sondern großenteils auch eine konnotative (gefühlshaft-mitschwingende) Bedeutungsaufladung aufweisen: vgl. als Beispiel die Bestimmung des Wesens von Inspiration durch GEBSER: »Einbruch unbewußter Inhalte in das wissende Bewußtsein« (1944, 230). Nimmt man für solche Bestimmungen völlige Realitätsgeltung an, so liegt eine unzulässige Ontologisierung theoretischer Begriffe vor. Dieser *Essentialismus* (vgl. TOPITSCH 1965, 29 ff.) erliegt der Gefahr, *unkontrolliert theoretisch Postuliertes als real anzusetzen*; eine Gefahr, in der z. B. auch ästhetische Analysen des Marxismus stehen, die bei der Betrachtung der Künstlerpersönlichkeit immer ›entsubjektivieren‹ müssen: »In Wirklichkeit war diese Abhängigkeit« (von der Gesellschaft) »natürlich

immer vorhanden, ob der Künstler sich dessen bewußt war oder nicht.« (KAGAN 1968, 436; Hervorhebung N. G.) Methodologisch einwandfrei sind daher solche *klassischen Wesensanalysen lediglich* als phänomenanalytisches Einkreisen und Veranschaulichen einer gemeinten Bedeutung (vgl. HOLZKAMP 1964, 40 ff.) anzusehen; dazu sind auch Reflexionen von Literaten über den Produktionsprozeß verwendbar (vgl. als »source-book« W. E. ALLEN 1958). Solche *Definition durch Hinweis* muß natürlich auch das Kriterium der Nichtkreativität (vgl. ESSLER 1971) erfüllen, d. h. eine Kombination von Definitionen darf nicht zur Ableitung neuer Aussagen führen – das ist ausschließlich von Hypothesen zu fordern. Dieses Kriterium der Nichtkreativität wird im geisteswissenschaftlichen Bereich mitunter nicht ausreichend berücksichtigt; seine Einhaltung sowie die *Vermeidung von Essentialismen* in dem als definitorisches Vorstadium zu klassifizierenden Bereich phänomenanalytischer Bemühungen sind aber *Voraussetzung für die logisch einwandfreie Struktur* wissenschaftlicher Aussagen, auch im Gebiet literaturwissenschaftlicher Biographik.

3. Künstlerische Persönlichkeitsstrukturen

Psychose und Neurose

Durch Generalisierung – besonders der Ergebnisse von Pathographien – ist historisch recht rasch die Frage nach »der« künstlerischen Persönlichkeitsstruktur überhaupt entstanden. Während sich die heuristische Funktion psychologischer Aspekte in der biographischen Analyse auch für den Literaturwissenschaftler evident und zwingend ergibt, muß dem unvoreingenommenen Betrachter der Sinn einer Erforschung allgemeiner Persönlichkeitsstrukturen für die literaturwissenschaftliche Analyse zunächst fraglich bleiben. So wird denn die notwendige Funktionsbestimmung auf die Voraussetzungen und Bedingungen dieser Fragestellung explizit eingehen müssen: zumal aus diesen auch der spezifische Inhalt der Hypothese, nämlich »Genie und Irrsinn«, ableitbar ist. Wenngleich die erreichbaren Funktionsbestimmungen auch nicht von solcher Einheitlichkeit wie bei der Biographie sein können und außerdem weniger methodischen als literaturtheoretischen Charakter aufweisen, soll die Frage nach der *Konkordanz zwischen Künstlertum und Psychose bzw. Neurose* doch entsprechend den vorliegenden *empirisch-psychologischen Ergebnissen* abgehandelt und abgeschlossen werden, da ihre Lösung eine – wenn auch historisch bedingte – legitime Forderung der Literaturwissenschaft an die Psychologie darstellt.

Empirische Überprüfung der Psychosethese

Schon bei den Pathographien wurde die Voraussetzung für diese Fragestellung deutlich: ein Ästhetikkonzept, das zwischen der Notwendigkeit *wissenschaftlicher Erklärung* und dem vorwissenschaftlichen Wunsch »überhörender« *Identifizierung (Geniekult)* hin- und hergerissen wird. Diese historischen Voraussetzungen des Geniebegriffs in der Ästhetik hat bereits PLAUT (1929) in die Analyse einbezogen; seine Darstellung zeigt in der historischen Entwicklung der europäischen Ästhetik die Polarität zwischen dem Postulat einer »kosmisch-göttlichen« Bedeutung des Genies (vgl. Shaftesbury, PLAUT 1929, 32 f.) und der Konzeption einer im Prinzip vollständig erklärbaren Handwerkslichkeit auf; daß allerdings die Implikationen der Genieästhetik weitaus übergewichtig waren, können die sich anpassenden Verbrämungen der Gegenposition zeigen: so z. B. bei Gottsched die »Gabe des Genies als Geschenk des Himmels« (PLAUT 1929, 32). So stellt denn auch LANGE-EICHBAUM fest, daß Genie (als »mystischer Wertbegriff«) immer einen »religiösen Beigeschmack« habe (1931, 14). Von hier aus ist dann die These vom »Genie und Irrsinn« auch inhaltlich zu verstehen: Die ästhetische Tradition wird fortgesetzt im postulierten Einbruch des Irrationalen, gleichzeitig aber das Bedürfnis nach wissenschaftlicher Erklärung – wenn auch nur auf dem Niveau medizinischer Klassifizierung – befriedigt. Diese gleichzeitige Befriedigung kontradiktorischer Bedürfnisse dürfte viel dazu beigetragen haben, die gesellschaftliche subgroup »Kulturkonsument« zu faszinieren. Hinzu kommt die hypertrophe »Ersatzhypothese« altgriechischer Provenienz: *die Gabe des Genies* beruht auf Ersatz, *muß bezahlt* werden (von Demodokos z. B. mit dem Augenlicht; vgl. WELLEK & WARREN 1963, 66); das Genie ist krank, während der durchschnittliche Mensch »normal« ist, eben gesund (EAST 1938, 275). Umfassend entwickelt wurde das Konzept von Genie und Irrsinn zum ersten Mal von LOMBROSO (deutsch 1887), den nahezu enzyklopädischen Höhepunkt erfuhr es durch LANGE-EICHBAUM, dessen Überblick eine pathographische Analyse für praktisch jede historisch auffällige Persönlichkeit bietet; in der Überarbeitung von KURT sind fast 3000 Pathographien psychiatrischer wie psychoanalytischer Herkunft zusammengetragen (LANGE-EICHBAUM 1956, 495–580). Bei Lombroso wird der Irrsinn noch als Degenerationspsychose aus der Gruppe der Epilepsien klassifiziert; wenn auch LANGE-EICHBAUM später kritisch darüber hinausgegangen ist, ist doch historisch und auch theoretisch diese Beziehung zuerst zu klären, da sie sehr viel weniger innere Verständnismöglichkeiten zeigt als z. B. die Neurose. Das dahinterstehende Konzept, das oben mit CREMERIUS als Exterritorialisierung des Genies bezeichnet wurde und dem ästhetischen Modell vom Einbruch des Irrationalen entgegenkommt, geht von einem *Qualitätsbruch zwischen Genie und »normalem« Sterblichen* aus; das *Geniemodell*, um das es bei aller em-

pirischen Überprüfung der Genie-Irrsinn-These geht, sieht im *Genie nur eine quantitative Steigerung*. Bereits 1903 hat LOEWENFELD unter diesem Modell einen hervorragenden kritischen Forschungsüberblick gegeben (1903, 9, 11 ff.). Die methodologische Kritik an den klassischen Belegen ist hier allerdings erst implizit: Die biographische Methode als psychologische Diagnostik stellt eine Blinddiagnose dar (s. o.) und läuft so Gefahr, die Daten unkontrolliert in Richtung der Hypothese zu verzerren; das ist besonders bei einer Diagnose aus dem Werk der Fall (vgl. LOEWENFELDS Kritik an Lombrosos Dante-Interpretation 1903, 26), die aller Kritik zum Trotz bis heute nicht ausgestorben ist (vgl. BARRETT 1947). Ein Hinweis, daß erhebliche Verfälschungen vorliegen müssen, ist daraus zu ersehen, daß die Belege aus der jeweiligen Gegenwart immer sehr viel spärlicher sind als aus der — unüberprüfbar — Vergangenheit; »Genies« scheinen z. T. durch historischen Abstand »krank« zu werden. Der — logisch vorgeordnete — methodologische Einwand bei der generellen Fragestellung nach der künstlerischen Persönlichkeitsstruktur liegt allerdings im *Bezugsgrößenproblem*: Ein Zusammenhang zwischen Krankheit und Künstlertum kann nur behauptet werden, wenn die *Krankheitsfälle* in der *Teilpopulation »Künstler«* bedeutend (d. h. statistisch signifikant) höher liegen als in der entsprechenden *Gesamtpopulation*; verstreute Belege einzelner erkrankter Künstler nützen hier gar nichts. Diesen Vergleich mit der entsprechenden historisch-geographischen Bezugsgruppe hat bereits LANGE-EICHBAUM eingeführt; während nach ihm noch 12 bis 13 Prozent der Genies psychotische Charakteristika zeigen — im Vergleich zu 0,5 Prozent der Gesamtbevölkerung —, haben sich diese Zahlen bei neueren, exakteren Prüfungen nicht halten lassen. Schon ELLIS kam 1904 in einer speziellen Untersuchung, die alle Krankheitsformen miteinbezog, auf nur 4 Prozent, das Doppelte im Vergleich zur Gesamtbevölkerung (1904, 172). Dabei ist noch zu berücksichtigen, daß einige Krankheitsformen wie Psychosen nach Infektionskrankheiten (vgl. Nietzsches Syphilis) für die Frage des »angeborenen« Zusammenhangs mit Genialität ausgeschlossen werden müßten (EAST 1938, 277). EASTS eigene Untersuchung fand vergleichbare Prozentzahlen bei den Genialen, bei der Gesamtbevölkerung (in den USA und England) jedoch ebenfalls Erkrankungshäufigkeiten um 5 Prozent. Die neueste Untersuchung von GOERTZEL & GOERTZEL (1962) hat speziell für Psychosen¹¹ sogar eine geringere Auftretenshäufigkeit bei Genialen festgestellt.

So läßt sich die erste Konsequenz LANGE-EICHBAUMS mit dem heute vorliegenden Datenmaterial völlig unterstützen: »Die meisten Genies waren niemals psychotisch« (1931, 83; Hervorhebung N. G.). Außerdem ist sein Hinweis zu bekräftigen, daß viele künstlerisch Produktive durch Rauschmittel Vergiftungserscheinungen (quasi-psychotische Zustandsbilder) wie auch extreme Ausnahmezustände

(Schaffensrausch, Zerstretheit etc.) zeigen können; zusätzlich legen die biographischen Analysen den Schluß nahe, daß psychotische Störungen und Schaffensphasen oft nicht einmal zeitlich, geschweige denn genetisch zusammenfallen (LANGE-EICHBAUM 1931, 86). Für die trotzdem einwandfrei nachweisbaren Psychotiker unter den Literaten läßt sich unter dem Aspekt der Funktion für Literaturwissenschaft dieses Wissen besser von einer biographischen Analyse her auf das interpretatorische Verständnis der gewählten Themen übertragen (vgl. oben Pathographie); insgesamt wird man sagen können, daß der »fremdartige Reiz des Werkes« (LANGE-EICHBAUM 1931, 101) nicht durch den *Rekurs auf die Psychose* erklärt werden darf. Dieser Rekurs ist literaturwissenschaftlich als der Versuch zu kennzeichnen, das »extra-ordinäre« literarische Werk durch die Psychose rein bedingungsanalytisch zu erklären und damit gleichzeitig aus dem Bereich »normalen« Verstehens fernzuhalten. Dieser Versuch kann nach dem heutigen Wissensstand als *unzulässig und überholt* gelten. Dementsprechend ist diese Geneseperspektive auch modifiziert worden; das Zurückgehen auf die Psychopathiethese, speziell Künstler und Neurose (vgl. LANGE-EICHBAUM 1931, 85), versucht, über die Motivation der Werkentstehung die Richtung anzugeben, in deren Grenzen das Werk per Interpretation in das »normale« Verstehen einzuholen ist.

Psychoanalyse und Neurosethese

Die *These vom Künstlertum durch Neurose* hat, wie schon die psychoanalytischen Biographien erkennen lassen, ihre wichtigste *wissenschaftliche Grundlage* durch die *Psychoanalyse* gewonnen. So sind auch die Modelle zur empirischen Erforschung der kreativen Persönlichkeit, die ULMANN (1968) in ihrer umfassenden Untersuchung zur Kreativitätsforschung anführt, stark von psychoanalytischen Einflüssen geprägt. Es unterliegt ihnen das FREUDSche Energiemodell in der Abwandlung der New-Yorker-Gruppe (Erikson, Hartmann, Kris, Löwenstein; vgl. ULMANN 1968, 35). Danach wird die Kreativität durch die Gleichzeitigkeit von Lebens- und Destruktionstrieb veranlaßt; die kreativen Handlungen weisen die gleichen *Prozeßmerkmale* auf wie die *Traumvorgänge*: verdrängte Inhalte, Traumarbeit etc.; (vgl. zur Einordnung der psychoanalytischen Prozeßanalyse unten Abschnitt »Prozeß- und Produktmerkmale«, ausführliche Prozeßdarstellung Teil B, »Voraussetzungen«). Auf der Grundlage dieses Persönlichkeitsmodells ist eine relevante, auch empirisch überprüfbare Spezifikation der Neurosethese ableitbar: Der *künstlerische Produktionsprozeß* wird als eine der neurotischen Regression äquivalente *Regression auf den Primärprozeß* angesehen. Damit werden sowohl frühkindliche Inhalte relevant (vgl. z. B. BACHLER 1933 über Kubin), wichtiger aber noch: Der Dichter

wird »in seiner psychischen Organisation als seelische Regressionserscheinung« (RIESER 1954, 8) postuliert. Primärprozeßhaftes Denken ist durch primitive, irrationale Dominanz der Triebinstinkte gekennzeichnet und zeigt (im Gegensatz zum logisch-bewußten Denken als Sekundärprozeß) logische Widersprüche, Agglutinationen, häufige Analogien, Konkretheit, kein Zeitgefühl etc. (vgl. zur Einordnung in das Instanzenmodell Teil B, 6). Die Verbindung zu den analysierten Ästhetikvoraussetzungen bleibt deutlich, die *Exterritorialisierung des Genies* wird lediglich *abgeschwächt* mit gleichzeitiger *negativer Bewertung* als Gegengewicht, indem spezifische Qualitäten »normalen Krankseins« postuliert werden — die partielle *contradictio in adjecto* ist beabsichtigt und m. E. symptomatisch.

Der Begründung eines kreativen Potentials aus der Neurose ist allerdings bald widersprochen worden; KUBIE vertritt die Ansicht, daß sich Kreativität höchstens *trotz* neurotischer Störungen durchsetzt (z. B. in MOONEY & RAZIK 1967, 36). Zwar ist Kreativität für ihn nicht ohne Rückgriff auf *vorbewußte Prozesse* denkbar, aber durch Fixierung erzwungene Regressionen stören das »freie Spiel der Assoziationsprozesse (vgl. DUDEK 1968; McKELLAR 1963); so kommt es zu »Verzerrungen durch die Herrschaft des Unbewußten über das Vorbewußte« (KUBIE 1966, 49 ff.). Im Kontext solcher Kritik hat KRIS eine Modifikation der psychoanalytischen Vorstellung von der dichterischen Regression vorgeschlagen: Danach ist auch eine nachfolgende Phase der Ich-Kontrolle, Realitätsanpassung etc. erforderlich (vgl. KRIS 1952, 26 ff.; 308 ff.). Das Konzept eines solchen *unter Ich-Kontrolle stehenden Primärprozesses* wurde von PINE & HOLT empirisch überprüft; mit Hilfe mehrerer projektiver sowie Kreativitäts-Tests zeigten sie, daß das Ausmaß von Primärprozeß-Produktion und deren Kontrolle unabhängig voneinander sind, Qualität und Effektivität aber von der Kontrolle abhängen (1960, 378). So sprechen auch Psychoanalytiker heute in bezug auf den Produktionsprozeß mehr von Ich-Stärke und Flexibilität als von Regression bzw. Fixierung (FRAIBERG 1961, 46). Trotz der unterschiedlichen Methodiken in den empirischen Prüfungen (vgl. GRAY 1968, 5206) scheint heute gesichert, daß der Zusammenhang zwischen Primärprozeß und Kreativität nur über die vermittelnde Variable der (rein quantitativen) Produktivität zustande kommt: Regression auf den *Primärprozeß* führt zu einem *größeren Assoziationsangebot*, das *Kreative* an der Produktion wird jedoch durch andere, *nicht-neurotische Mechanismen* bestimmt (GRAY ebda.; vgl. speziell für literarische Produktion BARRON 1963, 225). Eine schnelle Aufeinanderfolge von Primär- und Sekundärprozeß ist unabdingbar (vgl. DUDEK 1968, der auch einen gedrängten Überblick der empirischen Überprüfungen gibt); dabei kommt es auf die Flexibilität an, mit der die primitiven Funktionen nutzbar gemacht werden. Das gelingt Krea-

tiven sehr gut (vgl. GAMBLE & KELLNER 1968), Schizophrenen aber z. B. nur innerhalb eines rigiden Schematismus (WILD 1965, 162; 168); Kranken fehlt die Fähigkeit zur abschließenden Integration und Synthese (BELLAK 1958). So erklärt sich GOLANNS Vermutung, Kreativität sei nicht durch Regression auf frühe Probleme und Mechanismen bestimmt, sondern durch die Tendenz, die Erfahrung des eigenen, kognitiven Wahrnehmungs- und Ausdruckspotentials zu maximieren (1962, 593); zur Überprüfung arbeitete er daher mit Reizen von mehr oder weniger großer Ambiguität, Konfliktstärke etc. Kreative bevorzugten dabei signifikant Reize, die für Expansion als symptomatisch gelten dürfen (1962, 595 ff.). Dabei lehnt GOLANN die Reduktionismusthese ab, die Kreativität durch Regression und Mechanismen der stellvertretenden Triebreduktion erklärt; Kreative sind eher als »selbstaktualisierende« Persönlichkeiten zu verstehen (GOLANN 1962, 596). MASLOW definiert diesen Charakterzug durch wenig Kontrolle, keine Blockierungen, Selbstkritik, Offenheit für neue Erfahrungen, wobei er durchaus eine »Primär-Kreativität« feststellt, sie aber durch eine »Sekundärkreativität« ergänzt (in H. H. ANDERSON 1959, 86 ff.). Der Widerspruch zwischen der oben festgestellten Kontrolle des Primärprozesses (KRIS) und der schwachen Kontrolliertheit im Persönlichkeitsgefüge scheint nicht auflösbar: MASLOW findet die Vereinigung von Dichotomien als geradezu charakteristisch (1959, 87). Ähnliche Ergebnisse zeigt auch die sehr extensive Untersuchung von BARRON an 56 bekannten lebenden Schriftstellern, die den Zusammenhang zwischen Kreativität und Neurose noch einmal abschließend beleuchtet. Dabei wird jeder Proband von einem Forscherteam mehrere Tage lang mit allen diagnostischen Mitteln — von informellen Einschätzskalen bis zu objektivierten Leistungstests — untersucht. Übereinstimmend mit anderen Künstlern zeigen die Schriftsteller dabei hohe Produktivität, weite Interessensstreuung, übernormale intellektuelle Fähigkeiten, hohe Bewertung von Rationalität und persönlicher Unabhängigkeit sowie eine konsistente ethische Handlungsbasis (BARRON 1967, 71). Ein interessantes spezifisches Ergebnis aber kam bei den psychopathologischen Unter- tests des MMPI (Minnesota Multiphasic Personality Inventory) heraus: »The average creative writer . . . is in the upper 15% of the general population on all measures of psychopathology furnished by this test.« (BARRON 1967, 72) Nichtsdestotrotz handelt es sich dabei praktisch nicht um eine »Substraktion vom Normalen«, sondern *psychopathologische Exzentrik und persönliche Effektivität* existieren *in Verbindung* miteinander; psychometrisch ausgedrückt, es besteht gleichzeitig ein hoher Wert auf der Ich-Stärke-Skala des MMPI (BARRON 1967, 73). Das ist außerordentlich ungewöhnlich, da normalerweise ein negativer Zusammenhang zwischen diesen beiden Untertestklassen besteht (Korrelationskoeffizienten zwischen

-5 bis -6). So überdauerte das Bild des Dichters als Autor mit hohem Engagement für seine Tagträume, persönliche Phantasien und Fiktionen, wie ihn Freud zeichnete (vgl. B, 6), also des Autors, für den Schreiben Selbsttherapie oder eine sozial akzeptable Form von Phantasieren ist, zu Unrecht; es trifft höchstens und allein auf unfertige bzw. in Entwicklung oder Ausbildung befindliche Schriftsteller aber gilt, daß er zugleich gesünder und kränker ist als der MOONEY & RAZIK 1967, 71). Für den ausgereiften, *kreativen Schriftsteller* aber gilt, daß er zugleich gesünder und kränker ist als der Normalmensch; theoretisch ausgedrückt: Er hat mehr Energie und Reserven, um *psychische Störungen aufzufangen* (BARRON 1967, 75).

Empirisch gesichert: Nicht-neurotische Kreativität

So muß der Kreative in bezug auf seine emotionale Struktur insgesamt durch optimistische Lebensplanung, kreative Unabhängigkeit und selbstdisziplinierte Kontrolle der emotionalen Entwicklung charakterisiert werden (McGUIRE in MOONEY & RAZIK 1967, 83). Damit ist natürlich nicht geleugnet, daß es de facto neurotische Künstler geben mag; allerdings kann man sich fragen, ob solcher Neurotizismus nicht erst von der Gesellschaft induziert wird, einmal durch deren Erwartungshaltung, zum anderen durch die Ablehnung und negative Sanktionierung von Originalität, mangelnder Konformität etc. (vgl. OJEMANN in ANDREWS 1961, 35). Auch die Konsequenz dieser gesellschaftlich akzeptierten Theorie von Künstlertum und Neurose für den neurotischen Künstler ist nicht optimal, er wird sich möglicherweise nicht therapieren lassen (BOTTOME 1955, 21). Die Angst vor der kreativitätszerstörenden Therapie aber ist völlig unbegründet; die Beseitigung neurotischer Symptome wirkt sich »günstig« auf kreatives Schaffen aus, nur eine *Anpassung an die Gesellschaft schadet der künstlerischen Produktion* (Übersicht bei ULMANN 1968, 41 f.).

Der Schriftsteller zeigt also z. T. durchaus Erscheinungen, die neurotischen Symptomen und Problemen analog sind; ihre Verarbeitung aber ist gerade eine nicht neurotische, so daß ein produktiver Literat von der Persönlichkeitsstruktur her im Normalfall keine »kranke« (neurotische) Kreativität zeigen wird (ULMANN 1968, 41). Wo dennoch Neurose und Kreativität gekoppelt auftreten, ist die *Kreativität nicht eine Folge der Krankheit* bzw. durch diese erst ermöglicht, sondern im Gegenteil: Sie hat sich *gegen die neurotischen Tendenzen und Störungen durchzusetzen*. Es liegt bei der These von Genialität und Neurose also ein unzulässiger Schluß vom Phänotypischen auf den Genotyp vor (ULMANN 1968, 39): Vom vorliegenden analog-neurotischen Erscheinungsbild bei Künstlern wurde vorzeitig ohne exakte empirische Überprüfung auf eine genetische Koppelung, ja sogar Verursachung von Kreativität durch Neu-

rose geschlossen. Die Anomalität der künstlerischen Persönlichkeit liegt aber zum großen Teil gerade darin, daß dem Konformitätsdruck der Gesellschaft nicht entsprochen wird. So kommt es zu den lediglich phänotypischen Ähnlichkeiten mit neurotischem Verhalten: Kindlichkeit (als Ausleben der Impulse), intensive Interessenakzentuierung, Unselbständigkeit außerhalb des Interessenbereichs etc. (ULMANN 1968, 40). Die Variabilität des kreativen Verhaltens (BARRON 1957; 1958) ist aber gerade nicht krankhaft (P. N. CAMPBELL 1960). Der Grund für die irri Neurothese der Kreativität und deren beharrliches Überdauern ist auf drei Ebenen zu suchen: Bei den gegebenen Ästhetikvoraussetzungen war es für die Gesellschaft geradezu ein Zwang, die de facto vorliegende Anomalität — in bezug auf die Gesellschaftsnorm — als krankhaft zu interpretieren; zum zweiten haben die Urheber der These, die Psychotherapeuten, von ihren Künstlerpatienten voreilig auf die Persönlichkeit »des« Kreativen überhaupt geschlossen (ULMANN 1968, 39), und zum dritten gibt es zwischen angepaßten und selbstaktualisierenden künstlerisch Tätigen in der Praxis auch noch eine Mittelklasse, die beim Versuch, Anpassung und Selbstaktualisierung zu verbinden, in — neurotische — Konflikte gerät (MACKINNON 1965).

Die Funktion dieser psychologischen Klärung für die Literaturwissenschaft liegt weniger in direkter Anwendbarkeit, sondern sie ist von mehr theoretischer Art: Auch da, wo genetisch frühe (z. B. alogische) Prozeßmechanismen als Teilmengen des Schaffensvorgangs (zur Bewertung siehe A 4: Prozeßanalyse) gesichert sind, ist nicht von einem Einbruch des Irrationalen zu sprechen. Damit ist die Frage nach der Grenzziehung für wissenschaftliches — literaturwissenschaftliches — Fragen entschieden; die These von der Genialität und Psychose bzw. Neurose stellt den Versuch dar, das ästhetisch Neue und inhaltlich Andersartige, also literarisch Eigenartige, jedes Werks als »irgendwie« unbegreiflich außerhalb jeder Erforschungsmöglichkeit zu lokalisieren. Dieser Versuch muß als gescheitert angesehen werden: Es besteht *keine Legitimation einer Grenzziehung wissenschaftlichen Fragens und Erklärens (bzw. Verstehens) gegenüber dem literarischen Werk; der Unterschied zwischen Literatur- und Kommunikationssprache* (vgl. Russischer Formalismus) ist — ohne Restpostulate — *Gegenstand der Literaturwissenschaft; sie hat durch Interpretation in rationaler (logischer) Sprache das künstlerische Werk soweit wie möglich in wissenschaftlich-theoretisches Verstehen zu überführen*.

Klassische Typologien

Bei der Neurothese wurde die Abweichung des literarischen Werks von der gewöhnlichen Erfahrung nur negativ (destruktiv) zu bestimmen versucht: als das Krankhafte, das ein Verständnis entweder gar nicht zulassen könne oder aber doch sehr erschweren müsse. Nachdem die empirische Analyse die Ablehnung zumindest dieses letzten Aspekts der Neurosehypothese ergeben hat, ist nach den *konstruktiven Charakteristiken des (literarischen) Künstlertums* – und damit der im Werk geschaffenen Realität – zu fragen. Die klassischen Ansätze der psychologischen Persönlichkeitsforschung – bzw. dem damaligen Sprachgebrauch entsprechend Charakterkunde – sind durchwegs typologischer Art. Der typologische Aspekt teilt die Individuen auf »mittlerer Höhe der Abstraktion« (A. WELLEK) bezüglich bestimmter Dimensionen in Klassen auf, die sich häufig polar oder polaranalog gegenüberstehen und kontinuierliche Übergangsstufen zwischen den Polen aufweisen. *Beispiele* gerade für den künstlerischen Bereich sind dabei zunächst auf hermeneutisch-phänomenologischen Wege durch die Reflexion von *Künstlern* selbst entstanden. Die bekannteste und grundlegende Typologie dieser Art dürfte die rationale Aufarbeitung Schillers in bezug auf die Diskrepanzen zwischen ihm und Goethe sein: die Unterscheidung zwischen naiven und sentimentalischen Dichtern (SCHILLER 1800). Diese beiden Pole, Naturdichter vs. Ideendichter, sind auf höchster Abstraktionsstufe als Realisten bzw. Idealisten zu bezeichnen; die entsprechende Literatur bietet entweder Darstellung der nachgeahmten Natur oder des Ideals – Sinnenwelt vs. Ideenwelt. Im Prinzip kommen alle anderen bipolaren Ansätze – auch empirischer Art, besonders die Konstitutionstypologie (s. u.) – zu parallelen Ergebnissen; so auch die Unterscheidung NIETZSCHES in apollinisch und dionysisch, die den Realisten mehr handwerklich und den Idealisten mehr romantisch (»besessen«) versteht (NIETZSCHE 1871). Diese anthropologisch-hermeneutischen Konzepte haben ihre direkte Fortsetzung in der geisteswissenschaftlichen Psychologie SPRANGERS gefunden, der allgemein sechs »Lebensformen« unterscheidet, in der Polarität: theoretisch – ökonomisch, ästhetisch – sozial, Machtmensch – religiös (1921); vgl. auch SPENGLER: apollinisch-faustisch; OSTWALD: klassisch-romantisch. Es handelt sich dabei aber immer um reine »Idealtypen«, die im Bezugssystem des »objektiven Geistes« (Hegel) ohne Rücksicht auf reales Vorkommen konstruiert sind. Die psychologisch bedeutenderen Typologien – mit empirischer Überprüfung – konstituieren im Gegensatz dazu einen *Realtypus*, der durchaus beobachtbar ist, wenn auch in den meisten Fällen nicht unvermischt (s. o. die kontinuierlichen Über-

gänge als Charakteristikum des Typenbegriffs). Die bekannteste und am weitesten tragende dieser klassischen Typologien ist die Konstitutionstypologie von KRETSCHMER (1921). Er ging dabei von Beobachtungen seiner psychiatrischen Praxis aus, daß sich die endogenen Geisteskrankheiten systematisch auf bestimmte Körperbauformen verteilen: und zwar ist die Schizophrenie dem leptosomen Körperbau zuzuordnen, die Depression/Manie dem pyknischen.¹² Dabei ist der Pykniker durch eine Tendenz zur Fettleibigkeit bei zartem Knochenbau (kurzer dicker Hals bei geringer Schulterbreite und großem Brustumfang), der Leptosome als langer, schmalwüchsiger Mensch mit scharfem »Dreiecks«profil gekennzeichnet; es gibt dafür eine fast unüberschaubare Menge von optischen und anderen Meßindizes, vgl. die jeweils neueste Auflage von KRETSCHMER 1921. Von dieser statistisch belegten Verteilung der Geisteskrankheiten hat KRETSCHMER dann in den Bereich des Normalen hinein extrapoliert – das schwächste und angegriffenste Glied seines Ansatzes. So kommt er zu bestimmten *Temperamentstypen der normalen Psychostruktur in Entsprechung zu den Konstitutionsklassen*. Der *Pykniker* ist *zyklothym*: in der Gefühlsdimension »kräftig, warm, und mitteilbar, verströmend«; soziale Haltung: »zugewandt, kontaktfreudig«. Der *Leptosome* ist *schizothym*: gefühlsmäßig »karg, kalt, oder verdeckt, verhalten«; soziale Haltung: »zurückhaltend, abständig, scheu bis starr« (nach A. WELLEK 1955, 100). Es gibt eine große Anzahl empirischer Bestätigungen für diese Typologie, die allerdings hauptsächlich aus der Kretschmerschen Schule selbst stammen; in Amerika hat jedoch auch ein zunächst ablehnend-kritischer Ansatz mit Hilfe von Skalierung der optischen Eindrücke in bezug auf die Konstitutionstypen zu insgesamt gleichen Resultaten geführt (SHELDON 1940). Ein psychologisch komplexerer Ansatz, der sich wegen (zu) bereitwilliger Adaption nazistischer Rassenideologie nicht gehalten hat, ist der von E. JAENSCH (1929). Dem KRETSCHMERSCHEN Ansatz parallel ist dabei die Dimension *Integration - Desintegration*, d. i. der Grad des flüssigen Zusammenspiels bzw. der wechselseitigen Durchdringung der psychischen Funktionen und Umweltbezüge; er nimmt Typen in einer Steigerungsreihe auf dieser Dimension an: den *Außenintegrierten* – I_a – gleich extreme Integration und Umweltkohärenz), polar dazu den *Innenintegrierten* – I_i – (= minimale Integration und Umweltkohärenz, aber fester innerer Kern) und zwischen beiden einen mittleren Typ: »Idealistentyp von mittlerer Festigkeit oder mittlerer Lockerheit des Gefüges« (A. WELLEK 1955, 103). Die darüber hinausgehenden Dimensionen der JAENSCHSCHEN Typologie fanden praktisch nur eine Funktion im ideologischen (Miß)brauch – Auflösungstyp als Jude etc. –. Weitere Rezeption wiederum hat die Polarität von *Extraversion - Introversion* gefunden: Sie akzentuiert ebenfalls die Einstellung zur

Umwelt, einmal mit aktiver Wendung nach außen, das andere Mal passiv auf sich selbst gekehrt (JUNG 1921). Diagnostisch gestützt wurde diese Typenpolarität zuerst von RORSCHACH (1948), hier extravertiert und introvertiert benannt, später auch besonders von EYSENCK und CATTELL (vgl. HERRMANN 1969, 246 ff.). So kann man in den vorliegenden Typologien bei Einebnung der unterschiedlichen Akzente praktisch durchgehend Entsprechungen finden, ohne daß damit die einander zugeordneten Pole nun deckungsgleich wären:

Extraversion, Extratension	—	Introversion
Zyklothymie Viszerotonie (SHELDON)	—	Schizothymie, Cerebrotonie
Integration, Ganzheitlichkeit	—	Desintegration, Einzelheitlichkeit
Fließende Gehalte (PFAHLER)	—	feste Gehalte
naiv, appollinisch	—	sentimentalisch, dionysisch

(vgl. auch die Überblicke bei ROHRACHER 1965, WELLEK 1955)

Übertragung auf Literaten

Diese Polaritäten sind dann auch auf *Literaten angewandt* worden; am bekanntesten auch hier wieder KRETSCHMERS Übertragung auf »geniale Menschen« (KRETSCHMER 1931). Bei dieser erneuten Extrapolation der (normalen) Temperamentstypen zu dichterischen Begabungstypen ergeben sich folgende Zuordnungen:

Zyklothymiker: Realisten, Humoristen

Schizothymiker: Pathetiker, Romantiker, Formkünstler

Die Argumentation ist sehr evident und zeigt schon Parallelen bei Schiller: Der Zyklothyme, charakterisiert durch sein subjektives — z. T. humorvolles — Erleben, akzeptiert Leben und Realität unverfälscht und »hat das Bedürfnis, alles zu sagen, was ihm einfällt« (ROHRACHER 1965, 41). Dementsprechend wird die *literarische Darstellung* eines Zyklothymen gekennzeichnet sein durch: Breite, Ausführlichkeit, epische Weitschweifigkeit, Detailliebe, Anschaulichkeit, subjektive Standpunkte, liebevollen Humor. Die optische Analyse — zu deren Validität s. o. SHELDON — von Bildern bzw. Fotos entsprechender Dichter (Realisten, Humoristen etc.) zeigt in der Tat deren pyknischen Habitus: Klassische Beispiele sind Balsac, Keller, Reuter, Zola; mit einigen schizothymen Einschlügen: Busch, C. F. Meyer, Stifter. Durch analoge Übertragung kann man die *Charakteristika schizothym-literarischer Produktion* ableiten: Unpersönlichkeit, Sachlichkeit, aber auch romantische Weltferne, Wirklichkeitsfeindlichkeit, durchgehende Formakzentuierung, klarer Aufbau, Feinheit, Zartheit. Auch hier lassen sich die entsprechenden Konstitutionsmerkmale nachweisen: Leptosom sind z. B. Eichendorff, E. T. A. Hoffmann, Hölderlin, Kleist, Novalis, Schiller, wobei für Hölderlin wegen seiner Schizophrenie ja schon wieder die Zugehörigkeit zu KRETSCHMERS Ausgangspunkt, der konstitutionsbiologischen Affinität der Geisteskrankheiten, gilt. Die Anwendung des

KRETSCHMERSchen Ansatzes auf die übrigen Genialen — bildende Künstler, Gelehrte, etc. — bietet keine neue Information (vgl. dazu KRETSCHMER 1931).

Ebenfalls speziell auf Literaten übertragen worden ist die Typologie von JAENSCH; der Außenintegrierte entspricht dabei ziemlich uneingeschränkt dem KRETSCHMERSchen Zyklothymen, der Innenintegrierte dem Schizothymen (vgl. LEINWEBER 1929, 86 ff.). *Beim Außenintegrierten* ergibt sich allerdings nach der JAENSCHSchen Theorie ein *Spezialphänomen*, das den Literaturwissenschaftler z. T. sehr angezogen hat: die sog. *Eidetik*. Sie tritt nach JAENSCH besonders bei »urtümlichem« Erleben, hoher Integration und Umweltkohärenz auf, und es ist jahrzehntlang ein psychologischer Topos gewesen, sie von den Voraussetzungen einer neoromantischen Entwicklungspsychologie aus sowohl dem ontogenetisch frühen Erleben der Kindheit als auch dem phylogenetisch-analog frühen — eben kindlich-urtümlichen — Erleben des Dichters zuzuschreiben (so z. B. WERNER 1953). Bei »eidetischen Anschauungsbildern« ist die Grenze zwischen Wahrnehmung und Vorstellung verwischt; gewöhnlich sind Vorstellungen weniger plastisch, warm, farbig, und besonders weniger resistent als Wahrnehmungen. Für den Eidetiker wird postuliert, daß seine Vorstellungen praktisch Wahrnehmungsqualitäten aufweisen; er kann zuvor wahrgenommene Bilder und Ereignisse z. B. in voller Differenziertheit projizieren — und dann in allen Einzelheiten beschreiben. Solche eidetischen Anlagen lassen sich vornehmlich aus den literarischen Werken von naturalistischen Erzählern erschließen, z. B. Goethe, Keller, Ludwig, Scheffel — aber auch E. T. A. Hoffmann, Tieck (vgl. KROH 1920). Trotz der großen Übereinstimmung von literaturwissenschaftlichen Beschreibungen und typologischem Ansatz läßt die empirische Überprüfung der Existenz von »eidetischen Anschauungsbildern« — wie überhaupt der gesamten Theorie von JAENSCH — sehr zu wünschen übrig, so daß von einer gesicherten psychologischen Erkenntnis kaum gesprochen werden kann. Ähnliches gilt für das Phänomen der *Synästhesien* im literarischen Bereich (»Mitempfindung«; z. B. Farbermpfindung bei bestimmten Geräuschen: rot wird als Trompetenton gehört); es gibt zwar mittlerweile eine Fülle empirischer Belege für solche »intermodale Qualitäten« (WERNER 1966), und es ist auch gesichert, daß bei künstlerisch Tätigen mehr Synästhetiker auftreten als in der Normalpopulation (ULICH 1957). Doch die theoretischen Erklärungen dieser Phänomene schließen nicht aus, daß intersensorielle Zusammenhänge auch gelernt werden können (WERNER 1966, 299); deswegen ist es von hier aus nicht eindeutig zu entscheiden, ob Synästhesien im literarischen Bereich auf heteromodale Entsprechungen beim Autor zurückzuführen sind oder nicht auch als (mehr oder minder bewußt eingesetztes) *literarisches Stilmittel* angesehen werden können.

Typologie und Poetik

Die angeführten Beispiele zeigen aber die mögliche Funktion der *psychologischen Typologien* bzw. deren Übertragungen für die literaturwissenschaftliche Analyse deutlich auf: Es werden *inhaltlich-qualitative Beschreibungsdimensionen* geboten, die sich *heuristisch fruchtbar* auch auf die Deskription *ästhetischer* Werkqualitäten anwenden lassen. Sinnvollerweise sollte man solche in der Analogie heuristischen Übertragungen allerdings nur bei empirisch überprüften Typologien vornehmen; erleichtert wird das Übertragen inhaltlicher Beschreibungsdimensionen durch die meßmethodischen Forderungen, die von der neueren empirischen Persönlichkeitsforschung an die Typenkonzepte gestellt werden: Die klassische Typenkonzeption würde z. B. Häufigkeitsballungen (von Personen) an den beiden Polen Extra- vs. Introversion tolerieren; man hätte dann nicht eine Beschreibungsdimension mit Normalverteilung (unimodal, d. h. größte Häufigkeit beim Mittelwert wie z. B. beim Längenwachstum, Intelligenz etc.), sondern eine bimodale Verteilung (zwei Häufigkeitsmaxima). Solche multimodalen Beschreibungsdimensionen gelten als unechte Skalen und sind in mehrere unimodale Skalen aufzulösen (HERRMANN 1969, 142 ff.), so daß man *getrennte Beschreibungsdimensionen* erhält, für die eine Anwendung stringenter zu leisten ist. Zudem erlaubt die faktorenanalytische Aufarbeitung der Typenkonzepte (vgl. HERRMANN 1969, 147 ff.) eine heuristisch sehr fruchtbare Einbettung in größere theoretische Zusammenhänge. Über eine so erreichbare, auf mittlerer Höhe der Abstraktion stehende ästhetische Werkbeschreibung hinaus ist die *Autor-Welt-Relation* auf die *Werk-Welt-Relation* als Heuristik verschiebbar: So kann man generelle Hinweise und Prüfsteine gewinnen, ob *inhaltliche Analysen* von Wertsystemen, Haltungen etc., die man im literarischen Werk herauszukristallisieren sucht, angemessen sind. Diese Frage der vom Autor und analog vom Werk eingenommenen Haltung zur Realität als Umwelt läßt sich allerdings auch auf die *Form* ausdehnen; und während die bisher beschriebenen heuristischen Funktionen zumeist für ein je spezielles Werk inkrafttreten, bezieht sich die Frage nach der *Sprechhaltung* (des Autors und Werks) mehr auf *grundsätzliche Dimensionen der literarischen Gestaltung*. So ist es denn schon ein Standardansatz geworden, von einem psychologischen (typologischen) Aspekt aus eine Grundlegung der Dichtungsgattungen zu versuchen (vgl. bereits HARTL 1924). Nach der Aufgabe einer normativen Poetik ist die Suche nach einer quasi-empirischen – eben nicht normativen – Grundlage unumgänglich; psychologisches Typologisieren hat sich hier schon frühzeitig angeboten. Die Ersatzfunktion dieser »Grundlage« zum Aufbau praktisch der gleichen Dichtungsgattungen (wie in der normativen Poetik) ist nur selten durchbrochen worden: Es wurde meist nur das Bedürfnis verspürt, die bereits eingeteilten »Stilformen der Dichtung aus der Psychologie der

Dichter und des Publikums« zu erklären (MÜLLER-FREIENFELS 1921, 3). So hat denn auch nur MUSCHG von der Analyse der dichterischen Phantasie aus (magische, mystische, mythische) über die entsprechende Sprechhaltung (Sprache der ersten, zweiten, dritten Person) Dichtungsformen abzuleiten versucht, die »hinter die literarischen Gattungen zurück«reichen (MUSCHG 1969, 92). Einer der Gründe dafür liegt darin, daß psychologische Typengenerierung und literaturwissenschaftliche Poetik im selben geistesgeschichtlich-historischen Bereich konfundiert sind. Die *methodisch saubere Kontrolle* einer *psychologischen Grundlegung von »Dichter und Publikum«* aus ist bisher gar *nicht gegeben*. Trotzdem erfreut sich diese Art der – nichtempirischen – Grundlegung einer Poetik in der Literaturwissenschaft einer nicht geringen Beliebtheit und Anerkennung; entkleidet man z. B. STAIGERS »Fundamentalpoetik« ihrer essentialistischen Teilstücke, so erweist sie sich ebenfalls als phänomenologisch-anthropologische Poetik der Dichtungsgattungen auf der Grundlage psychologischer Typologisierung (vgl. MUSCHG 1968, 19). Die Forderung nach *empirischer Kontrolle* auch der Publikumsrezeption würde aber in letzter Konsequenz die hier substituierte wissenschaftstheoretische *Voraussetzung einer hermeneutischen Literaturwissenschaft überschreiten* (vgl. Teil II). An der Grenze hermeneutischer Kritikmöglichkeiten angelangt, bleibt nur die Möglichkeit, eine mehr literaturimmanente Poetikanalyse zu fordern oder die *psychologisch (-typologischen) Grundlagen expliziter* in ihrer heuristischen Funktion – und damit ohne Essentialismen – einzusetzen, um so in der Tat eine Ablösung normativer Poetik durch kritische Poetologie anzustreben.

Ergebnisse der modernen Kreativitätsforschung

Die neuere, empirisch-direkte Erforschung der kreativen Persönlichkeit betont *formale Persönlichkeitsstrukturen* und -mechanismen. Ihre Verwertbarkeit für die Literaturwissenschaft ist daher – über die schon dargestellte empirische Entscheidung der Psychose/Neurose-These hinaus – bei weitem nicht so direkt. Zur Andeutung künftiger Möglichkeiten scheint mir dennoch ein ganz kurzer Abriss der wichtigsten Forschungsergebnisse sinnvoll; ich folge dabei im wesentlichen der vorzüglich integrierenden Darstellung ULMANN'S (1968), die ich entsprechend der hier vorliegenden Fragestellung verkürze bzw. anders strukturiere. Die moderne Kreativitätsforschung ist in Amerika entstanden, motiviert erst durch den pragmatischen Mangel an »kreativen« Persönlichkeiten: Obwohl schon 1950 von GUILFORD ins wissenschaftliche Problembewußtsein gerückt, sorgte erst der »Sputnikschock« 1958 für die explosionsartige Ausbreitung der Kreativitätsforschung. Dementsprechend wechselte das Forschungsinteresse auch, wie ALBETT in einer Inhaltsanalyse von Publikationen der Jahre 1927–65 feststellte, von der Psychopathologie des Genialen zur »Persönlichkeits-

dynamik und den kognitiven Prozessen« der Kreativität (1969, 746 bis 750).

So ist die Erforschung der intellektuellen Charakteristika eines der wichtigsten Gebiete der Kreativitätsforschung geworden; dieser Bereich ist hauptsächlich durch GUILFORD geprägt, der ein dreidimensionales Modell der Intellektstruktur vorgelegt und in jahrzehntelanger Arbeit immer weiter ausdifferenziert hat, so daß es bereits mehr als 120 Intelligenzfaktoren umfaßt (s. ULMANN 1968, 45 ff.). Ein für die Kreativitätsforschung wichtiges Ergebnis innerhalb dieses Modells ist die Unterscheidung: konvergentes — divergentes Denken. *Konvergierendes Denken* sucht aus einer Problemstellung immer den *einen (einzig)* richtigen *Lösungsweg* abzuleiten und die eine Lösung zu deduzieren; dieses konvergierende Denken wird nicht nur ausschließlich von den klassischen Intelligenztests geprüft, sondern auch weitgehend von unserem Schulsystem angezielt (vgl. KEMMLER 1969). *Divergierendes Denken* dagegen sucht nach *mehreren Lösungsmöglichkeiten* für ein Problem und damit nach neuen »originellen« Anwendungsmöglichkeiten des vorhandenen Wissensbestandes; divergierend kann daher in vielen Fällen übereinstimmen mit »von der sozialen Norm abweichend« (GETZELS & JACKSON 1959). GUILFORD hat drei Faktorengruppen herausgearbeitet: Flüssigkeit, Flexibilität und Elaboration (= Fähigkeit zu sorgfältiger Ausarbeitung). Bei der Flüssigkeit sind für Künstler besonders die Faktoren der *Assoziations- und Expressionsflüssigkeit* relevant. Im Bereich der Flexibilität stellt nach GUILFORD die *adaptive Flexibilität* die »Originalität« dar, die für ihn die »hervorragendste Fähigkeit des kreativen Individuums« ist (ULMANN 1968, 48; vgl. KETTNER, GUILFORD & CHRISTENSEN 1959). *Auch eine quantitative Weite der Ideen- und Assoziationsproduktion* ist, mit Einschränkung durch situationale Variablen, für Kreative symptomatisch (ULMANN 1968, 49). Obwohl divergierendes Denken oft mit Kreativität gleichgesetzt wird, sieht GUILFORD selbst auch konvergierende Teilaspekte durchaus als Bestandteil kreativen Denkens an, besonders bei der Elaboration.

Abgesehen von den speziell intellektuellen Charakteristiken lassen sich Persönlichkeitsmerkmale feststellen, die als *Bedingungen für kreatives Verhalten* verstanden werden können. Ob man die weitgehende Übereinstimmung solcher Merkmale bei Kreativen als Resultat der generalisierenden Forschungsperspektive oder als empirisch vorliegende Strukturidentität auffassen soll, ist noch nicht zu klären. Immerhin hat WHITE (1931) bei der Analyse von 300 »Genialen« eine übernormale Interessenbreite festgestellt, die eine *differentielle Validität* bestimmter Persönlichkeitsmodelle für spezielle Untergruppen *nicht nahelegt*; so kommt auch BARRON für die hier thematische Klasse Schriftsteller zur Schlußfolgerung (in MOONEY & RAZIK 1967, 74), daß sich deren Persönlichkeitsstruktur nicht von der anderer kreativer Individuen

unterscheide (»including those whose business is to be silent«). Deren Merkmale allgemein (vgl. ULMANN 1968, 42 ff.) sind Voraussetzung, um überhaupt Probleme adäquat erfassen zu können: z. B. Offenheit gegenüber der Umwelt. Die Vorliebe für Neues kann kritisch (C. W. TAYLOR 1964) wie auch aggressiv (BARRON 1955) gefärbt sein. Die Offenheit im Wahrnehmungsbereich (SCHULMANN 1966) ist aber nicht gleichbedeutend mit Offenheit gegenüber sozialen Einflüssen. Besonders wichtig scheint die Fähigkeit, aus Wahrnehmung und Handlung resultierende Konflikte zu ertragen: Ambiguitätstoleranz verbindet sich mit der Bevorzugung von Irregularität, um die Reize in eine neue, produktive Ordnung zu bringen (BARRON 1958). Sachliches Engagement und Urteilsunabhängigkeit lassen den Kreativen »unkonventionell« erscheinen (CLARK et al. 1965; STEIN 1956). So kommt es zu den spannungsreichen, außerordentlich ungewöhnlichen Verbindungen polar entgegengesetzter Merkmale, von der die oben bei der Neurothese abgehandelte *Einheit emotionaler Stabilität und Angstanfälligkeit nur ein Beispiel* ist, die sich — mit Intensitätsschwankungen — übrigens bei allen Kreativen aufweisen läßt (vgl. BLOOM 1964; R. B. CATTELL 1964; J. A. CHAMBERS 1964; CLARK et al. 1965). Besonders relevant scheint mir hier für die Psychologie des Künstlers die Polarität von *Einstellung auf sachliche Gegebenheiten und fehlender sozialer Anpassung*; zwar sind die Gründe — niedrige soziale Werthaltungen? (BLATT & STEIN 1957) — noch nicht geklärt, doch scheint unsozialisierbares Verhalten erforderliche Voraussetzung für Kreativität zu sein (ULMANN 1968, 44). Das aber bedeutet nicht, daß immer und überall sozial unangepaßtes Verhalten von Kreativen zu erwarten ist; wenn die persönliche Eigenart nicht gefährdet wird, ist auch durchaus eine unabhängig-eigenständige soziale Angepaßtheit möglich (CRUTCHFIELD in GRUBER et al. 1963). Eine *Akzentuierung ästhetischer und theoretischer Wertbereiche* (ALLPORT-VERNON-Wertskala) hat sich bei Kreativen durchwegs bestätigen lassen (z. B. J. R. WARREN & HEIST 1960; W. A. KENNEDY & A. H. SMITH 1963); speziell bei Schriftstellern ergab sich noch eine explizite Abwertung der ökonomischen Fragen (BARRON in MOONEY & RAZIK 1967, 73). Das bedeutet aber weder für die Persönlichkeitsstruktur noch für die kognitiven Prozesse eine krankhafte Weltferne; zwar konnten in allen speziellen Untersuchungen von Künstlern bzw. Literaten die spannungsreiche Einheit von emotionaler Sensibilität und Stabilität (vgl. zusätzlich DREYDAHL & CATTELL 1958; CROSS, CATTELL & BUTCHER 1967) nachgewiesen werden, doch steht der Regressionsfähigkeit immer notwendig die Fähigkeit zur Synthese und Anpassung gegenüber (BARRON 1957; BELLAK 1958, 372). So zeigt der Schriftsteller stärker noch als die übrigen Kreativen als konstruktives Merkmal das »kosmologische« Motiv, »a strong desire to create a private cosmos of meaning through work« (BARRON in NEWCOMB 1965, 90).

Die vorliegenden Untersuchungsansätze zeigen, daß die heutige Forschung auch an der Identifizierung und Nutzbarmachung geringer Kreativitätsgrade interessiert ist; weitgehend unterliegt den derzeitigen Forschungskonzepten also das *Modell quantitativer Gradabstufungen von Kreativität*. Dennoch lassen sich auch qualitative Aspekte anlegen, z. B. im Hinblick auf die Spezifität von Talenten (ULMANN 1968, 52). Rein quantitative Abschätzungen von Kreativitätsausprägungen werden zumeist durch Tests erfaßt, die die Produktqualitäten — und damit -kriterien — mit einbeziehen (vgl. u. Produktmerkmale). Eine *Synthese von qualitativem und quantitativem Konzept* ist in der Unterscheidung verschiedener Kreativitätsniveaus zu finden. So unterscheiden GHISELIN (1958) und MASLOW (1958) zwei Niveaus: Das niedrigere besteht in der Weiterentwicklung vorhandener Systeme (Analysieren von Vorgegebenem), das höhere im Hinausgehen über Vorgegebenes bzw. bei »Einführung neuer Bedeutungen oder Ordnungen« (ULMANN 1968, 53). Die auf dieser Stufe »primärer« Kreativität Stehenden nennt HARMON (1964) »shakers«, die übrigen »movers«. Eine weitere Ausdifferenzierung in 5 *Kreativitätsniveaus* hat J. A. TAYLOR (1959) vorgelegt: *expressive* Kreativität (Expression unabhängig von der Qualität); *produktive* Kreativität: erbringt ein neues Produkt; *inventive* Kreativität: alte Teile in neuer Bedeutung; *innovative* Kreativität: bringt grundsätzliche Änderungen; »*emergentive creativity*«: absorbiert Altes und wandelt es zu völlig Neuem um (Beispiel: Relativitätstheorie).

Funktion für die Literaturwissenschaft

Überblickt man die ansatzweise dargestellten Ergebnisse der neueren psychologischen Kreativitätsforschung, so wird deutlich, daß eine einheitliche und direkte Funktionsbestimmung für die Literaturwissenschaft kaum möglich ist. Da die empirischen Untersuchungen praktisch ausschließlich in der 2. Hälfte des 20. Jhdts. durchgeführt wurden, können selbstverständlich keine Rückschlüsse auf historische Stadien des Literatentums (z. B. Mittelalter; vgl. besonders die Bewertung des Ökonomischen) gezogen, sondern Geltung der Ergebnisse nur für das 20. Jhd. behauptet werden. Die *heuristischen Möglichkeiten* der einzelnen Aspekte — soweit sie sich auf literaturtheoretische, poetologische und Interpretationsfragen beziehen — scheinen mir dennoch potentiell sehr weitreichend zu sein. Nimmt man z. B. die außerordentlich gut gesicherten Fakten des divergierenden Denkens und der Nichtsozialisierbarkeit von Kreativen zusammen, so läßt sich von da aus eine *Metakritik der Interpretationsmethodik* einleiten: Man wird sich fragen müssen, wie man bei solchen Voraussetzungen — auch literarischer Werke — noch konvergierende Interpretationsverfahren in der Literaturwissenschaft anwenden kann; das bezieht sich sowohl auf den *Methodenmonismus* wie auf die verborgenen faschistoiden und kleri-

kal-abendländischen »*Kulturhintergründe* gerade der deutschen Germanistik (vgl. LÄMMERT et al. 1967). Die Haltung des kreativen Literaten gegenüber der Gesellschaft kann außerdem Hinweise auf die Theorie der *Funktion von Literatur in der modernen Gesellschaft* geben und entsprechende inhaltliche Subkategorien in Verbindung mit der Soziologie als Heuristik in soziologischen Interpretationsmethodiken anbieten. Die Niveaustufen der Kreativität schließlich können in Richtung auf die literarische Verarbeitung von »Außenrealität« interpretiert werden, um so die speziellen Charakteristika der dem literarischen Werk »eigenen Realität« abzuleiten; die formalen Aspekte können dann bei der je speziellen Werkbetrachtung eine Synthese mit werkimmanenten wie strukturalen Interpretationsverfahren eingehen. Die Fruchtbarmachung der psychologischen Ergebnisse bleibt im Einzelfall natürlich der Kreativität des Interpreten überlassen; dennoch ist als kritische Einstellung gegenüber der Psychologie zu explizieren, daß dies z. Z. nur in den seltensten Fällen gelingen wird, da noch kein übergreifendes Konzept von Kreativität vorliegt (vgl. SMITH 1968, 698). Damit sind der Rezipierbarkeit der psychologischen Ergebnisse durch Nachbarwissenschaftler starke pragmatische Hindernisse entgegengesetzt, obwohl die heuristische Fruchtbarkeit — wohl besonders für die in Zukunft weiterentwickelte psychologische Forschung — grundsätzlich gegeben ist.

Identifizierung und Entwicklung von Kreativität

Entsprechend der dargestellten Forschungsrichtung ist auch die Diagnostik mehr auf die *Identifizierung allgemeiner Kreativität* als auf spezielle Talente ausgerichtet. ULMANN (1968, 59 ff.) unterscheidet zwischen psychometrischen Tests und Beurteilungsverfahren. Die Beurteilung kann entweder den Prozeß, das Produkt oder die Persönlichkeit direkt als Urteilsgegenstand zur Grundlage nehmen. Bei der direkten Persönlichkeitsbeurteilung, die ja für die oben dargestellte Erforschung kreativer Persönlichkeitsmerkmale teilweise Voraussetzung ist, wird als älteste und einfachste Methode das Auswählen historisch anerkannter Persönlichkeiten angewandt (vgl. LANGE-EIECHBAUMS Konzept des Genies durch »Ruhm«). Da hierbei keine validen Daten erreichbar sind, muß für empirische Forschung ein analoges Äquivalent geschaffen werden. Das ist durch *sich gegenseitig korrigierende Befragung von Fachleuten* möglich, wie etwa bei MACKINNON (1964): Er ließ »10 Architekten je 40 kreative Architekten nominieren, wählte aus den so bezeichneten die 80 aus, die die meisten Stimmen bekommen hatten, ließ diese sich wieder gegenseitig einschätzen und korrelierte diese Einschätzungen mit Einschätzungen von Zeit-schriftenherausgebern« (ULMANN 1968, 66).¹³

Die psychometrischen Tests zum Diagnostizieren von Kreativität sind zumeist auf der Grundlage einer spezifischen Theorie der Kreativität aufgebaut und beziehen sich im wesentlichen auf zwei Klassen von Funktionen: *intellektuelle und Wahrnehmungsfunktionen*. Die entsprechenden Denktests sind wiederum stark von GUILFORD beeinflusst, einen Überblick verschiedener Teiltests und auch Gegenkonzepte gibt ULMANN (1968, 76–92). Bei den Wahrnehmungstests muß der Proband Wahrnehmungsgegenstände, die sich hinsichtlich ihrer Komplexität unterscheiden, nach Ge- oder Mißfallen einordnen (vgl. Beispiele bei ULMANN 1968, 92 ff.). Diese Tests sind naturgemäß besonders zur Identifizierung visuell-künstlerischer Kreativität geeignet und auch entsprechend eingesetzt worden (WELSH 1949). Fragt man nach der Identifizierung spezieller künstlerischer Kreativitätsarten, so trifft man allerdings auch bei den anderen Tests nur die Spezifikation in bezug auf bildende Kunst an (FISICHELLI & WELCH 1947; J. C. ROSEN 1955; WELCH 1946). Die *diagnostische Erfassung literarischer Kreativität* mit Hilfe psychologischer Tests ist also z. Z. *noch nicht möglich* — und wird für die Zukunft wohl nur bei interdisziplinärer Zusammenarbeit effizient angegangen werden können. Darüber hinaus weist heute noch jede Kreativitätsdiagnose einen schwerwiegenden Nachteil auf: *Potentielle, noch nicht manifeste Fähigkeiten* sind bisher wohl *nicht diagnostizierbar* (CRUTCHFIELD 1966); auch die eventuell weiterhelfenden Längsschnittuntersuchungen haben bis heute keine Hilfen für eine die mögliche Entwicklung umgreifende Prognose geben können (vgl. ALBETT 1969, 752). Eine solche wäre aber gerade für die Förderung und Schulung literarischer Talente Voraussetzung. Dementsprechend ist auch die Forschung bezüglich der Erziehung zur Kreativität mehr auf die *Nutzung* der allgemeinen *Kreativitätsreserven* — analog der Bildungsreserven — im gesellschaftlichen System ausgerichtet, nicht auf die Schaffung weit herausragender (künstlerischer) Leistungen (VERNON 1968); die hauptsächlichen Fragestellungen sind, wie man eine Verschüttung von kreativen Anlagen im Kindesalter durch das »falsch programmierte« Schulsystem vermeiden kann und wie der einzelne seine Möglichkeiten zur Kreativität *quantitativ steigern* bzw. völlig auslasten kann (vgl. z. B. A. D. MOORE 1969). Methoden wie »brain-storming« etc. unterliegen meist allgemeinen Prinzipien wie »extended effort in idea production« (PARNES in TAYLOR 1964, 150); auch das Ziel, kreative Leser z. B. zu entwickeln, ist nicht literarisch gemeint, sondern bezieht sich auf aktiv-kritische Rezeption von Lerninhalten überhaupt (vgl. TORRANCE in MOONEY & RAZIK 1967, 193). So sind die Konzepte, die das Lehren spezifisch künstlerischer Kreativität anzielen, meistens auf die bildende Kunst beschränkt. Allerdings werden auch hier bereits z. T. empirisch ungeprüfte Prozesse zur didaktischen Adaptation substituiert; so unterscheidet z. B. EHRENZWEIG drei Prozeßstadien: anfangs ein

schizoides (»projecting fragmented parts of the self into the work«), dann ein manisches (»initiates unconscious scanning that integrates art's substructure«), schließlich ein depressives, das mit der handwerklichen Überarbeitung koinzidiert (1967, 102 f.).

Bezieht man ein, daß die Position der Kunst als Selbstaussdruck ästhetisch immer wieder fragwürdig geworden ist, so müßte eine *Schulung literarischer Kreativität* gerade auch jene Stadien der *Überführung von kreativer Idee in das Werk* umfassen. Das scheint aber bisher von Theorie und Praxis her im Bereich der bildenden Kunst am weitesten (vgl. z. B. BEITTEL in TAYLOR & WILLIAMS 1966), dem *der Literatur aber am wenigsten gelungen zu sein*. Zwar gibt es in Amerika Konzepte hinsichtlich der Erziehung zu schöpferischem Schreiben (creative writing), sie dürften aber wohl kaum literaturtheoretisch begründeten Anforderungen in bezug auf literarisch-künstlerische Kreativität genügen. So ist bisher m. E. keine umfassende psychologische Schulung literarischen Schreibens in Sicht, obwohl die allgemeinen Grundlagen für die Zukunft gelegt sind (vgl. schon DOWNEY 1918).

4. Kreative Prozeß- und Produktqualitäten

Prozeßanalyse

Die Analyse des künstlerischen — und speziell literarischen — Schaffensprozesses ist mit einer unerschöpflichen Vielfalt von Materialien, Methoden, Voraussetzungen und Zielen angegangen worden, so daß eindeutige Klassifikationen kaum möglich erscheinen und die inhaltliche Aufarbeitung zur Theorie des literarischen Produzierens eine spezielle, umfangreiche Monographie darstellen müßte. So lassen sich hier nur einige, grundlegende Ordnungsaspekte ansprechen, die Hinweise auf die literaturwissenschaftliche Verwertbarkeit — und die weitere Darstellung — geben.

Hermeneutische Untersuchungen

Bei den hermeneutischen Ansätzen, die z. T. mit psychologienaher Nomenklatur arbeiten, gibt es philosophische Arbeiten, die ihre *Modelle aus der Philosophiegeschichte* beziehen; so versucht z. B. BARMMEYER (1968) das antike (mythologische) Modell der Musen mit neuzeitlicher Erfahrung in einer »Inspirationstheorie« zu vereinen. Ziel ist, die »Gefahr der zufälligen Subjektivität« des Schaffens durch die »überpersönliche Autorität« und Autorschaft im Musenmodell als »Basis einer unmittelbaren Objektivität« zu bannen (BARMMEYER 1968, 16 u. 205). Auch die *zwischen Anthropologie und Ästhetik stehenden* — psychologisierenden — *Konzepte* (vgl. BRAUER 1966: »Das Finden

als Moment des Schöpferischen«) haben eine alte Tradition (vgl. z. B. auch als neoromantische Regressionstheorie der literarischen Form RIESER 1954; umfassend für Literatur und bildende Kunst MARITAIN 1953). Das kulturphilosophische Modell der Kunst als Spiel hat hier weite Verbreitung gefunden (z. B. DELACROIX 1927). Hier gibt es außer den an die Untersuchungen über das »Wesen des Dichterischen« (s. o.) anschließenden essentialistischen Schaffensanalysen der hermeneutischen Psychologie (vgl. REICKE 1915) auch Versuche einer Verbindung zunächst getrennter philosophischer und psychologischer Methodik, was zu einer inhaltlichen Befruchtung und daraus resultierenden Aspektfülle führen kann (vgl. PORTNOY 1942).

Die wegen der beiderseitigen Verwendbarkeit naheliegenden biographischen Daten als Belege lassen sich natürlich auch von literaturwissenschaftlicher Seite aus aufarbeiten; ein bestimmter Schriftsteller dient dann als paradigmatisches Beispiel (vgl. z. B. in bezug auf H. James: McCARTHY 1958). Der Literaturwissenschaftler wird allerdings dazu tendieren, möglichst weitgehend eine Einheit von Person und Werk und Schaffensprozeß herzustellen; als ein bekanntes Werk dieser Art gilt LOWES' Analyse der Entstehung von Coleridges Kubla Khan (1928). Bei der Beschränkung auf *ein* literarisches Werk ist allerdings eine Gefahr zu beachten: Auch heute noch wird bei der Literaturinterpretation die literaturtheoretisch längst abgelehnte – und abgelegte – Implikation unterlegt, der vom Autor intendierte Sinn eines (und zwar seines) Werks stelle den »objektiven - wahren - Gehalt« dar; eine Produktionsanalyse mit solchen Isomorphiefolgerungen für das Werk (*»genetischer Trugschluß«*) überschreitet natürlich weit ihre Befugnisse (vgl. zur Kritik: Rezeption und Leservariablen). *Geringer* scheint eine solche *Gefahr der Überinterpretation* – im Hinblick auf die in unserer Argumentationskette bisher noch nicht bestimmte heuristische Funktion – dann zu sein, wenn eine *Vielzahl von literarischen Werken*, Werkfassungen und *Reflexionen der Literaten* einer literaturwissenschaftlichen Produktionsanalyse zugrunde liegen; das beste Beispiel bildet hier zweifellos die Analyse (STAUFFER in ARNHEIM et al. 1948), zu der das entsprechende Belegmaterial zuerst vorlag und erst den Anstoß zur Untersuchung gab: die »modern poetry collection« der Lockwood Memorial Library in Buffalo mit 10 000 Bänden, 350 Periodika, 3000 Manuskripten von vorläufigen Werkfassungen und 2500 Briefen mit Reflexionen von Lyrikern über den Schaffensprozeß – alles z. T. direkt von anglo-amerikanischen Lyrikern zur Verfügung gestellt. Den Literaturwissenschaftler interessieren dabei natürlich besonders die Aspekte der dichterischen Arbeitsmethodik, Entwurfstadien, Revisionen etc.: »Its life as a *finished poem* may be realized more fully in the history of its earlier life« (STAUFFER in ARNHEIM et al. 1948, 81; s. u. die funktionale Einordnung in Literaturwissenschaft).

Psychoanalytische Ansätze

Die psychoanalytischen Konzepte in bezug auf den Produktionsprozeß sind dagegen, wie schon oben bei der Neurosefrage deutlich wurde, weniger an diesen Überarbeitungsphasen, als an den vorhergehenden Stadien der eventuell regressiven Assoziationsgenerierung etc. interessiert. Dabei sind die empirischen, an psychoanalytischen Modellen orientierten Untersuchungen hauptsächlich auf die Schichtfragen der Persönlichkeitsstruktur eingestellt, beziehen aber meistens den Prozeßaspekt mit ein; doch auch primär auf den Prozeß ausgerichtete Arbeiten bewegen sich praktisch ausschließlich innerhalb des Schichtmodells (vgl. z. B. SZEKELY 1967). Allerdings wird man die historische Hauptmasse der psychoanalytischen Untersuchungen zum Schaffensprozeß nicht in diese Klasse im engeren Sinne empirischer Analysen einreihen können; frühe, rein hermeneutische Modellexplikationen (vgl. ANDREAS-SALOME 1919) stellen ebenso wie die psychoanalytischen Adaptationen literaturwissenschaftlicher Provenienz (und umgekehrt; vgl. MOORE 1955) eine Zwischenkategorie dar. Die zentral *psychoanalytischen Arbeiten* sind de facto meistens eine *Übertragung klinischer Erfahrungen auf den Gegenstandsbereich dichterischen Schaffens* und explizieren so das psychoanalytische Modell in einer speziellen Analogie, nämlich im Hinblick auf den Künstler als »successful neurotic« (MOSSE 1951, 66). Die – teilweise – empirische Begründung für die Berechtigung solcher Modellverschiebung wurde oben (Neurosethese) bereits beigebracht; besonders von literaturwissenschaftlicher Seite aus ist hier natürlich die Berücksichtigung auch bewußter Prozesse der handwerklichen Werkbearbeitung zu fordern (FEHRMAN 1967, 13 ff.). Für ausschließlich schaffenspsychologische und -ästhetische Aspekte bringt daher die psychoanalytische Modellexplikation nichts Neues; einen sammelreferatartigen Jahresüberblick über die entsprechenden Publikationen gibt KANZER (in FROSCH 1950 ff.). Die Übertragung des psychoanalytischen Konzepts auf literarisch Schaffende deckt vielmehr weitreichende literaturtheoretische Voraussetzungen dieses Modells auf: immanent betrachtet versteht sich die spezielle Form einer Identifizierung von Schaffens- und Werkanalyse hier nicht als Heuristik, sondern muß eine *direkte Aussagekraft für das literarische Werk beanspruchen*; eine solche Schaffensanalyse ist dann unter dem Aspekt literaturwissenschaftlicher Interpretationsmethodik zu behandeln, dementsprechend die inhaltliche Struktur des psychoanalytischen Modells als Voraussetzung und Anwendung von Interpretation zu explizieren (vgl. B, 5: Voraussetzungen).

Empirische Analysen

Die im engeren Sinn empirisch-psychologische Forschung läßt im Bereich der *kreativen Prozeßanalyse* wegen der schon mehrfach angesprochenen allgemeinen Ausrichtung wiederum eine spezielle Bertück-

sichtigung des literarischen Produzierens vermissen. Erforscht werden hauptsächlich die *kognitiven Prozesse und ihre kognitiven Charakteristika* (vgl. ULMANN 1968, 20–28); die entsprechenden Phaseneinteilungen (Vorbereitungsphase, Inkubationsphase etc.) können wahrscheinlich allgemeine Gültigkeit beanspruchen, sagen aber über die spezifischen Probleme literarischer Produktion zu wenig aus. Von 1935 datiert die (einzige) spezielle Untersuchung des literarischen Schaffensprozesses mit empirischen Methoden, die eine Experimental- (ausgewählte Lyriker) und eine Kontrollgruppe (Studenten) zu einem Bild ein Gedicht schreiben ließ, bei gleichzeitiger mündlicher Schilderung des Produktionsprozesses. Leider ist die Fragestellung relativ stark auf das – gängige – Problem der Produktionsphasen und der quantifizierenden Erfassung (z. B. von »organized, unorganized thoughts«, Revisionen etc.) eingestellt.¹⁴ Ein für die Arbeitsmethodik recht relevanter Unterschied zwischen Experimental- und Kontrollgruppe war z. B., daß die professionellen Lyriker häufiger als die »Laienschreiber« mit der Idee des lyrischen Zentrums im Gedicht (Höhepunkt, »climax«) beginnen und es darauf hin ausarbeiten; die einbezogene Befragung der Lyriker läßt eine Fülle von Fragen sehen, was auch für andere (literaturwissenschaftliche) Zusammenstellungen von Äußerungen über den eigenen Schaffensprozeß bei Literaten gilt (vgl. BIENEK 1965). Heuristisch fruchtbare Fragestellungen sind also in Überzahl vorhanden, die empirische Erforschung steht praktisch noch aus. So kann man viele, theoretisch anspruchsvolle Analysen des Produktionsprozesses, die empirische Ergebnisse tentativ mit einbeziehen, vorerst lediglich als *Ansätze zur Begriffsbildung und -explikation* einordnen (vgl. z. B. zur »Imagination« DEXTER 1943; E. R. ROSE 1966). Allerdings sind solche *theoretischen Klärungen* beim heutigen Stand der Kreativitätsforschung außerordentlich *notwendig*, da nur durch sie eine schulenverhaftete Begriffsspezialisierung aufgelöst und eine *Theorieintegration* eingeleitet werden kann; so hat z. B. GHISELIN die psychoanalytische Konstruktion unbewußter Prozesse in ein Konzept automatischer Mechanismen beim Schreiben uminterpretiert und deren Begrenzung unter dem Aspekt einer Werk- und damit Leistungsautonomie ansatzweise aufgezeigt (1963). Die Spannweite der vom Psychologen zu beanspruchenden *Probleme des literarischen Produktionsprozesses* ist also weit: von der Frage nach der Verarbeitung persönlicher in literarische Realität über abstrakte bis physiognomische Qualitäten des literarisch Konkreten bis hin zu kognitiven Aspekten der Metapherbildung (vgl. ARNHEIM in ARNHEIM et al. 1948, 128 ff.). Die vorliegenden Ergebnisse können bisher nur vorläufigen Charakter beanspruchen.

So läßt sich für den augenblicklichen Stand der psychologischen Prozessanalyse des literarischen Schaffens *keine einheitliche, befriedigende Funktionsbestimmung* vornehmen; empirisch direkt oder indirekt ge-

sicherte Ergebnisse sind bisher noch nicht zu einer spezifischen Theorie künstlerischen Schaffens integriert, bestenfalls liegen Aspektsammlungen ohne explizite Binnenstruktur vor (vgl. DOWNEY 1929). Über die abzudeckenden, thematischen Dimensionen als Anspruch einer solchen Theorie hat der Literaturwissenschaftler im allgemeinen feste Vorstellungen; vgl. SARTON (in C. ALLEN 1962, 29), die als Spannungspole angibt: »past and present, idea and image, music and meaning, particular and universal, creator and critic, silence and works.« Einen respektablen Versuch einer theoretischen Integration auch empirischer Resultate, der all diese Dimensionen umfassen soll, hat KOESTLER geliefert, der sein Modell im Beziehungsgeflecht von zwei grundlegenden Begriffspaaren ansiedelt: Matrix und Code sowie aggressiv-defensiven und partizipatorischen Tendenzen (1964). *Für den Literaturwissenschaftler bleiben* jedoch bisher wegen des alternativen Vorliegens hochtheoretischer, aber nicht auf literarische Produktion spezialisierter oder aber spezieller, atheoretischer Modelle immer *pragmatische Fragen* offen. So ist bislang die spezielle Schaffensanalyse des einzelnen literarischen Werks auf die literaturwissenschaftliche Methodik selbst beschränkt; sie kann mit legitimem Anspruch versuchen, die möglichen, aber vom Autor nicht akzeptierten Varianten deutlich zu machen, um so die spezifische Art des endgültigen Werkes stärker hervorzuheben. Dieses Ziel allerdings ist, wie WELLEK & WARREN (1963) betonen, auch durch Simulation von seiten des Literaturwissenschaftlers allein zu erreichen.

Zukünftige Anwendungsmöglichkeiten

Die möglichen Funktionen einer noch in der Zukunft liegenden allgemeinen Theorie des literarischen Produktionsprozesses mit seinen Überarbeitungsphasen deuten sich aus den inhaltlich geforderten Dimensionen (s. o.) an: Sie gehen von der Erleichterung der Editions-technik – bei Kenntnis der handwerklichen Prozesse und ihrer Abbruchskriterien – bis zu heuristischen Hinweisen, auf welche Weise die Abweichung von Alltagssprache und literarischer Bedeutungsverbindung, die Umformung persönlich-historischer in literarisch-individuelle Realität etc. durch die Werkinterpretation zu berücksichtigen und zu benutzen ist. *Ein* allgemeiner Aspekt ist dabei allerdings schon heute ablösbar: die Merkmale der Interaktion von Produktion und Produkt. Während die individuelle Persönlichkeitsstruktur (Biographie) zu Hinweisen für die Interpretation bestimmter literarischer Werke und die Analyse künstlerischer Persönlichkeitsstrukturen zur Heuristik für literarische Gattungen oder spezielle Aspekte von Werkklassen führten, liegt die Funktion der *kreativen Prozeß-Produktanalyse* in der *Übertragung auf allgemeine Werkdimensionen*: Die von dem Prozeß determinierten, am kreativen Produkt abhebbaren Qualitäten stellen eine Heuristik für ästhetische

Beschreibungsdimensionen auch literarischer Werke allgemein dar (vgl. als Beispiel die Ableitung literaturkritischer Dimensionen aus gestaltpsychologischen Faktoren des Produktionsprozesses bei MAIER & RENNINGER 1933).

Anomale Bewußtseinszustände

Im Rahmen der aufgeführten Ästhetikvoraussetzungen ist relativ frühzeitig eine explizite *Verbindung* zwischen solchen *Produktmerkmalen und den ästhetischen Qualitäten* von Kunst im Bereich der seelischen Ausnahmezustände, und hier besonders *der Psychosen*, gezogen worden; indem primär vom psychotischen Schaffensprodukt – und indirekt -prozeß – ausgegangen wird, sind die unhaltbaren Implikationen der Begründung von Künstlertum durch Krankheit nicht unterlegt. Es findet daher kein Übergriff medizinischer bzw. psychiatrischer Ansätze auf kunstwissenschaftliche Gegenstandsbereiche statt, und lediglich das Verhältnis zwischen psychotischer Produktion und als Kunst kanonierter Werke ist in bezug auf Unterschiede und Ähnlichkeiten hin zu befragen. Das daraus resultierende Problem, ob man über das Produkt hinaus auch den Entstehungsprozeß und die Informationen, die man über seinen – eventuell psychotischen – Charakter besitzt, zur ästhetischen Bewertung heranziehen darf, kann beiden Seiten die Relativität der eigenen Fragestellung vor Augen führen und ist eigentlich schon immer sehr vorsichtig behandelt worden, im Gegensatz zu der kunsttheoretisch völlig anders einzuschätzenden Genie-Irrsinn-These. Das Augenmerk auf sich gezogen hat zunächst die bildnerische Produktion von Schizophrenen, das auslösende Werk von PRINZHORN (1922) hat legendären Ruhm erlangt; das Thema ist bis heute immer wieder behandelt worden (vgl. auch NAVRATIL 1965). Aus der Rückschau wird man sagen können, daß dieses Interesse wohl hauptsächlich durch Ähnlichkeiten mit den modernen Richtungen von Expressionismus, Kubismus, Surrealismus etc. ange-regt worden ist. Da in der Geisteskrankheit die »rationale Bewältigung von Wirklichkeit« gestört ist, findet sich hier die *zur modernen Kunst analoge Grundsituation* des nichtkommunikativen »Selbstgesprächs« (SCHMIDT in BADER 1961, 16 ff.). Die bildnerische Gestaltung des Schizophrenen zeigt die Symptome der Konkretisierung, Vereinfachung, Deformierung, Alogizität, Wiederholung, Agglutination, Verdichtung, Stilisierung etc.; vgl. die entsprechenden Darstellungen, z. B. den neueren Überblick über die Prinzhorn-Sammlung von GALERIE ROTHE (1967). RENNERT hat 1962 eine umfassende *Klassifikation der formalen sowie inhaltlichen Merkmale* schizophrener Bildnerie versucht; er führt 7 formale Kriterienkategorien auf, die jeweils durch ein Merkmalscluster definiert sind: Regression, Ver-

zerrung, Verdichtung, Umformung (Neomorphismen), Stereotypie, Erstarrung und Zerfall des bildnerischen Ausdrucks. In der inhaltlichen Dimension ergab diese hervorragende Analyse besonders folgende Klassen von Darstellungen: technisch-konstruktive, landkarten-ähnliche, magische oder allegorische, an byzantinische Kunst oder Glasmalerei erinnernde Kompositionen; besonders relevant sind aber auch die ungegenständlichen Thematiken: geometrisch-lineare Darstellungen und geschlossen-ornamentale Kompositionen (RENNERT 1962, 73 ff.).

Schizophrenie und Sprache

Im Gegensatz zu diesem frühen, immensen Interesse an der bildnerischen Expression des psychotisch Kranken rezipierte die Psychiatrie den *sprachlichen Ausdruck* lange nur als *Sammlung von Krankheits-symptomen* auf einer speziellen, eben der verbalen Ebene; zweifellos lassen sich verbale Charakteristika, insbesondere Sprech-, weniger Sprachmerkmale, zu diagnostischen Zwecken benutzen (vgl. z. B. GOTTSCHALK et al. 1958), aber entsprechende *ästhetische Dimensionen* des psychotischen Sprachverhaltens lassen sich hier *ebenso wie im bildnerischen Bereich* abheben. So ist dann nach dem Vorbild der bildnerischen Betrachtung auch die schizophrene Sprache in den Mittelpunkt der wissenschaftlichen Aufmerksamkeit gerückt; das wohl verbreitetste (Taschen)Buch auf diesem Gebiet (NAVRATIL 1966) gibt eine anschauliche Sammlung der häufigsten Merkmale in Darstellung und Beispielen: Durch den weitgehenden Autismus des Schizophrenen »verliert seine Sprache an informativem und kommunikativem Wert« (NAVRATIL 1966, 43); von dieser Grundsituation her ist das Zurücktreten der »bildlichen und gedanklichen Assoziationen« und das Hervortreten der »Klangassoziationen« zu verstehen (45). Unter kognitivem Aspekt ist daher eine »Zerfahrenheit« als mangelnde »Steuerung des Gedankengangs durch ein rationales Denkziel« bemerkbar (47). So übernehmen z. T. sprachliche Stereotypen (= Verbigerationen) die Steuerung: eintönige Wiederholung von Worten, Satzteilen etc. (49). In der Wortwahl sind solche Äußerungen dann u. U. mit Neologismen durchsetzt: neugebildete »Privatausdrücke«, die entweder psychotische Erfahrungssubstanz bezeichnen können oder denen nachträglich ein beliebiger Sinn unterschoben wird; NAVRATIL führt als Beispiel ein nur aus Neologismen bestehendes Gedicht an:

»Méntus núdros nuáchtus mágna/Móntos tóndros tándras téctra.« (57). Natürlich gibt es dabei nicht nur sehr originelle, sondern auch recht banale verbale Leistungen (64). Schizophrene Metaphern dürften durchwegs als Bildagglutinationen verstanden werden (Bildverschmelzung); es findet keine Übertragung von zwei zunächst getrennten Bildhälften – mit Hilfe des von BENN (1951) kritisierten »wie« – statt, sondern die »Sonne lacht« in spontaner Bildidentität (133): das »phy-

siognomische Erleben« der Gestalt- und Ganzheitspsychologie, besser mit dem Agglutinationsbegriff der Psychiatrie u. Tiefenpsychologie beschreibbar. Vom Oxymoron bis zum Apokoinu läßt sich eine Fülle weiterer *Einzelmerkmale schizophrener Sprachverhaltens* aufweisen (124 ff.), die das allgemeine Bild nur weiter ausdifferenzieren: Formalismus, Deformation und Symbolismus als »Hauptmerkmale schizophrener Gestaltens« (NAVRATIL 1966, 161). SPOERRI hat diese und andere Einzelmerkmale *systematisch klassifiziert* und auf eine abstrahierte Gültigkeitsebene gehoben: so ist die »Destruktion der Sprache« in der psychotischen »Erschütterung« (1964, 17 ff.) z. T. begründbar durch den »Abbau hypotaktischer Gliederung zu primitivem Konkretismus« mit »lautphysiognomischen Bildungen, Entbindung von Komplexqualitäten, parataktischer Gliederung, ... agrammatischen Formen bis zum Depeschestil« etc. (1964, 72 ff.). Die »dynamische Sprunghaftigkeit der Rede, Entleerung der Sprachschablone durch Verbigeration, Desintegration, Danebenreden, Zerfahrenheit, Sprachschwimmen« etc. sind ebenfalls unter Sprachdestruktion subsumierbar. Die Reduktion der Sprache in der psychotischen »Entleerung, »Erstarrung« und »Spaltung« ist Konsequenz der schon aufgezeigten autistischen Grundsituation; zur Reduktion sind alle Einengungen der sprachlichen Möglichkeiten zu zählen, wie »Beschränkung auf wenige Themen, Primitivierung der syntaktischen Struktur«, verflachendes Gerede, »Tendenz zur Monotonie«, Schablonenhaftigkeit etc., charakterisiert durch die »Personenferne, in der sich die autistische Kommunikationsstruktur manifestiert: am ehesten – für schizothyme Temperamente – nachfühlbar durch das schizophrene Bild der Glaswand, die sich zwischen das Ich und die Umwelt schiebt. Das polare Pendant zu dieser Reduktion ist die »Neoformation der psychotisch gestalteten Sprache«; hier erscheint der Informationswert der Sprache in der Verneinung der Kommunikation zur Einsamkeit des schizophrenen Monologs verschlüsselt; es kann eine »unverständliche Fremdsprache mit unsemantischen Lautkonglomeraten, Eigenrhythmus und -melodik« entstehen. Wechselnde Beziehungs- und Bedeutungsverknüpfungen, Neologismen und die grammatisch-syntaktischen Akonventionalitäten runden das Bild ab (nach SPOERRI bis 133 f.). Solange nicht nur die gesprochene Produktion (wie bei SPOERRI) von Schizophrenen, sondern mehr die geschriebene (»literarische«) einbezogen wird, ist die Betrachtung meist auf lyrische – oder quasilyrische – Produkte ausgerichtet. Obwohl deren Auftretenshäufigkeit sicher am größten ist, liegen doch auch noch andere sprachliche Produktionsmöglichkeiten vor, wie z. B. die der romanhaften Form im schizophrenen Bereich. Allerdings dürfte diese sehr viel mehr noch durch Zerfahrenheit und ähnliche Phänomene gekennzeichnet sein; immerhin hat ENACHESCU (1968) drei Arten schizophrener Romane unterschieden: dissoziiert, autistisch, delirant.

Parallelität literarischer Merkmale

Vergleicht man die *Charakteristika psychotischen Sprachgebrauchs* mit der Literatursprache, so fällt immer wieder spontan die Parallelität gerade zu *moderner Literatur* auf (vgl. ANASTASI & FOLEY 1941, 89); eine Parallelität, die wiederholt auch für die Grundsituation – des Modernen wie Schizophrenen gleichermaßen – behauptet wurde: *à la recherche du réel perdu!* Die phänotypischen Parallelen sind besonders für die extremen Schulrichtungen in der Kunst auffällig: *Formale Deformation* wurde im Dadaismus als Schockmittel eingesetzt, um der zirkulären Maxime gerecht zu werden: »Das oberste und letzte Kunstgesetz ist: jedes zu brechen!« (vgl. SCHIFFERLI 1963, 14). Dabei wurde dann auch die *Nichtkommunikativität* moderner Lyrik – zu der Psychose vergleichbaren Graden – übersteigert: Dadaistische Lyrik ist noch unterhalb der Wortebene encodiert (GROEBEN 1970 a). Aber auch für die weniger extremistischen Richtungen moderner Kunst gilt die angesprochene Parallelität; allerdings verbietet sich auch hier wieder – wie bei der Neurothese – die genotypische Identifizierung von künstlerischem und psychotischem Schaffensprozeß. Daß hier ein komplizierter Interaktionsprozeß vorliegt, weist BROEKMAN (in GALERIE ROTHE o. J., 10 f.) nach: Der Kranke wird heute zur expressiven Betätigung angeleitet, es lassen sich eventuell sogar »Anstaltsstile« unterscheiden. Einflüsse von Psychopharmaka auf den Kranken und von psychotischen Produkten auf den Künstler sind noch nicht erforscht. So sind also zunächst einmal lediglich – als Minimalkonzept – *ästhetische Qualitäten an psychotischen Produktionen* zu akzeptieren und damit eine *Relativierung traditioneller Ästhetikgrenzen* erreichbar. In einer solchen, gerade für moderne Ästhetik aufsprenghenden Funktion ist der heuristische Wert der Merkmalsanalyse schizophrener Werke zu sehen. Ob man die nachweisbare heuristische Fruchtbarkeit dabei mit kulturphilosophischen Modellen wie einem Ordnungsprinzip, unter dem sich die ästhetischen Manifestationen des »Kontinuums menschlicher Totalität« beschreiben lassen, unterlegen will, kann den persönlichen ontologisch-anthropologischen Ansprüchen überlassen bleiben (vgl. BROEKMAN o. J., 12 f.). Ungerechtfertigt ist auf jeden Fall der Rückschluß von literarischen Werken auf eine etwaige »schizophrene« Zeit- wie auch Persönlichkeitsstruktur einzelner Literaten (vgl. z. B. in bezug auf Rimbaud WOLFF 1956). Insgesamt dürfen auch die unterschiedlichen Funktionszusammenhänge nicht übersehen werden: Zwar zeigt moderne Kunst viele *deformativische* (und formalisierende) Züge, ihr *Stellenwert* aber ist ein *kritischer*, kein zwanghafter; der Geisteskranke »kann sich nicht anders ausdrücken, der Künstler *will* nicht anders« (RENNERT 1962, 36). Daß der gewöhnlich als Kunstwerk klassifizierten literarischen Produktion auch im persönlichen Autorbereich im Gegensatz zum psychotischen Produzieren *Konstruktivität* zukommt, ist an

mehreren Phänomenen schizophrener Werke abzulesen: der Verschmelzung von destruktiv Originellem mit Trivialem, dem sukzessiven, völligen Erlöschen der emotionalen Faktoren in der Produktion, die für den Künstler gewöhnlich eine tragende Ebene bleiben (RENNERT 1962, 36), und der Seltenheit umfassender, nicht nur auf einige starre psychotische Merkmale eingegrenzter Produktion von Psychotikern. Andererseits weist die quasiexpressive Betätigung von vor der Krankheit völlig unproduktiven Personen darauf hin, daß die Psychose eine Erlebnisbereicherung darstellt; auf dieser Grundlage kommt es zu Expressionsmöglichkeiten, die in bestimmten Dimensionen ästhetische Qualitäten aufweisen, mit gleichzeitiger zunehmender Lahmlegung der Gestaltungskräfte (RENNERT 1962, 30). *Der Vergleich* mit parallelen Dimensionen literarischer Werke überhaupt kann zur *ästhetisch flexibleren, schärferen Merkmalsbestimmung* führen, die zusätzlichen, »konstruktiven« Dimensionen sind durch die Analyse allgemeiner kreativer Produktmerkmale in den heuristischen Horizont einholbar (vgl. nächster Abschnitt).

Kreativität und Drogeneinfluß

Zuvor aber stellt sich noch die Frage, ob diese *Erlebnisbereicherung* durch psychische Ausnahmezustände künstlich vom Literaten herbeigeführt werden kann bzw. legitim herbeigeführt werden darf: das Problem der *Einnahme von Drogen*, für das es in der Literaturgeschichte mehrere Beispiele gibt (vgl. in bezug auf Coleridge L. E. WAGNER 1938). Das wissenschaftliche Experimentieren mit bewußtseinsverändernden Rauschgiften verbietet sich aus moralischen Gründen, so daß hier keine gesicherten Ergebnisse vorliegen (im Gegensatz zu den bewußtseinsweiternden); allerdings dürfte die Fragestellung bei dauernder Rauschgifteinnahme wegen der resultierenden Persönlichkeitsveränderungen bald mit der nach Krankheit und Kreativität identisch sein. Die bewußtseinsweiternden (psychedelischen) Drogen werden gewöhnlich in leichtere (bes. Marijuana) und stärkere (LSD, Meskalin, DMT, DET) getrennt (vgl. TART in TART 1969, 321 ff.). Die leichteren zeigen nur relativ kurze, milde Effekte, die außerdem der willentlichen Kontrolle unterstellt bleiben und nicht zur Sucht führen. Besonders die stärkeren psychedelischen Drogen können in nahtlos anschließender Analogie zu psychotischen Zuständen gesehen werden (vgl. MCKELLAR 1957, 85 ff.): Eine solche »*Modellpsychose*« zeigt stark psychoähnliche Phänomene wie autistische Blockierungen, komplexe, realitätsverändernde Erfahrungen, Halluzinationen, emotionale Dissoziationen (Sprünge der Stimmungslage), auf die z. T. mit Neologismen, Konkretisationen, Verlust des »als ob« (parallel zur Bildagglutination) reagiert wird. Einen soweit wie möglich adäquaten Eindruck von diesen Zuständen erhält der nicht mit Drogen Vertraute noch am ehesten aus literarischen Selbstberichten

(wie z. B. von HUXLEYS Selbstversuch mit Mescaline 1964; eine theoretisch umfassende Darstellung mit Schilderung aller Phänomene geben HOFFER & OSMOND 1967). Ob solche psychoähnlichen Zustände auf die Kreativität einen Einfluß haben, läßt sich allerdings nur nach exakter Fragestellung und dann empirisch beantworten; die literaturwissenschaftliche Betrachtungsweise unterliegt hier zumeist einer Kontamination von Genesefragen, Rezeptionsunsicherheit und Bewertungsproblemen und verstrickt sich daher in ihren a-rationalen Voraussetzungen (s. u.). Es ist zunächst zu trennen zwischen *Einfluß* auf den *kreativen Prozeß* und auf die *strukturelle Kreativität* einer Persönlichkeit. Experimente bei Problemlösungsprozessen, in denen Praktiker (z. B. Architekten) nach einer psychedelischen Sitzung (LSD) bisher von ihnen ungelöste Probleme neu angehen, konnten einen *konstruktiv-kreativen Einfluß auf den Problemlösungsprozeß* zeigen; das ist nach dem bisher über kreative Prozesse und psychoähnliche Zustände Gesagten auch unmittelbar verständlich: Die akreativen eingeschliffenen Assoziationsdeterminationen werden durch Drogeneinfluß vermindert (s. BARRON 1967, 156 f.; HOFFER & OSMOND 1967; MOGER et al. 1964). Prüft man den Einfluß von Drogensitzungen mit Hilfe von Persönlichkeitstests auch auf ihre *Langzeitwirkung*, so sind die Resultate etwas abweichend: Zwar ergeben sich persönlichkeitspezifische Wandlungen wie Angstabfall, weniger Egozentrismus, Aggression, Materialismus, Wettbewerbsstreben, steigende Toleranz, Introspektivität und Kunstinteresse, aber die feststellbare Kreativitätssteigerung ist quantitativ sehr gering und kaum von praktischer Relevanz. Das stimmt mit unserem durch die Parallelität zur Psychose gegebenen Ausgangspunkt überein: der Bereicherung im Erfahrungsbereich. Worauf es ankommt, ist die *Verarbeitung* und Einbeziehung der *außernormalen Drogenerfahrung* im »normalen« Lebens- und Persönlichkeitsbereich; dies führt bei nicht spezifisch ausgewählten Vpn zu den beschriebenen Einstellungs- und Persönlichkeitsänderungen. Für den Literaten bedeutet das: Das spezifisch Literarische, die Verarbeitung im kreativen Schreiben, muß erst noch geleistet werden; auch quasipsychotische, bewußtseinsweiternde Erfahrungen und Phänomene schreiben sich nicht selbst. Damit aber wird das — manche Wissenschaftler verunsichernde — Problem von Literatur nach Drogeneinnahme zu einer Art Scheinproblem: Unter Drogeneinfluß selbst wird wegen des intentionalen Aufgehens im Erlebnis sowieso nicht geschrieben (vgl. HOFFER & OSMOND 1967, 127); die bewußtseinsweiternde oder -verändernde Erfahrung ist für den Künstler, als Anreiz aus seinem Lebensbereich, legitim, da jeder Lebensreiz legitim zu nennen ist. Die künstlerische Umsetzung besteht gerade im Greifbarmachen der Erfahrung durch die Sprache, die ja zunächst nicht adäquat dazu geeignet ist (vgl. das Neologismenphänomen bei Schizophrenen). Außerdem steht der künstlerisch

Kreative von vornherein, wie empirisch gezeigt werden konnte (s. o. Neurosethe), solchen primärartigen Prozessen näher als der Nichtkreative; es kann sich bei diesem *Anreiz* also höchstens um eine *Steigerung potentiell vorhandener Erlebnismöglichkeiten* handeln (vgl. HOFFER & OSMOND 1967, 127), was praktisch generell für jede Kreativitätsstimulation gilt (vgl. MACKLER & SHONTZ 1965). Daß durch drogenbeeinflusste Erfahrungen keine Künstler zustande kommen, ist daher bei adäquater Trennung der Aspekte eine unvermeidliche Einsicht; im Optimalfall werden Erlebenseinschränkungen kompensiert, die z. B. unter dem Druck gesellschaftlicher Vorstellungen vom Künstlertum durch neurotische Hemmungen entstanden sind — das aber wäre noch empirisch zu prüfen.¹⁵

Allgemein-kreative Produktmerkmale

Entsprechend der allgemeinen Ausrichtung der Kreativitätsforschung sind unter dem Aspekt der Produktmerkmale natürlich solche untersucht worden, die auf alle kreativen Produkte — von kognitiv-wissenschaftlichen über künstlerische bis zu praktischen — zutreffen. Dabei steht die Psychologie als empirische Wissenschaft allerdings vor dem Problem, Kriterien und damit Normen explizieren zu müssen. ULMANN (1968, 29) vertritt die Ansicht, daß solche Kriterienexplikation gar nicht Aufgabe der Psychologie sein kann, sondern eher der Wissenschaftstheorie oder Kunstkritik. Man wird hier aber wohl kaum so scharf trennen können, da natürlich auch Befruchtungen der Kunsttheorie von einer allgemeinen Kreativitätstheorie her möglich scheinen. Allerdings ist bei einer solchen Kriterienexplikation die Interaktion mit anderen gesellschaftlich verankerten Bereichen und Wissenschaften unabdingbar. So dürfte es sicher sein, daß das kreative Produkt nicht nach der subjektiven Gefühlslage des Autors beim Produktionsprozeß beurteilt werden kann: Das Gefühl der Evidenz eines Abschlusses und Gelungenseins (HUTCHINSON 1949; GERARD 1962) kann zweifelsohne auch bei nichtkreativen Produkten entstehen. Der Rückgriff auf bereits als kreativ bekannte Personen führt wieder zu ihren Produkten zurück, denn sie sind ja aufgrund dieser bekannt geworden (BROGDEN & SPRECHER in TAYLOR 1964, 158); allerdings liegt die gesellschaftliche Bewertung der Produkte als vorgeordnet dazwischen. Deren Strukturen und Einstellungen können zwar kreatives Produzieren beeinflussen (vgl. WIEBE 1962), doch besteht ohne Zweifel auch eine aktive Interaktion zwischen kreativem Künstler und gesellschaftlichen Bewertungsprozessen; daß er von der Gesellschaft in ihrem gegenwärtigen Stand aus immer noch einholbar sein muß, um seinen Produkten adäquate Bewertungskriterien zu erreichen, wird die Explikation dieser Kriterien selbst zeigen (s. u.). So kann man die über den Personaspekt verlaufende *empirisch-psychologische Analyse*

kreativer Produktmerkmale z. T. als *wissenschaftliche Explikation der vom Kreativen* (hier Künstler) *beeinflussten*, d. h. zeitlich gesprochen: nachgezogenen, *gesellschaftlichen Bewertungsstrukturen* ansehen. Durch den allgemeinen Forschungsaspekt kommt aber noch eine Perspektive hinzu: Im kognitiven Bereich lassen sich z. B. davon unabhängig die Prozeßstrukturen für erfolgreich-kreatives Problemlösen analysieren; hier werden Normelemente aus der Sachstruktur heraus eingebracht. Die *Kriterienexplikation aus der Prozeßperspektive* kann also als *korrigierendes Korrelativ* für die reine Aufdeckung vorhandener Bewertungsstrukturen fungieren. So kommt es, daß in der interdisziplinären Verschränkung der Wissenschaften auch empirische Teilbereiche — wie hier z. B. psychologische Kreativitätsforschung für Kunsttheorie — eine kriterienschaufende Funktion für andere Wissenschaftsteilbereiche haben können (vgl. Einleitung GROEBEN 1972 a; STADLER & SEEGER 1972).

Kriterien für kreative Produkte

Das am nächsten liegende und damit häufigste Kriterium für die Kreativität eines Produkts ist seine Neuheit. Für den Empiriker ist es natürlich sehr verlockend, Neuheit einfach statistisch zu definieren (so GHISELIN, GUILFORD, MEDNICK, WALLACH & KOGAN; vgl. ULMANN 1968, 30). Allerdings ist dabei die Grenzziehung problematisch: Nimmt man die obersten 1 Prozent, 0,1 Prozent, 0,01 Prozent z. B. der vorliegenden Assoziationen? Oder verlangt man, daß ein Gedanke zum ersten Mal überhaupt gedacht wird (GHISELIN 1964) oder innerhalb einer bestimmten Zeit bzw. Gesellschaft (BARRON 1955)? Dann wäre allerdings von zwei Personen, die unabhängig voneinander völlig neu die Infinitesimalrechnung entwickeln, der zeitlich spätere nicht mehr kreativ. Aus diesen Schwierigkeiten kann man herauskommen, wenn man *Neuheit durch Rückbezug auf ein Bezugssystem definiert* (BRUNER, HENLE, JACKSON & MESSICK; vgl. ULMANN 1968, 31). Eine Idee bzw. ein Produkt ist dann neu, wenn es »von diesem System nicht vorhersagbar ist« (ULMANN 1968, 31; vgl. H. H. ANDERSON 1964). Der *Assoziationszwang*, der vom etablierten, traditionellen Denk-, Kunstsystem etc. ausgeht, muß also vom *kreativen Produkt überwunden*, transzendiert werden. Davon ausgehend sieht man auch, daß »begrenzte Neuheitseffekte durch rein blindes Variieren erreichbar sind« (P. N. CAMPBELL hat »blind variation« als Teilaspekt für jedes kreative Denken postuliert — 1960 —); darin gründen die rudimentär-ästhetischen Effekte der ausschließlich auf Neuheit ausgerichteten Phänomene wie Happening und Fluxus, bei denen diese quasi per Zufallsgenerator erzeugt wird.¹⁶ Allerdings ist die so definierte Neuheit zwar ein notwendiges, aber wegen der Ziellosigkeit z. B. von Zufallsgeneratoren eben *kein hinreichendes Kriterium für ein kreatives Produkt*.

Den Realitätsbezug der kreativen Idee hat man daher mit *kriterialen Begriffen* wie Richtigkeit, Angemessenheit und Brauchbarkeit belegt; *Richtigkeit* bezieht sich vorwiegend auf kognitive Kreativität, da ein logisches System zur Beurteilung der Richtigkeit vorhanden sein muß (JACKSON & MESSICK 1965). Auch *Angemessenheit* ist noch hauptsächlich in quasikognitiven Bereichen zur Beschreibung kreativer Produkte geeignet: Ein durch das Produkt geschaffenes oder vorausgesetztes System muß in sich und gegenüber der kreativen Idee stimmig sein. Dem Sprachgebrauch in bezug auf künstlerische Produkte schon näher scheint die HENLESche Fassung des Angemessenheitskriteriums (1963); er spricht von »Harmonie« und meint damit auch, daß z. B. eine Problemlösung »elegant« sein solle. Teilweise überlappend dazu stellt sich das *Brauchbarkeitskriterium* dar: Als »formale Wirksamkeit« (BRUNER 1963) entspricht es auf kognitivem Gebiet dem Begriff der Harmonie, auf künstlerischem Gebiet nennt BRUNER das parallele Kriterium metaphorische Wirksamkeit. Damit ist auch für den künstlerischen Bereich das Erkennen von Beziehungen, Strukturen etc. als kreativ postuliert. Die Wirksamkeit kann sich im Optimalfall aber auch auf das ganze Bezugssystem erstrecken: Kreative Produkte weisen eine große Applikationsbreite (»breadth of applicability«) auf (GAMBLE 1959). *Das kreative Produkt produziert sozusagen weitere Kreativität*: Eine kreative wissenschaftliche Problemlösung generiert z. B. eine Fülle neuer Probleme, ist auf eine große Zahl verwandter Probleme anwendbar und führt eventuell zu ganz neuen Entdeckungen (»Vorhersage-Wirksamkeit« nach BRUNER). Damit wird die spannungsvolle Polarität der Realitätsanpassung — bzw. im wissenschaftlichen Bereich des Fortschritts (vgl. MCPHERSON in TAYLOR & BARRON 1964, 26) — deutlich: Der Bezug zum transzendierten alten System muß gewahrt bleiben, aber gleichzeitig eine dynamische Neuordnung produziert werden, die dann durch die Applikationsbreite im Grenzfall ein völlig verändertes System zu Folge hat. In dieser polar gegensätzlichen Realitätsverbindung (und deren Kriterien) dürften die Einzelmerkmale eingebettet sein, die durch die psychotischen ästhetischen Werke mit ihrer unter Neuheit zu subsumierenden Deformation nicht erreicht werden.

Übertragbarkeit auf literarische Produkte

Die Kriterien der Transformation und Verdichtung (von MESSICK, vorher JACKSON 1965) hängen eng mit den bisher beschriebenen Produktmerkmalen zusammen und sind schon sehr nah an ästhetischen Kriterien formuliert. Unter Transformation verstehen sie die Umwandlung von Materialien und Ideen aus den traditionellen, eingeschliffenen Bedeutungsverbindungen. Verdichtung (condensation) bezeichnet die Zusammenfassung vorher distinkter Sachverhalte, die nicht in chaotischer Komplexität, sondern in Ordnung, die zugleich

einfach und komplex ist, mündet. Auf diese Weise entsteht eine *Multiinterpretabilität des kreativen Produkts* (»multicity of interpretation«), die Anzeichen für seine Integrationsdynamik (»summary power«; 1965, 321) ist. Interessanterweise kommen auch hier Ambiguitäts- und Komplexitätsmerkmale ins Spiel, die bei Kreativitätsuntersuchungen von kreativen Personen als Reizangebot immer bevorzugt werden (vgl. EISENMANN & ROBINSON 1967); ohne für die einzelne Untersuchung einen Zirkelschluß der gegenseitigen Definition von Variablen untereinander in der Interpretation zu riskieren, läßt sich insgesamt doch vermuten, daß Kreative u. U. auch kreative Produkte bevorzugen; so können die bei der Definition von Kreativität verwandten Reizmerkmale auch wieder Hinweise auf die Merkmale der Produkte von Kreativen geben. Der vorliegende pragmatische Zirkel dürfte dem Interaktionsverhältnis von beachteten Reizen und produzierten Werken in der kreativen Persönlichkeit entsprechen. Und in dieser pragmatischen Isomorphie, durch alle Ebenen vom kreativen Anreiz und dessen Erleben über die kreative Persönlichkeit und deren Produkte bis hin zur Kreativitätsforschung sind zum Schluß auch die Kreativitätskriterien wie Transformation und Verdichtung selbst komplex, vielleicht sogar multiinterpretabel geworden: Das aber berechtigt zu ihrer »applikationsbreiten«, eben kreativen *Anwendung in der Übertragung auf künstlerische Produkte* und ihre ästhetischen Strukturen.¹⁷ Diese Übertragung ist wegen der schon angeführten Nähe der Kreativitätsuntersuchungen zum Wahrnehmungsbereich am ehesten auf dem Gebiete der bildenden Kunst gelungen (vgl. z. B. EHRENZWEIG 1967; ARNHEIM 1954; 1966); für den literarischen Bereich wird in der Analyse der modernen Ästhetik (Teil II) ein Rückgriff versucht werden.

Rezeption und Leservariablen

Forschungsstand

Für eine psychologische Heuristik in Richtung Literaturwissenschaft stehen unter historischem Aspekt der in der bisherigen Entwicklung der Literaturwissenschaft relevant gewordenen Fragen die *Autorvariablen im Vordergrund*; bei der Behandlung des Produktionsprozesses und der Persönlichkeitsstrukturen auf der Autorseite sind die historischen Voraussetzungen in den Ästhetikkonzeptionen deutlich geworden, die zu einer so eklatanten *Vernachlässigung der Leservariablen* besonders, aber nicht nur, auf literaturwissenschaftlicher Seite geführt haben. Trotzdem macht die Literaturwissenschaft, wie allgemein die hermeneutische Ästhetik überhaupt, weitreichende psychologische Annahmen und Aussagen, und das in der Moderne noch verstärkt; daß dennoch kaum das Bedürfnis nach heuristischer Unterstützung durch

die Fachpsychologie auf diesem Gebiet laut wird, liegt in der potentiellen Funktion der Psychologie begründet: Sie bezieht sich hauptsächlich auf literaturtheoretische Voraussetzungen der hermeneutischen Poetik und Interpretationsmethodik und stellt damit u. U. zu viel des eingeschliffenen Wissenschaftskanons auf einmal in Frage. Die Analyse des Kommunikationsverlusts zwischen Autor und Leser wird ein Beispiel dafür geben (s. u.). Zunächst ist aber festzustellen, daß der kulturhistorische Hintergrund im Ästhetikbereich auch bezüglich der Forschungsintensitäten der empirischen Psychologie Spuren hinterlassen hat; der Bereich der *Rezeption von Kunstwerken* ist sehr viel *weniger erforscht* als der der allgemeinen Kreativität. Dementsprechend ist man auch nur ansatzweise von einer theoretischen Integration noch weit entfernt; es lassen sich daher sinnvoll nur *einzelne Aspekte herausheben*, die beispielhaft einen Eindruck von der Problembreite und den Entwicklungsmöglichkeiten geben können. Autor und Leser literarischer Werke sind unter allgemein-psychologischen Aspekten die beiden Endpunkte eines Kommunikationsprozesses: allgemein ausgedrückt Sender und Empfänger. Dabei lassen sich aus der gesamten Kommunikationsstruktur Teilbereiche ablösen: der Sender und seine Relation zur ›Botschaft‹ (literarisches Werk) als klassischer Schaffens- und Kreativitätsaspekt, die Botschaft und ihre Relation zum Empfänger (Leservariablen) und der übergreifende Kommunikationsprozeß, der Sender, Botschaft und Empfänger in Beziehung setzen muß (s. u.). Bei den Leservariablen sind legitime psychologische Fragestellungen die nach der Art der Einstellungen, die überhaupt zum Lesen von literarischen Werken führen, nach der ästhetischen Rezeption als Fähigkeit und deren Übung bzw. Entwicklung (vgl. GUNDLACH in MARCUSE 1954, 487 ff.; LIPPERT 1950); alles Fragen, die den Literaturwissenschaftler bis vor kurzem nicht sonderlich interessierten, da er sie bei seiner Arbeit als pragmatisch gelöst voraussetzte.

Gleiches gilt wohl auch für kognitiv-gedächtnispsychologische Probleme und Ergebnisse wie z. B., daß auch Dichtung als Lernmaterial die gleichen Behaltens- bzw. Vergessenskurven aufweist wie Ebbinghaus' sinnlose Silben-Versuche (WHITELY & MCGEOCH 1928); nimmt man aber eine *Differenzierung der Rezeptionsarten* vor, ergibt sich unversehens auch *literaturwissenschaftliche Relevanz*: P. H. CAMPBELL konnte empirisch sichern, daß mündliches Vortragen (»oral interpretation«) von Gedichten unter dem Kriterium des Verstehens dem lautlosen – inneren Lesen – (»silent reading«) nicht überlegen ist, unter dem Kriterium des Behaltens aber eindeutig unterlegen (1960). Das scheint mir die Begründung für die – allerdings m. W. statistisch noch nicht abgesicherte – Beobachtung zu sein, daß auch Lyrik heutzutage kaum mehr laut gelesen wird, es sei denn in Germanistikseminaren. Die gesamte Metrik aber basiert auf den im Prinzip meßbaren Zeitdimensionen laut gelesener Lyrik, während die de facto Rezeption auch

klassischer Lyrik höchstwahrscheinlich längst nach anderen Gesetzmäßigkeiten verläuft; denn die psychologische Theorienbildung weist einmütig in die Richtung, daß die innerpsychischen Zeitvorgänge sehr viel dehn- und verschiebbarer sind als physikalisch meßbare Qualitäten (vgl. GROEBEN 1967).

Rezeptions- und Beurteilungsstrukturen

Über solche impliziten psychologischen Voraussetzungen hinaus, die sich wohl noch stark vermehren ließen, hat die Literaturwissenschaft auch explizite, z. T. mit hohem traditionellem Prestige versehene Annahmen z. B. aus der Ästhetik übernommen; ein prominentes Beispiel dafür ist die immer wieder mit Abwandlungen aufgelegte Katharsistheorie des Aristoteles (vgl. BERZELLER 1967). Die empirische Überprüfung dieser im Prinzip *psychologischen Theorie ästhetischen Rezipierens* steht m. W. insgesamt noch aus, obwohl es Hinweise gibt, daß die zentralen Voraussetzungen durchaus realitätsadäquat sind: So konnte PINE (1959) feststellen, daß hochqualifizierte *literarische Produkte* in der Tat stärkere *Trieb- bzw. Emotionsthematisierungen* (»drive content«) enthielten als solche von geringerer Qualität; darüber hinaus zeigte die wenig qualifizierte Literatur einen großen Anteil unkontrollierter, inadäquater Emotionsinhalte, während die qualifizierteren Werke die absolut gesehen intensiveren ›Triebinhalte‹ in einer kontrollierten, integrierten emotionalen Expression verarbeitet. Von hier aus gesehen erstaunt es nicht, daß literarische Werke auch als *Hilfsmittel in der Psychotherapie* eingesetzt werden können, um eine – kathartische? – Distanzierung von sich selbst und anschließende adäquatere Problemverarbeitung beim Patienten zu erzielen; eine solche »Musotherapie innerhalb einer rationalen Psychotherapie« hat in Parallelität zu den bekannten Therapieformen wie Psychodrama etc. innerhalb der analytischen Therapie 1969 ANDREE vorgeschlagen.

Von großem heuristischen Gewicht, besonders für *pädagogische Fragen* des Literaturunterrichts im weitesten Sinn, wird auf jeden Fall in Zukunft das Gebiet des *Literaturverständnisses und der Bewertung* (»appreciation«) werden, das empirisch die Geschmacksunterschiede, Bewertungsstrukturen, Bevorzugen etc. des Lesers untersucht. Faktorenanalytische Untersuchungen haben gezeigt, daß man bei der Literaturrezeption wie bei Musik und bildender Kunst einen *generellen Ästhetikfaktor* voraussetzen kann, der besonders durch die Variablen *Gefallen, emotionale Wirksamkeit, Ausdrucksintensität* und *persönliches Angespochensein* (»appeal of the subject«) definiert ist (GUNN 1950/51). Ein zweiter ›technischer‹ Faktor kontrastiert die Variablen *Reim, Wortmelodie* und *Rhythmus* mit emotionaler Wirksamkeit, persönlichem Angespochensein, Verständnis und Bildhaftigkeit (GUNN 1950/51). Weitet man den faktorenanalytischen Ansatz auf die Ly-

rikcharakteristika aus, so ergeben sich zwei bipolare Faktoren mit 4 Lyrikklassen, die insgesamt 34 Prozent der Beurteilungsvarianz decken: komplexe vs. einfache Gedichte und hochemotionale vs. schwachemotionale (»restrained«) Lyrik. Dabei stimmt die Bevorzugung von Gedichten innerhalb der Formdimension mit der Temperamentstypologie der Leser überzufällig überein: Extravertierte bevorzugen einfach gebaute, Introvertierte komplexe Gedichte (EYSENCK 1940). Diese *faktorenanalytische Typologie von Gedichtklassen* aus der Bewertungsstruktur des Rezipienten heraus konnte auch für *unterschiedliche Leserklassen gesichert* werden: Sowohl Experten (Literaturkritiker) wie Laien zeigten in ihrer Lyrikeinschätzung diese Klassen (BRITTON 1954); BRITTON schlägt daher vor, diese Typologie in den Literaturunterricht einzubeziehen, zumal Laien im Gegensatz zu Experten bei Unverständnis eines Gedichts nicht mit Verzicht auf die Beurteilung, sondern mit Ablehnung reagieren.¹⁸ Daß die Beurteilung von Dichtung auch durch äußere Faktoren beeinflusst wird, ist generell anzunehmen, aber selten untersucht; immerhin konnten DAS et al. (1955) sichern, daß ein Prestigefaktor relevanten Einfluß nehmen kann: Gedichte wurden bei Kenntnis der Autoren prestigekonformer beurteilt als ohne diese Kenntnis. Der Einfluß dieses Faktors kann durch eine *Stärkung des Verstehensprozesses* jedoch eingeschränkt werden. Daß eine solche Stärkung und damit *Verbesserung des Bewertungsprozesses* durch eigene, pädagogisch eingesetzte Dichtversuche erreicht wird, — besser als durch klassisches Lesen und Besprechen — ist nicht nur evident, sondern auch seit 1933 (LEOPOLD) empirisch gesichert, die entsprechenden *didaktischen Konsequenzen* aber sind nirgends gezogen. Doch nicht nur hinsichtlich der Lyrik, auch für andere literarische Bereiche lassen sich solche Rezeptionsklassen erforschen: So hat FOSTER (1936) unter dem Ziel einer adäquaten Gliederung in Volksbüchereien etc. 4 Klassen von Romanen ermittelt; »objektive« (externe Charakterschilderungen, historische Romane etc), »Propaganda« (soziale, politische, wirtschaftliche Problematik), »philosophische« und »subjektive« (Charakterdarstellungen). Besonders für den didaktischen Bereich dürfte hier ein weites Arbeitsfeld zur *Überwindung* der immer noch wirksamen *poetisch-normativen Implikationen* unserer Literaturwissenschaft offenstehen (vgl. dazu STEINBERG 1971).

Kommunikation Autor — Leser

Direkte literaturtheoretische Relevanz besitzt die Erforschung des Kommunikationsprozesses, die das literarische Werk als »Botschaft« in der Relation von Autor und Rezipient untersucht. Die klassische Literaturtheorie hat hier als *ungeprüfte Implikation* aus den auf die Autorseite ausgerichteten Ästhetikvoraussetzungen die Vorstellung übernommen, die *Intention des Autors* sei für die Bedeutung eines

Werks als *konstituierend* anzusetzen und müsse durch die Rezeption, will sie adäquat sein, erreicht werden. Ob das überhaupt möglich ist oder ob nicht durch den Kommunikationsprozeß immer ein Bedeutungsverlust in bezug auf die Autorintention zustande kommt, ist dabei nicht geprüft worden; unabhängig davon hat aber die neuere Literaturtheorie mit der Revision der Genieästhetik auch diese implizite Reduktion überwunden — was man aber für die Interpretationspraxis noch nicht durchweg behaupten kann. Besonders die amerikanische Literaturkritik in der Richtung des New Criticism hat hier eine deutliche und bereinigende Analyse geliefert: Der Bedeutungsverlust im Kommunikationskanal zwischen Künstler und Leser führt zu einem *notwendigen* (unvermeidbaren) *Verkennen der Autorintention durch den Rezipienten* (»intentional fallacy«; vgl. WIMSATT 1946; WIMSATT & BEARDSLEY 1943). Daraus wird die Konsequenz gezogen, daß der bloßen Absicht des Künstlers über die rezipierbare Verwirklichung hinaus gar keine ästhetische Bedeutsamkeit zugesprochen werden kann, denn die »externe« Konstituierung einer möglichen Autorintention führt zum biografischen Ansatz zurück, die »intern«-subjektive Bestimmung ist von einer nur auf den reinen Werksinn ausgerichteten Analyse sowieso nicht klar zu scheiden (vgl. zur Kritik des »reinen Werksinns« Teil C, S. 152 ff.). Besonders die literarische Wertung auf dem Hintergrund irgendwelcher, erschlossener Autorintentionen erscheint absurd, *die Bedeutung des Werks* — in des Wortes doppelter Bedeutung — ergibt sich nur *aus den Werkmerkmalen selbst* (WIMSATT & BEARDSLEY 1943, 329); das impliziert natürlich auch die gegenteilige Möglichkeit, daß Nichtintendiertes ästhetische und damit interpretative Relevanz aufweisen kann (s. zu deren Objektivierbarkeit unten die Analyse der modernen Ästhetik, S. 148 ff.). Dabei ergibt sich eine — scheinbare — Paradoxie: Die »externe« (z. B. biografische) Bedeutungskonstituierung bezieht sich im Prinzip auf Privates und ist damit idiosynkratisch, während die »internale« öffentlich (»publik«) und damit allen zugänglich ist (WIMSATT 1958, 10). Die empirische Überprüfung des Kommunikationsprozesses zwischen Künstler und Rezipient hat diese kritische Einstellung voll und ganz bestätigt: SIDDIQI & THIEME haben sowohl Künstler wie Laien und Experten den denotativen und konnotativen Bedeutungsgehalt von Bildern — Künstler jeweils die eigenen — beurteilen lassen (1969). Die rezipierte Bedeutung war — bei einigen formalen Unterschieden in der Assoziationsstruktur — bei Laien und Experten identisch, unterschied sich aber von der Intention der Autoren. Dieses »Verlieren der Botschaft« trat nicht nur bei abstrakter, sondern auch bei gegenständlicher Kunst im konnotativen Bereich auf; das ist für die Rezeption literarischer Werke ebenso anzunehmen.¹⁹ Die Mechanismen, die dazu führen, lassen sich auch positiv angeben: *Das Rezipieren von Literatur involviert nicht nur perzeptive, sondern auch projektive Prozesse*

(THAYER & PRONKO 1958). Z. B. weisen die subjektiven Interpretationen des Lesers in bezug auf fiktive Charaktere eines Romans all die Urteilsverzerrungen auf, wie sie auch bezüglich lebender Personen auftreten (vgl. den Teilbereich »person perception« in der Sozialpsychologie, z. B. in SECORD & BACKMAN 1964; JONES & GERARD 1967). Abgelehnte Personen werden u. U. mit – objektiv gar nicht genannten – Eigenschaften belegt, die nach der »impliziten Persönlichkeitstheorie« (vgl. KEIL 1969) des einzelnen Lesers als negativ gelten. Die literaturtheoretischen Konsequenzen solcher Ergebnisse hat, mehr auf die Autorseite konzentriert, schon WALZEL (1920) gezogen: Er ging zunächst von der Schwierigkeit der Intentionsbestimmungen eines Autors unter dem Aspekt möglicher unbewußter Produktionsteilmengen aus. An Beispielen aus der Literaturgeschichte macht er darüber hinaus klar, daß einerseits der Künstler anderes – und mehr – leisten mag, als er will, andererseits aber auch die *Interpretation und Bewertung mehr*, als man annehmen möchte, *über den Interpreten aussagt*, nicht nur über das Werk als »Absicht« des Autors (vgl. auch 1923, 67 ff.). So ist denn die Frage: »Was hat der Dichter damit gewollt?« schon von WALZEL als literaturtheoretischer Unsinn dekuviert worden (1920, 327), und doch hat es den Anschein, als ob dieser »genetische Trugschluß« (WELLEK & WARREN 1963) nicht nur im Deutschunterricht der Schulen, sondern z. T. auch in der Wissenschaft noch implizit ein zähes Leben fristet. Auch die neueste Verteidigung der »Autorintention« (HIRSCH 1967) kann m. E. an dieser literaturtheoretischen Wertung nichts ändern; HIRSCH kritisiert die Position, nach der die Textbedeutung als unabhängig vom Autor anzusetzen ist, als »Autonomismus« (1967, VIII). Er will die vom Autor intendierte Textbedeutung als Kriterium der Interpretation erhalten (1967, 3) und versteht sie daher als eine Bedeutung von idealer Objektivität: Das ästhetisch realisierbare (erfahrbare) Verständnis des Autors vom eigenen Werk wird lediglich als *eine* Erfahrung der umfassenden Werkbedeutung (»meaning experience«; 1967, 8) angesehen, die auch unbewußt intendierte Bedeutungsteilmengen (»implications«; 1967, 21 ff.) umgreift. So wird die Autorintention als hermeneutisch objektivierbare und theoretisch konstruierte (ideale) Werkbedeutung konstituiert (deren Berechtigung im Teil C kritisiert und hinterfragt wird) und ist nicht mit der hier gemeinten realästhetischen, autorintendierten Sinngebung identisch.

Literaturtheoretische Konsequenzen

Die literaturtheoretische Konsequenz auf der Grundlage hermeneutischer Wissenschaftstheorie ist damit deutlich: *Das wirksame – ästhetisch rezipierte – literarische Werk ist eine Verschmelzung zwischen des Autors Intention und des Lesers Rezeption* (vgl. LUCAS 1951, 205); eine autorzentrierte Interpretation verbietet sich damit von selbst.²⁰ Führt man allerdings die psychologische Analyse konsequent

weiter, so werden an dieser Stelle die hermeneutischen Voraussetzungen der Literaturwissenschaft in Frage gestellt. Wenn das literarische Werk für jeden Rezipienten im Prinzip – wegen der persönlichen Historie seiner Projektionsmechanismen – unterschiedlich sein kann und die Dimension »richtig – falsch« weder aus der Autorintention noch aus der subjektiven Rezeption eines anderen – eventuell wissenschaftlich gebildeten – Interpreten abgeleitet werden kann, wird die *Frage nach der Begründung der Objektivität literaturwissenschaftlicher Methodik* laut. Unter psychologischer Perspektive erfordert ihre Beantwortung aber eine grundsätzliche methodologische und wissenschaftstheoretische Neureflexion der literaturwissenschaftlichen Ausgangsposition, die im systematischen Teil geleistet werden soll. Ich breche daher hier zunächst ab und versuche auf dem Boden der hermeneutisch-wissenschaftstheoretischen Voraussetzungen einen Überblick über psychologische Modelle einsetzende literaturwissenschaftliche Interpretationsverfahren zu geben.

Die *psychologische Interpretation* des Werks stellt eine *psychologische Semantik des Werkinhaltes* (im Sinne der Semiotik)²¹ dar. Bei vollständiger Assimilation psychologischer Modelle und Konstrukteilmengen durch die Literaturwissenschaft wird die psychologische Interpretationsmethodik natürlich den – potentiellen – empirisch-methodischen Aspekt der von ihr verwerteten Wissenschaftsinhalte zum größten Teil unberücksichtigt lassen. Den oben aufgestellten Anforderungen dieser *hermeneutischen Assimilation* haben aus dem Theoriengebäude der Psychologie *am vollständigsten die Richtungen der Tiefenpsychologie* entsprochen, die durch bestimmte Struktureigenheiten ihrer Theoriengenerierung der Literaturwissenschaft im speziellen – und der hermeneutischen Wissenschaftsstruktur allgemein – starke Berührungspunkte bieten. Im kontinentalen Begriffsgebrauch bezeichnet dabei Tiefenpsychologie alle theoretischen Systeme und klinischen Therapieverfahren, die mit dem Unbewußten arbeiten; als zwei große Richtungen sind die analytische Psychologie C. G. JUNGs und die Psychoanalyse FREUDs und seiner Schüler zu unterscheiden; im Amerikanischen wird dagegen Psychoanalyse häufig im weiteren Sinn der ›Tiefenpsychologie‹ benutzt. Die Voraussetzungen für die Assimilation der Tiefenpsychologie zur psychoanalytischen bzw. mythologischen Literaturinterpretation lassen sich in zwei Dimensionen suchen: Einmal kann man bestimmte Charakteristika der literarischen Werke als Bedingung für die Anwendung psychologischer Modelle annehmen, zum anderen Voraussetzungen in der Struktur dieser Modelle selbst explizieren. Die Analyse wird zuerst klären, welche der beiden Dimensionen für die psychologische Literaturinterpretation relevanter ist.

5. Voraussetzungen

Klassifikation und Echtheitsproblematik

Ein simpler Vergleich wissenschaftlich gesicherter psychologischer Aspekte mit dem literarischen Werk bezieht sich naturgemäß nur auf den Inhalt *als psychologischen Inhalt*. Damit ist selbstverständlich nicht die gesamte fiktionale Realität des thematischen literarischen Werks erfaßt, wenn es auch Unterschiede zu beachten gibt. Grundsätzlich

wird zunächst fiktionale Realität als Darstellung von Wirklichkeit verstanden, an die nicht unbedingt das Kriterium einer adäquaten Übertragung raum-zeitlich definierter Realität in Sprache anzulegen ist; das Kriterium des außerfiktionalen Realitätsbezugs kann durch innerfiktionale Stimmigkeit ersetzt werden. Insofern ist ein direkter Vergleich zwischen psychologischer Erkenntnis und der Darstellung psychologischer Inhalte in Literatur von vornherein nicht als Literaturinterpretation einzustufen, weil hier ja von dem u. U. spezifisch Literarischen gerade abgesehen wird. Hinzu kommt, daß die fiktionale Realität des literarischen Werks eine Fülle anderer Gegenstände umfassen kann: soziale, historische, metaphysische etc.; zwar gibt es, besonders in der Moderne, literarische Werke von fast ausschließlich psychologischem Inhalt – vgl. unten das Problem des Einflusses von Psychologie auf Literaten –, trotzdem sollte der Begriff der Interpretation einer umfassenden Analyse der dargestellten Inhalte und des spezifisch Literarischen an einem Werk vorbehalten bleiben. Die reine *Zuordnung* literarischer Darstellung zu psychologischen Kategorien ist daher *nicht Interpretation*, sondern eher *psychologisch-deskriptive Klassifikation* zu nennen. Solche klassifikatorischen Bemühungen liegen besonders dort nahe, wo in der Literatur wissenschaftlich fest umrissene Phänomene bzw. Phänomencluster dargestellt werden: z. B. psychopathologische Zustandsbilder. So hat GEYER eine »Blütenlese der bekanntesten psychopathologischen Gestalten der Dichtkunst« (1956) gegeben, die als Paradigma für die Möglichkeiten, aber auch Grenzen der Klassifikation anzusehen ist. Eingeordnet werden unter anderem: Shakespeares Ophelia als psychogener Dämmerzustand, Bindings Wingult als »schwachsinniges Verhalten«, König Lear als Altersschwachsinn, Goethes Gretchen als delirantes Zustandsbild. Die Methode ist dabei immer ein direkter Vergleich zwischen der literarischen Darstellung und einem psychiatrisch bekannten Zustandsbild:

»Unser Vergleich der Gretchenpsychose mit einer klinisch beobachteten Wochenbettpsychose zeigt nach dem Gesagten mit schlagender Deutlichkeit eine völlige Übereinstimmung in allen charakteristischen psychopathologischen Wesenszügen. Beide Seelenstörungen können daher ohne weiteres identifiziert werden; sie müssen in der psychiatrischen Terminologie als delirante Krankheitsbilder vorwiegend amentellen Charakters bezeichnet werden . . .« (GEYER 1956).

Sprachpräzisierung

Die entsprechenden Zuordnungen können sich nach der Entwicklung der Wissenschaften natürlich geringfügig ändern; über die Fähigkeiten der bedeutendsten Dichter, psychologische Zustände darzustellen, herrscht aber weitgehend zeitunabhängige Einigkeit, so z. B. in bezug auf Shakespeare, dessen positive Einschätzung sich seit 1840 kaum geändert hat (vgl. Literaturübersicht von EDGAR 1935). Die literatur-

wissenschaftliche Fruchtbarkeit solcher Klassifikationsversuche ist sehr gering, weswegen die entsprechenden Arbeiten auch hauptsächlich von Hobbyliteraturwissenschaftlern im Kreis der Mediziner und Psychologen stammen. Es ist leicht die Gefahr gegeben, daß man u. U. nur feststellt, wo der jeweilige Autor die Anregungen zur Darstellung bekommen hat (z. B. Wochenbettpsychose in bezug auf Gretchen), ohne daß damit irgendetwas für die Analyse der literarischen Funktion dieses Zustandsbilds innerhalb des Kunstwerks gewonnen ist. Die Auswertung dieses Aspekts führt dann zu der Frage, welche wissenschaftlichen Kenntnisse ein Autor gehabt hat (vgl. wiederum für Shakespeare SIMPSON 1959); von hier aus ergeben sich Anknüpfungspunkte zur Biographieanalyse (vgl. oben), damit aber auch nur eine indirekte Funktion für Literaturwissenschaft. Als *direkte* literaturwissenschaftliche *Funktion* ist daher einzig und allein anzusehen, daß die jeweiligen psychologisch-medizinischen Fachausdrücke eine gedrängte, intersubjektive Bedeutungsbestimmung darstellen; in dieser *Ökonomisierung und Präzisierung der wissenschaftlichen Fachsprache* liegt die Hilfe der psychologisch-deskriptiven Klassifikation für die Literaturwissenschaft. Diese Hilfe einer konzisen und kurzen Bezeichnung breit differenzierter literarischer Darstellungen sollte sich der Literaturwissenschaftler dann allerdings auch zunutze machen; der Bestimmung der literarischen Funktion ist mit einer solchen rein definitorischen Bemühung nichts genommen. Wird über diese reine Definitionshilfe hinaus eine psychologische Relevanz impliziert, so fällt die entsprechende Untersuchung eben aus dem Rahmen literaturwissenschaftlicher Analyse heraus und ist mehr den angrenzenden Klassen der psychologischen Heuristik, in der literarische Inhalte als Beispiele verwandt werden, zuzuordnen. Die Gefahr von Verwechslungen mit psychologischen Fragestellungen ist natürlich dort am größten, wo Literaturwissenschaftler psychologische Fachtermini benutzen, aber nicht den spezifischen wissenschaftlichen Bedeutungsgehalt, sondern die alltagssprachliche Semantik unterlegen; so bezeichnet z. B. Depersonalisation ein fest umrissenes Symptom in der Schizophrenie, als Phänomen des modernen Dramas aber lediglich das Abgehen vom klassischen Helden (GLICKSBERG 1958). Zwar ist es durchaus legitim, epischsprachliche Begriffe anderer Wissenschaften außerhalb ihrer dort festgelegten Bedeutungsinhalte zu gebrauchen, doch scheint mir dies Verfahren bei den mannigfaltigen Berührungspunkten von Psychologie und Literaturwissenschaft wegen der Mißverständnismöglichkeiten zu gefährvoll und unökonomisch.

Literarische Verarbeitung psychologischen Wissens

Problematischer erscheint allerdings die *Bewertung* der literarischen Darstellung im Anschluß an solche Zuordnungsversuche unter dem Aspekt der Adäquanz der Darstellung in bezug auf das psychologische

Wissen. Damit soll die Frage nach der psychologischen Wahrheit des literarischen Werks bzw. der Echtheit literarischer Figuren beantwortet werden (RIEDER 1967). Von vornherein ist dabei zu erwarten, daß eine endgültige Beantwortung unmöglich ist: Die Bewertung ist immer *nur auf dem Hintergrund eines bestimmten historischen Wissenschaftsstandes* denkbar. Da Wissenschaft den Fortschritt und damit die Änderung ihrer Erkenntnis explizit als Norm ihres Handelns versteht, ist jede Bewertung der »psychologischen Wahrheit« relativ. Noch relevanter aber — als oben bei der reinen Klassifikation — ist hier das Argument der *literarischen Funktion*, die in der Mehrzahl der Fälle gar *nicht* in einer *psychologisch adäquaten Darstellung* zu suchen ist. Bei den — auch hier bevorzugt behandelten — pathologischen Geisteszuständen z. B. wird nach HOCHÉ (1939) innerhalb des literarischen Funktionszusammenhangs an der »Entwicklung auf seelischem Wege« (1939, 13) festgehalten. Diese für Geisteskrankheiten psychologisch unzutreffende, literarisch aber z. T. notwendige Voraussetzung muß folgerichtig zu einer gewissen Unechtheit der Darstellung führen. Dementsprechend stellen solche Bewertungsversuche auch u. a. eine wenig »naturgetreue Schilderung« (so schon MÖBIUS 1898, 125 über die Darstellung krankhafter Geisteszustände bei Goethe) bzw. eine unvollständige Verarbeitung der gesicherten Phänomene und Erkenntnisse fest: MANN'S »Zauberberg« z. B. hebt nach STERN (1925, 1596) »fast ausschließlich die negativen Seiten des Krankheitserlebens und des Kurmachens« heraus, was allerdings höchstens ein *Hinweis*, aber keine Bewertung der literarischen Struktur sein kann. Die naive Frage nach der psychologischen Wahrheit literarischer Werke ist also nicht allein nur relativ zu beantworten, sondern geht zu einem großen Teil auch an der literarischen Struktur vorbei; eine Bewertung *ohne* die Einbeziehung anderer, *literaturwissenschaftlicher Kriterien* wäre daher als *ungerechtfertigter Übergriff der Psychologie* (bzw. Medizin) auf den Gegenstandsbereich der Literaturwissenschaft zu betrachten und ist in der neueren Diskussion auch praktisch nicht mehr vorfindbar.

Akzeptiert man die Unterordnung der psychologischen Stimmigkeit unter die literarische Funktionalität, so stellt sich eher die Frage nach den *Bedingungen der künstlerischen Einarbeitung und den literarischen Abweichungen* gegenüber der wissenschaftlich erforschten Realität. Für das Beispiel der pathologischen Geisteszustände hat diese Analyse MÖLLER (1928) vorgelegt: da »Wahnsinn« nur schwer wieder in Gesundheit überführbar ist, »erscheinen... Wahnsinnsausbrüche fast immer erst in der Todesszene der betreffenden Personen« (1928, 242). Falls nicht ein solcher »Abschluß eines Charakterbildes« (1928, 244) mit der Funktion des »letzten und stärksten Höhepunkts« (1928, 250) vorliegt, sollen »krankhafte Störungen durch den Eindruck auf andere Personen der Handlung Gesinnungsänderungen und

wichtige Entschließungen bewirken“ (1928, 250). Eine solche literarische Einarbeitung kann dann natürlich die gesicherten Phänomene pathologischer Geisteszustände selektiv behandeln oder sogar abändern; eine *völlige Willkür* in der Verwertung wissenschaftlich gesicherter Kenntnisse ist dabei allerdings auch *nicht sinnvoll*. So stellt sich die literaturwissenschaftliche Fragestellung der psychologischen Wahrheit als das *Problem der Grenze* dar, bis zu der vom jeweiligen Wissensschatz einer Epoche abgewichen werden kann. Als Kriterium gibt MÖLLER (1928, 248) *das Wissen des Publikums* – und dort der Gebildeten – an, dem nicht widersprochen werden darf. Ob der Literaturwissenschaftler in der Tat durchwegs dieses Kriterium akzeptieren soll oder sich mit einer weniger anspruchsvollen Norm, z. B. Übereinstimmung mit Alltagstheorien, begnügen kann, mag von der jeweiligen Position in bezug auf die Probleme der literarischen Wertung abhängen; (bei bestimmten – unrealistischen – Gattungen – z. B. Märchen, Science Fiction – ist das Problem natürlich von vornherein irrelevant). Geht man vom Rückbezug auf das Publikum aus, so wird sich dieses Problem sowieso nicht auf rein hermeneutischem Weg entscheiden lassen, sondern macht empirische Forschung hinsichtlich des Wissensstandes beim Rezipienten notwendig; so münden die literaturwissenschaftlich brauchbaren Aspekte der literarisch-psychologischen Wahrheit bzw. Echtheit in die *empirische Psychologie* der literarischen Kommunikation im Hinblick *auf die Lesercharakteristika* (vgl. o.) ein. Hier kann die empirische Psychologie eine reale Hilfsfunktion für literaturwissenschaftliche Wertungsprobleme übernehmen.

Eine Spezialfrage der neueren Literaturwissenschaft in der Dimension der Echtheitsproblematik ist der *Vergleich von Stilcharakteristiken mit psychischen Mechanismen*: Bei der Technik des Bewußtseinsstroms stellt sich die Frage, ob die literarische Darstellung den psychischen Assoziationsmechanismen entspricht bzw. analog ist. Über die angeführten Einschränkungen der zeitlichen Relativität hinaus ist hier zu bedenken, daß der Vergleichsmaßstab über den literaturwissenschaftlichen Beschreibungsbegriff ja erst eingeführt wird und selbst wiederum nicht unbedingt berechtigt sein muß; ohne hier die inhaltliche Diskussion aufzunehmen, scheint daher doch die Verwendung psychologischer Ergebnisse höchstens zur Bestimmung der spezifisch literarischen Stileigenart – in durchaus legitimer Abweichung von den wissenschaftlich gesicherten Bewußtseinsmechanismen – sinnvoll. Damit aber fällt dieser Aspekt der psychologischen *Adäquatheitsproblematik* wieder mehr unter die *psychologische Heuristik* als die Interpretationsmethodik und deren Voraussetzungen.

Psychologische Inhalte?

Als eine inhaltliche Voraussetzung zur Anwendung psychologischer Interpretationsverfahren könnte dagegen ein minimales Ausmaß psychischer – fiktionaler – Realität angesetzt werden. Die allgemeine Frage nach dem psychologischen Inhalt von Literatur zeigt zunächst einmal, daß natürlich auch die fiktionale Realität z. B. gerade der Romanschreibung einer Zeit deren psychologisches Wissen widerspiegelt. Diese Repräsentation psychologischer Grundannahmen im literarischen Werk und deren Veränderung in der Zeit läßt sich verfolgen, so z. B. für den Roman des ausgehenden 19. Jahrhunderts in Amerika von G. O. TAYLOR (1969), der besonders die relevanten Varianten des Bewußtseinskonzepts thematisiert. Für größere Zeitdimensionen hat z. B. G. BULLOUGH (1962) die psychologischen Annahmen der englischen Literatur von der Renaissance bis zur Moderne analysiert und in ihrer Verschränkung mit der zeitgenössischen Philosophie bzw. der Begründung auch durch eigene Beobachtung der Literaten expliziert (vgl. auch NOTCUTT 1947). Das Problem der *Repräsentation psychologischer Erkenntnisse* in zeitgenössischer Literatur ist aber eher von *geistesgeschichtlich-historischer Relevanz* und dürfte eine Fülle von Spezialfragen umfassen: Eines dieser – auch für die Psychoanalyse interessanten – Probleme ist die Tätigkeit von Wissenschaftlern als Literaten, wo z. B. dem Psychiater HOLMES nachgesagt wird, er habe in seinen literarischen Werken lange vor Freud einige von dessen wichtigsten Postulaten aufgestellt (vgl. OBERNDORF 1946, 6 ff.).

Direkter Einfluß von Psychologie?

Für die Frage nach der *Anwendbarkeit tiefenpsychologischer Interpretationsmodelle* aber ist das Problem des Einflusses besonders der Freudschen Psychoanalyse auf die literarische Gestaltung, und d. h. in den meisten Fällen auf den Literaten, unmittelbarer relevant. In bezug auf Freuds Verhältnis zu den Literaten selbst wird immer wieder sein Ausspruch angeführt, er habe nur die wissenschaftliche Methode zur Erforschung des Unbewußten entwickelt, das lange vor ihm durch Dichter und Philosophen entdeckt worden sei (vgl. TRILLING 1951, 477; BEHARRIELL hat 1956 die literarischen Einflüsse auf Freud zusammengestellt). Trotz einiger weiterer kritischer Äußerungen FREUDS ist der starke *Einfluß der Psychoanalyse auf die nachfolgende Literatur* besonders für den frühen psychoanalytischen Literaturkritiker eine unbezweifelbare Sache. Er kann sich dabei auf Äußerungen einiger Literaten stützen; so hat z. B. Th. MANN für den ›Tod in Venedig‹ eine unmittelbare Beeinflussung durch Freud (ANON 1925) und für den ›Zauberberg‹ eine mittelbare zu Protokoll gegeben (MANN 1926; 1956). HESSE (1926) fühlte sich in der Wertung der Phantasie, der Fiktion ›tief bestätigt‹. Die historisch-biographischen Einzelbelege

allein für die Kenntnis Freuds bei vielen zeitgenössischen Literaten bleibt man jedoch zu einem großen Teil schuldig, manchmal müssen direkte Einflüsse auch für besonders evident »psychoanalytische« Werke abgelehnt werden; vgl. PROUSTS »A la recherche du temps perdu« und ELIOTS »The Waste Land« (TRILLING 1951, 479). Trotzdem wird häufig mit uneingeschränktem Optimismus ein so »durchdringender« Freudscher Einfluß behauptet, »daß sein Ausmaß kaum zu ermaßen ist« (TRILLING 1951, 480). Und das, obwohl verzerrende Einwirkungen indirekter Einflußstufen gerade von psychoanalytischer Seite herausgestellt werden: So weist z. B. DeVOTO auf die oberflächliche Freudrezeption halb-literarischer Vermittler in den USA hin; die pragmatisch-assimilatorische Grundhaltung hat hier in der »dianetischen Psychoanalyse« von HUBBARD (Dianetik = Durchschwimmen) zum Gesellschaftsspiel eigener Seelenverarztung geführt (BACHLER 1954, 460). Bei den Hindernissen solcher außerordentlich komplexen Interaktionsstrukturen beschränkt sich der Nachweis der Freudschen Einwirkung auf die Literatur zumeist auf den Aufweis von Parallelitäten zwischen psychoanalytischen Konzepten und Werkqualitäten (vgl. BEHARRIELL 1958; speziell für England SACK 1930; HOOPS 1934; Amerika DeVOTO 1940; Deutschland DEHORN 1932; Frankreich LEHNER 1929). Die durchweg genannten Literaten sind Joyce und Th. Mann; außerdem z. B. D. H. Lawrence, von dem es eine Freudianische Version von »Sons and Lovers« gibt, Dorothy Richardson, Virginia Woolf, Conrad Aiken, Jeffers, Henry Miller und besonders das amerikanische Theater – von O'Neill über Arthur Miller bis T. Williams (vgl. besonders SIEVERS 1955). In England wird hauptsächlich T. S. Eliot, in Deutschland außer Mann auch Kafka angeführt. Andere öfter genannte deutsche Namen sind: Hauptmann, Hesse, Hofmannsthal, Schnitzler, Werfel, Zweig etc. Eine literaturhistorisch einwandfreie Systematik des Freudschen Einflusses auf einzelne Literaten liegt zwar noch nicht vor, doch gibt eine solche Stichprobe häufig genannter Namen einen ausreichenden Eindruck, um das Ausmaß abzuschätzen.

Modelle indirekter Interaktion

Außerdem hat die neuere, psychoanalytisch beeinflusste Literaturkritik gegenüber der direkten Transponierung psychoanalytischer Konzepte bzw. Phänomene in literarische Inhalte eine distanziertere Stellung bezogen und auch die Gefahren aufgezeigt. OBERNDORF (1947) weist darauf hin, daß die intendierte, und dadurch klinisch anmutende Einführung psychoanalytischer Erklärungen – besonders bei Romanen – bei weitem nicht so überzeugend auf den Leser wirkt wie spontane Manifestationen des Unbewußten beim Autor (1947, 299). Auch eine etwaige Parallelität von klinischem Fall und literarischer Darstellung kann nur der literarischen Qualität schaden: Die

psychoanalytische Theorie – bereits auch Freud – hält den Literaten, der als »Psychologe des Unbewußten« schreibt, für absurd; entweder er produziert aus dem Unbewußten, oder er analysiert das Produkt, beides gleichzeitig ist schlechthin unmöglich (vgl. DeVOTO 1939, 11). Literaturkritik, die mit solchen falsch verstandenen Implikationen arbeitet, kann in letzter Konsequenz eigentlich nur noch ein Auditorium von Psychiatern als Leser voraussetzen (STAFFORD 1948, 217): »The implication of this sort of criticism is that writers.. have been the prophets of the new scientists instead of their teachers.« So ist eine explizite Verschlüsselung literarischer Inhalte gemäß psychoanalytischen Konzepten (durch den Autor) abzulehnen (WYATT 1954, 16), sie läuft höchstens Gefahr, Literatur und Leben zu trennen (SPIEGEL 1932, 490). Die formalen Parallelen zwischen literarischer Darstellung und z. B. Traumgehalten werden dann durch Übereinstimmungen in den Prozeßqualitäten von Wahrnehmung und Denken erklärt: Hier wird besonders wieder die Form des modernen Romans und seine Technik des Bewußtseinsstroms herangezogen. Als Methode von Dujardin 1888 »entdeckt«, habe die Technik des inneren Monologs bis zu ihrer substantiellen Inhaltsfüllung durch die Psychoanalyse nur ein leeres Schema dargestellt (BEHARRIELL 1958, 120). Die Bewußtseinsstromtechnik wird dabei in völliger Parallelität zur Methode der freien Assoziation (vgl. u. Methodik) innerhalb der psychoanalytischen Therapiesituation gesehen (DeVOTO 1940, 240). Diese Übereinstimmung in den Denk- und Produktionsmechanismen (vgl. A, Neurothese) führt zu einer spontanen Manifestation psychoanalytisch interpretierbarer Inhalte in literarischen Werken. Spezifisch psychoanalytische Konzepte innerhalb literarischer Darstellungen können also auf keinen Fall als Voraussetzung für die Anwendung psychologischer Interpretationsmethoden angesehen werden (vgl. JONES 1934, 450 ff.); vielmehr scheint eine »grundlegende literarische Unabhängigkeit« von wissenschaftlichen Disziplinen eine Voraussetzung für literarische Qualität zu sein (F. HOFFMANN 1957, IX).

Dementsprechend ist die moderne Literaturkritik, auch von psychoanalytischer Seite aus, immer mehr auf indirekte Einflüsse und historische Parallelitäten zurückgegangen, die über den »Zeitgeist« und dessen Prägung die aufgewiesenen Übereinstimmungen erklärt (vgl. DeVOTO 1940, 237). Eine umfassende und abwägende Darstellung dazu, die sich auch nicht wie andere in dogmatisch eingeschränktem Anspruch »Literatur und Psychologie«, sondern »Freudianism and literary mind« nennt, hat HOFFMANN gegeben (1957). Er hat auch die Schwierigkeiten angeführt, mit denen die Rezeption der Psychoanalyse zu kämpfen hatte: der Gegensatz zur damaligen »Schulpsychologie« und daraus folgend deren Ablehnungsstrategie, die psychoanalytischen Begriffsneudefinitionen bereits vorhandener Begriffssysteme (vgl. Ödipuskomplex etc.), die dauernde Weiterentwicklung

und damit Veränderung des psychoanalytischen Modells, die z. T. oberflächliche pragmatische Rezeption (s. o. Dianetik) und nicht zuletzt die emotional aufgeladene Abwehr von seiten der gesellschaftlichen Traditionshüter (HOFFMANN 1957, 87 f.). Parallel dazu ist natürlich auch der Einflußprozeß relativ komplex zu denken; außer dem direkten Einfluß Freud – Literat gibt HOFFMANN weitere Stufen an: Freud – Übersetzer – Literat; Freud – Übersetzer und/oder Verbreitender (Wissenschaftler oder Literat; »lecturer«) – Literat; Freud – Übersetzer – »lecturer or popularizer« – »speaker« – »listener« (HOFFMANN 1957, 89 f.). Solche komplexeren Strukturen der Einflußnahme als Explikation des unscharfen Konzepts vom »Zeitgeist« dürften die Situation sehr viel genauer treffen und stimmen auch mit den sozialpsychologischen Ergebnissen der Kommunikationsforschung (z. B. in bezug auf »opinion-leaders«) überein (vgl. SECORD & BACKMAN 1964, 196 ff.). Eine Identifizierung von Literat und Wissenschaftler aber ist auf keinen Fall möglich, da wissenschaftliche Distanz und Wertung nicht Sache des Literaten sein kann (HOFFMANN 1957, 95). Die Funktion der Psychoanalyse für die zeitgenössische und nachfolgende Literatur ist daher im größeren Rahmen, auf der Abstraktionshöhe allgemeinerer literarischer Tendenzen zu bestimmen: Eine Entpuritanisierung und damit größere Lebensnähe, besonders im Bereich des Sexuellen, wird der Psychoanalyse als Einflußdimension nicht abzusprechen sein (GOODMAN 1963, 22; HOFFMANN 1957, 114; DeVOTO 1940, 239). Wichtiger aber erscheinen noch die Einflüsse auf die Darstellungsart und -technik: die Einbeziehung verschiedener Bewußtseinszustände, psychologischer Symbolismus, unbewußter Motivationen (DeVOTO 1940, 245), die Toleranz von Absurditäten, Alogischem, Ungrammatikalischem (HOFFMANN 1957, 114) und die Einbeziehung von Kindheit und Jugend in die Kontinuität der dargestellten Lebenserfahrung (GOODMAN 1963, 20).²² Damit aber sind Wirkungen der Psychoanalyse, nicht Voraussetzungen für ihre Anwendung auf Literatur genannt, und die relevantesten Auswirkungen müssen damit nicht einmal erfaßt sein: »It may be, that Freud's ultimate effect on poetry will be to provide understanding readers, not practicing poets.« (DeVoto 1940, 242; s. auch schon FARRAR 1926)

Psychologische Inhalte überhaupt Voraussetzung?

Wenn die direkte Übertragung psychoanalytischer Konzepte sowohl von der Psychoanalyse wie von der Literaturwissenschaft her abzulehnen ist, müssen dann zumindest allgemein-psychologische literarische Inhalte für psychologische Interpretationsverfahren vorausgesetzt werden? Der Schluß liegt auf den ersten Blick nahe, da literarhistorisch gleichzeitig Tendenzen der »Psychologisierung« literarischer Formen, besonders des Romans, aufgezeigt worden sind. Das Konzept

der *Psychologisierung* betrifft zwar die gleichen Literaten, die auch unter dem Aspekt des psychoanalytischen Einflusses betrachtet werden, ist aber weiter und allgemeiner zu verstehen: Es geht – in akzentuierterer literaturwissenschaftlicher Bestimmung – mehr um die Erzählperspektive, die durch die Psyche der jeweiligen Hauptfigur beschränkt wird (KULEMEYER 1933, 2 ff.; FRIEDEMANN 1965, KAYSER 1963). EDEL (1955) hat die relevanten Dimensionen der Psychologisierung als *Subjektivierung* des Romans angegeben: Gekennzeichnet durch eine »atmosphere of the mind« (1955, 31) wird die psychisch-geistige Erfahrung bzw. das Erleben (»mental experience«) des Protagonisten – und der übrigen Charaktere – beim psychologischen Roman direkt dargestellt (1955, 31). Aus dieser Innensicht des Erlebens (»inside the mind«) resultiert die Übernahme der Perspektive des Protagonisten für das literarische Werk, hier den Roman (1955, 75). Die literaturwissenschaftliche Verwendung des Begriffs der Psychologisierung bezeichnet damit nicht primär die Einführung psychologischer Inhalte, sondern eher eine *Erzählhaltung der Subjektivierung*, in deren Folge es – sekundär – zu einer differenzierten Darstellung psychischer Dimensionen kommen mag. Das bedeutet aber, daß der Roman z. B. – auch in seiner explizit als psychologisch bezeichneten Form – nicht durch seine psychologischen Inhalte ausschließlich konstituierbar ist; die aufgegebenen »transsubjektiven Ordnungen mögen mit psychologischen Mitteln gefüllt« (JUST 1966) worden sein, die literarische Gegenstandskonstituierung bezieht aber die Bedeutungsaufladung über den rein faktuellen psychologischen Inhalt hinaus mit ein. Dazu paßt auf der Gegenseite auch, daß Werke, die längst vor der Psychoanalyse bzw. deren Einflußmöglichkeiten entstanden sind, ebenfalls »akutestes tiefenpsychologisches Interesse abnötigen« (HOCHHEIMER 1954 in bezug auf Goethes Wahlverwandtschaften). Das Wissenschaftsmodell der *Psychoanalyse*, das insgesamt in der Einwirkung auf die Literatur »nichts Neues gebracht, sondern lediglich Vorhandenes kräftig gefördert« hat (HOOPS 1934), muß daher zu seiner literaturwissenschaftlichen Verwendung weder psychoanalytische noch psychologische Inhalte allgemein im literarischen Werk voraussetzen; anders wäre von vornherein eine Reduktion des literarischen Werks gegeben, die sowohl für die Psychoanalyse wie für die Literaturwissenschaft dysfunktional wäre: Die Voraussetzung isomorpher Inhaltsstrukturen des literarischen Werks in bezug zum interpretativen Wissenschaftsmodell würde nicht nur zu einer Stagnierung der Literaturentwicklung und damit Zweitrangigkeit der so encodierten Werke führen, wofür sich eine Fülle literarhistorischer Belege anführen ließen, vgl. nur das Werk, das Freuds eigene erste Interpretation erfuhr: W. JENSENS *Gradiva*; zum anderen stünde aber auch die Interpretationsmethode selbst in der Gefahr von *Zirkelschlüssen* und könnte zumindest immanente Widersprüche nicht ver-

meiden: die Psychoanalyse z. B. nicht den Widerspruch zwischen einer dann absolut konvergenten Interpretation und der eigenen Voraussetzung der Symbolambiguität. Damit erweist sich nicht der *Rückgriff* auf Inhalte, sondern höchstens eine Analyse der vorgeordneten *Prozeßcharakteristika* der literarischen Produktion als sinnvoll: Die Anwendung psychoanalytischer Interpretationsmodelle setzt als Minimalbedingung die Beteiligung von Phantasie im tiefenpsychologischen Sinn beim Produktionsprozeß voraus; eine rein rationale bzw. objektivitätszentrierte literarische Schaffensstruktur, wie z. B. in der Theorie des ›Nouveau Roman‹ (vgl. ROBBE-GRILLET 1965) angezielt, dürfte psychologischer Interpretationsmethodik Widerstände entgegenzusetzen.²³ In der Struktur dieses Produktionsprozesses und seines Verhältnisses zum Produkt ist dann auch die konstruktive Voraussetzung zur hermeneutischen Assimilierbarkeit des psychoanalytischen Modells zu suchen.

Modellimplikationen

Theoretischer Bedeutungsüberhang und Realitätsferne

Verwertbarkeit von theoretischen Konstrukteilmengen unter weitgehendem Absehen der empirischen Bezüge hatte sich oben als Voraussetzung der hermeneutischen Assimilierbarkeit psychologischer Theorien ergeben. Diesen Anforderungen entspricht der tiefenpsychologische Ansatz in der Tat in hohem Maße.²⁴ Der theoretische Bedeutungsüberhang im Sinn der ausgeführten Konstruktdefinition kennzeichnet nicht nur einzelne tiefenpsychologische Begriffe, sondern ist dem gesamten Modell in starker Ausprägung inhärent. Der Hauptgrund dürfte darin zu suchen sein, daß die Psychoanalyse zwar weitgehend mikroskopische (›molekulare‹) Verhaltensaspekte des Menschen untersucht, im *Erklärungsanspruch* aber immer ›makroskopische‹ (molare) Verhaltens- und Lebenssegmente anzielt und so durch eine Fülle hochkomplexer theoretischer Konzeptionen charakterisiert ist (vgl. RAPAPORT 1959, 21). Das psychoanalytische *Gesamtkonzept* liegt aber bis heute nicht in einer umfassenden, stringenten Systematisierung vor; FREUD selbst akzentuierte immer die *Unabgeschlossenheit und Flexibilität* seines Entwurfs (vgl. HARTMANN in HOOK 1959, 4). Die vielen unterschiedlichen Konzeptualisierungsstadien ›der Psychoanalyse‹ belegen diese Ansicht gründlich (vgl. BALLY 1961). Als Folge davon treten theoretische Unzulänglichkeiten auf, die besonders von wissenschaftstheoretischer Seite immer wieder kritisch hervorgehoben worden sind: So ist von der Theorieexplikation zu fordern, daß eindeutige Konsequenzen ableitbar sind, damit ein empirischer Gehalt der Begriffe über Korrespondenzregeln etc. geschaffen wird; in bezug auf solche Kriterien weist das psychoanalytische Modell starke Mängel auf (NAGEL 1959, 40 ff.), die auch noch durch ›logische Unsicher-

heiten‹ über das Verhältnis der theoretischen Begriffe zueinander verstärkt werden (vgl. HARTMANN 1959, 19).

Diese Situation wird noch komplizierter bei Berücksichtigung der Dimension der *empirischen Prüfbarkeit*; hier gibt es sogar eine Kontroverse, ob die Psychoanalyse nach der bisherigen Ausarbeitung ihrer Theorien nicht eher den hermeneutischen Wissenschaften zuzuordnen ist. Die mittlerweile klassische Analyse RAPAPORTS über die ›Struktur der psychoanalytischen Theorie‹ (1959) hat aber deutlich gemacht, daß die Psychoanalyse selbst einen umfassenden empirischen Bezug anstrebt (1959, 37); die Berücksichtigung der Realitätsbeziehungen (Ich-Funktionen und Sekundärprozesse²⁵) legitimieren diese Feststellung (37). Das Postulat, Psychoanalyse sei von ihrer Eigenart her gerade keine Beobachtungswissenschaft, argumentiert mit einem zu engen, dogmatischen Operationalismusbegriff, der keine Konstrukte (vgl. Einleitung) zuläßt (so z. B. RICOEUR 1969, 353 f.), oder verlegt die Geltungsprüfung in den subjektiv-historischen (ontogenetischen) Bereich, ohne eindeutige Prüfkriterien zu bieten (so LORENZER mit dem methodologisch ungenügend aufgearbeiteten Konzept des ›szenischen Verstehens‹, 1970, 104 ff.). Da es durchaus falsifizierbare psychoanalytische Hypothesenarten gibt (G.S. JONES 1968, 73 ff.), bleibt es entgegen allen Immunisierungsversuchen sinnvoll, die Psychoanalyse als ›nomothetische‹ Wissenschaft zu betrachten (S. O. HOFFMANN 1969, 838 ff.). Allerdings sollen die empirischen Bestätigungen durch eine spezifisch ›psychoanalytische Methode‹ erzielt werden, die als *Synthese von klinisch-angewandter Methodik und Grundlagenforschung* angesehen wird (vgl. C. BRENNER 1968, 696); für den empirischen Psychologen taucht dabei aber der Verdacht auf, die wechselseitig verknüpften Begriffe könnten zirkuläre Definitionen beinhalten, da sie nicht je einzeln in der beobachtbaren Realität verankert sind (RAPAPORT 1959, 88); aber selbst wenn man, wie üblich, als legitim anerkennt, daß nicht alle Begriffe einer Theorie operational definiert sein müssen, bleibt die Schwierigkeit, daß Verhalten in der Psychoanalyse die unterschiedlichsten Ebenen umfaßt: Bewußtes und unbewußtes Denken, Affekte und Handlungen (RAPAPORT 1959, 76) werden hier zusammengefaßt, so daß eine eindeutige Operationalisierung intersubjektiv beobachtbarer Einheiten problematisch wird. Doch entstehen bezüglich der für empirische Erforschung weitgehend vorauszusetzenden *Quantifizierung* der theoretischen Variablen keine grundsätzlichen Schwierigkeiten; viele, besonders die ökonomischen Begriffe der Psychoanalyse schließen quantitative Gesichtspunkte ein. Die *Hindernisse* sind eher pragmatischer Natur: »Der Abstand zwischen den Hauptvariablen der Theorie und den beobachteten Erscheinungen macht es ungewiß, ob irgendein quantitatives Resultat als eine Quantifikation einer bestimmten Variable angesehen werden kann.« (RAPAPORT 1959, 39) Im psychoanalytischen Modell

ist das sichtbare Verhalten als eine »sehr entfernte Repräsentation der es evozierenden psychologischen Prozesse« (RAPAPORT 1959, 99). So gibt es bisher insgesamt wenig empirische Evidenzen, die sowohl für das psychologische Modell und die theoretischen Definitionen wie für die allgemein-empirische Methodologie annehmbar sind (RAPAPORT 1959, 118). Diese fehlende Ausrichtung auf eine streng-empirische Überprüfungsmethodik beim psychoanalytischen Modell stellt naturgemäß ebenfalls eine große *Erleichterung für seine hermeneutische Assimilation* dar.

Funktionsanalogien

Diese beiden Voraussetzungen des theoretischen Bedeutungsüberhangs und der eine hermeneutische Verwertbarkeit nicht ausschließenden Methodenbreite sind zweifellos notwendige Bedingungen für das Eingehen in eine Interpretationsmethodik von Literatur; sie sind aber nicht hinreichende Erklärungen dafür, warum gerade dieses psychologische Modell für die Literaturinterpretation fruchtbar werden konnte und kein anderes, für das die beiden bisher ausgeführten Merkmale auch gelten können. Hier werden *zwei weitere Modellimplikationen* relevant, die sich auf das Produzieren sprachlichen Verhaltens beziehen. Die klinisch-psychoanalytische Methode erhebt ja über das sprachliche Verhalten des Patienten das Interpretationsmaterial: Trauminhalt, freie Assoziationen etc. Der sprachlich dargebotene, manifeste Trauminhalt ist dabei gekennzeichnet durch die Charakteristika des zu seiner Entstehung führenden Prozesses (vgl. unten Traumarbeit). Das angesetzte *Verhältnis zwischen Produktion und Produkt* ist also durch Analogie charakterisiert; diese Bestimmung läßt sich noch ausdifferenzieren: Ein Analogieschluß allgemein hat folgende Form: Q ist P / S ist *ähnlich* Q / S ist vielleicht P (Problematisches Urteil); vgl. HOLZKAMP 1965, 54. Beispiel: »Der Mensch hat ein Bewußtsein.« »Tiere sind dem Menschen ähnlich. Also haben Tiere vielleicht ein Bewußtsein.« Die Stringenz der Conclusio wächst in dem Maß, wie die behauptete Ähnlichkeit als dem thematischen Prädikat faktisch zusammenhängend nachgewiesen werden kann. Bei der Analogie zwischen Prozeß und Produkt liegt eine *Funktionsanalogie* vor. Der Handlungsprozeß, z. B. der Traumarbeit, ist in funktionalem und expressivem Modus betrachtbar: Die Funktion der Traumarbeit ist Wunschbefriedigung unter (eingeschränkter) Ich-Zensur, die Expression das manifeste Produkt, der Trauminhalt. Funktionsanalog entspricht dann der zielbezogenen Verwirklichungsform P_1 der Funktion Q (Traumarbeit) die bedeutungsbezogene Verwirklichungsform P_2 der Ausdruckserscheinung S (manifeste Trauminhalt); vgl. in bezug auf Ausdruckstheorie allgemein HOLZKAMP (1965, 62). Diese im psychoanalytischen Modell implizierte Funktionsanalogie läßt sich natürlich auch *auf das Verhältnis von literarischer Produktion und*

Produkt anwenden: der zielbezogenen Prozeßfunktion (Produktion) entspricht dann die expressive Bedeutungsform (das Produkt). So läßt sich die fiktive Realität des literarischen Werks als »Repräsentation einer psychischen Struktur« (WITHIM 1969/70, 583) auffassen. Damit ist die Grenze zwischen dem biographischen Produktionsaspekt und dem intra-operativen Werkaspekt eingerissen: Die kreative Anstrengung des Autors und die Ereignisse innerhalb der literarischen Darstellung sind vermischbar (P. HELLER 1954, 332 f.). Die Parallelen zwischen »bestimmten Aspekten des literarischen Werks, der gesamten Werkkonzeption und der subjektiven Bedeutung für den Autor« (HELLER 1954, 334) setzen noch einen weiteren Analogieschluß voraus: Zunächst ist ja das Produkt (in diesem Fall ein literarisches Werk) noch immer in bezug auf den Produzenten (Autor) zu interpretieren; über das *implizite Postulat von Qualitätsanalogien zwischen den generellen Produktmerkmalen* und seinen *Inhalten* sind dann z. B. auch dargestellte Charaktere unter dem tiefenpsychologischen Modell zu interpretieren. Entsprechende von der Theorie vorgesehene Mechanismen beim Autor (von Projektion bis Identifikation) unterstützen die — systemimmanente — Berechtigung dieser Qualitätsanalogie. Auf diese Weise ist der (Analogie)Bogen vom Autor bis zur Interpretation und damit der inhaltlichen Bedeutung eines Werks geschlagen: »A novel ›A‹ contains a meaningful (artistic) gesture (or attitude) designated as ›W‹. The work on the novel ›A‹ has a psychological meaning ›P‹ for the author. ›P‹ is analogous to ›W‹; ›P‹ and ›W‹ are similar to one another, for both can be subsumed under the heading of the same metaphor.« (HELLER 1954, 341 f.) Damit sind aber die Analogieimplikationen des psychoanalytischen Modells noch nicht erschöpft: Eine — analoge — *Funktionsanalogie* wie zwischen Produktion und Produkt besteht natürlich auch *zwischen Produkt und Rezeption*. Die Aufnahme von Dichtung ist im Nacherleben auf der Dimension der Phantasie mit der Produktion identisch (so schon RANK & SACHS 1913). Damit hat Literatur unter dem psychoanalytischen Modell eine »zweifache Natur« (WITHIM 1969/70, 583): dinglich-objektiviert als Werk und fließend-subjektiv als Erfahrung in der Dimension des Autors, des Lesers und — fiktional immanent — des Protagonisten. Bei der Vielzahl der Analogieschritte ist es fast schon müßig, darauf hinzuweisen, daß all diese Analogievoraussetzungen als Belastung für die Geltung der auf ihnen basierenden Interpretationsmethode fungieren, zumal sie größtenteils empirisch nicht gesichert (oder gar nicht sicherbar) sind: Die Überlegung z. B., ob hier nicht von der Rezeption auf die Produktion geschlossen wird, gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn man an die diversen Überarbeitungsphasen während der Produktion denkt. Auch die Berechtigung einer solchen Analyse »unbewußter Autorintentionen« ist empirisch zumindest nicht gesichert (vgl. Teil A, 4).

»Symbolische« Sprachkonzeption

Die Voraussetzung der Funktionsanalogie (Produktion – Produkt – Rezeption) reicht zur Erklärung aus, warum gerade die Tiefenpsychologie für die Literaturinterpretation assimiliert wurde. Die spezifische Eigenart der psychologischen Interpretationsmethodik gegenüber anderen Interpretationsverfahren aber wird durch ein weiteres Merkmal bestimmt: die *Verwendung von Sprachverhalten* im psychoanalytischen Modell. Allgemein lassen sich sprachliche Äußerungen in der Psychologie auf 4 Niveaus bestimmen (HOLZKAMP 1964, 229 f.): 1. als bloß verbales Verhalten, nicht als Erlebnisäußerung des Senders, sondern als rein physikalischer Tatbestand – nur im klassischen Behaviorismus gefordert –; 2. als spontane Äußerung eines Menschen, als Urteil; 3. als provozierte Äußerung einer »ursprünglich für sich vollzogenen verbalisierten Stellungnahme«, also als Meinung; 4. als Ausdruck eines Faktums. Der Unterschied zwischen Urteil und Meinung besteht darin, daß der sich Äußernde beim Urteil bewußt die Unwahrheit sagen könnte oder aber nichtbewußt – durch soziale Anpassung bzw. intrapsychische Verdrängung – faktisch etwas von seiner Meinung Abweichendes sagt. Urteile können zwar Meinungen sein, müssen es aber nicht. Daß eine Meinung (z. B. »ich bin kritisch«) nicht mit einem Faktum identisch sein muß, liegt an den unbegrenzten Irrtumsmöglichkeiten, für die die semantische Unbestimmtheit (»kritisch«) nur eine Ursache ist. Die Psychoanalyse arbeitet in ihrer klinischen Methodik praktisch ausschließlich mit dem Wort des Patienten: Ziel ist das Verstehen der vom Analysierten sprachlich dargebotenen Sinnzusammenhänge. LORENZER (1970) will deswegen die Psychoanalyse sogar als hermeneutische Wissenschaft verstanden wissen (Kritik s. o.); das Verzicht auf (vom Patienten unabhängige) »Außeninformation« ist nach ihm symptomatisch für den psychoanalytischen Gegenstand: »die Schicht der Symbole« (1970, 49), die mittels »logischem Verstehen« und »Nacherleben« durch den Analytiker erschlossen wird (1970, 61 ff.). Diese Trennung von »Sinn- und Tatsachenfrage« und die zunächst ausschließliche Akzentuierung der »Sinnfrage« (LORENZER 1970, 70 ff.) in der Psychoanalyse macht die hermeneutische Assimilierbarkeit verständlich. Für die Therapie muß der Analytiker darüber hinaus natürlich eine Interpretation der Symbole anbieten (LORENZER 1970, 109 ff.); d. h. die sprachlichen Äußerungen des Patienten werden in der Psychoanalyse als Interpretationsobjekt praktisch nie auf dem 4. Niveau (Ausdruck eines Faktums) verwendet. Meistens wird für die *Äußerungen* angenommen, daß sie zwar subjektiv als Meinung intendiert, objektiv aber als den individuellen Einflüssen der Zensur unterliegende *Urteile* aufzufassen sind, hinter denen noch eine latente, »eigentliche« Bedeutung aufzuzeigen ist (die damit für die Therapie wieder auftretende Tatsachenfrage und ihre Lösungsmöglichkeiten – s. LORENZER: »Szenisches Verstehen« – sind hier für die Mo-

dellimplikationen nicht mehr direkt relevant; vgl. u. leserzentrierte Interpretation). Die Form der *indirekten Repräsentation* definiert die Bedeutung des Begriffs Symbol im psychoanalytischen Modell und wird durch die psychoanalytische Interpretation aufgelöst; sie wird natürlich auch bei *Übertragung* des psychoanalytischen Modells auf *Sprache als Literatur* impliziert (vgl. WYATT in PAULSEN 1971, 24). Diese Übertragung selbst macht vom Modell aus keine Schwierigkeiten, da »Symbolismus« im aufgezeigten Sinn als allgemeinsten Zug des Menschlichen in jeder geistigen Aktivität vorausgesetzt wird: »from primitive symbol formation through literary and artistic form, mathematics, and the most abstract forms of thinking« (MOORE & FINE 1968, 91). Damit ist auch die Frage nach den vorauszusetzenden Charakteristiken von (mit tiefenpsychologischen Verfahren zu interpretierender) Literatur auf einem adäquaten wissenschaftstheoretischen Niveau zu beantworten: Es kann sich nicht darum handeln, irgendwelche Charakteristika schon vor einer Methodikanwendung anzusetzen, um damit die Adäquatheit zwischen den beiden getrennten Phänomenen Werk und Methode festzustellen. Vielmehr besteht ein Interaktionsverhältnis zwischen Gegenstand und Methode (vgl. DIEMER 1962, 441): Die Methode akzentuiert am Gegenstand bestimmte Merkmalsräume und konstituiert damit den Gegenstand in spezifischen Dimensionen. Eine *tiefenpsychologische Interpretationsmethodik konstituiert ihren Gegenstand also als »symbolische« Literatur* – im weiteren psychoanalytischen, nicht literarhistorischen Sinn des Symbolbegriffs. Daher ist das Vorliegen spezifisch psychoanalytischer oder psychologischer literarischer Inhalte ganz und gar nicht Bedingung für ihre Anwendung. In dieser Konstituierung des literarischen Gegenstands als »symbolisch« liegen sowohl die Möglichkeit der literaturwissenschaftlichen Assimilation wie spezifische Determinationen dieser Interpretationsmethodik begründet, die durch die weitere Analyse aufzuzeigen sind: Diese wird entsprechend der vorliegenden Funktionsanalogien zunächst das tiefenpsychologische Modell der literarischen Produktion, seine Übertragung auf Literatur und die daraus entwickelte Methode sowie die Anwendungsbereiche und -kriterien darstellen.²⁶

6. Interpretationsverfahren

Der Produktionsprozeß

In bezug auf den Produktionsprozeß haben FREUD und JUNG zwei unterschiedliche Modelle vorgelegt, die getrennt darzustellen sind. FREUD hat die *dichterische Produktion in Analogie zum Traum* gesetzt (vgl. FREUD 1955, VII: »Der Dichter und das Phantasieren«) und damit einen eher impliziten Ansatz geliefert, der einen Großteil seines gesamten Systems voraussetzt. Viele der nachfolgenden Adepten haben diesen FREUDSchen Ansatz lediglich paraphrasiert, ohne Neues hinzuzufügen, so daß eine Fülle von Literatur mit großem Anspruch im Titel (Richtung »Poetry and the Unconscious«), aber von rein kompilatorischem Charakter vorzufinden ist. Deren Berücksichtigung wäre weitgehend redundanter Ballast, so daß ich eine mehr systematisierende Darstellung ohne klare historische Struktur vorgezogen habe:

Das psychoanalytische Produktionsmodell

Die psychoanalytische *Traumkonzeption* ist innerhalb des *Instanzenmodells* zu sehen. Danach besteht die Persönlichkeit aus drei Funktionssystemen: dem Es, Ich und Überich. Das Es stellt den völlig unbewußten Teil des mentalen Apparates dar und repräsentiert die Summe der Wünsche eines Individuums; damit ist das Es das Sammelbecken für alle Kräfte und Energien, die sich bewußter Kontrolle entziehen und auf die Durchsetzung des Lustprinzips (s. u.) ausgerichtet sind. Den polaren Gegensatz zum Es stellt das Überich dar, das in etwa dem Konzept des Gewissens in Ethik und Pädagogik entspricht. Es repräsentiert die Wert- und Moralvorstellungen der sozialen Umwelt, die über die Identifikation mit den Eltern oder anderen Bezugspersonen des Kindes von diesem internalisiert werden. Diese unbewußte Bewertungsinstanz zur Kontrolle von Verhalten und Einstellungen veranlaßt das Ich entsprechend den verinnerlichten Normen zur Abwehr inkompatibler Impulse aus dem Es. Das Ich steht also sozusagen als Vermittlungsinstanz zwischen Es und Überich: Es fungiert in der psychoanalytischen Theorie als Integrations- und Kontrollinstanz gegenüber den Triebansprüchen des Es sowie den Geboten und Verboten des Überich und den Ansprüchen und Gefahren, die aus der Umwelt stammen, um ein realitätsgerechtes Verhalten zu ermöglichen.²⁷ Innerhalb dieses Strukturmodells nun nimmt der Traum als halluzinationsartige Empfindung und Vorstellung während des Schlafes (oder schlafähnlicher Zustände) eine besondere, für die Analyse fruchtbare Stellung ein: Normalerweise macht die gegeneinander gerichtete Dynamik von Triebstruktur und (unlustvoller) Realität an

der Grenze zwischen Ich und Unbewußtem (Es) eine automatische (unbewußte) Regulation notwendig, die nur die dem Ich zuträglichen Inhalte ins Bewußtsein läßt. Da der Schlaf als Realitätsabkehr zu betrachten ist, wird die an das Bewußtsein geknüpfte Realitätsprüfung weitgehend ausgeschaltet. So kommt es unter dem Lustprinzip, d. h. der Ausrichtung auf die unmittelbare Befriedigung von Bedürfnissen, zur Regression (s. u.) und Involvierung des Primärprozesses während des Traums. In dieser Aktualisierungsform einer Wunscherfüllung werden sowohl verdrängte Inhalte (z. B. aus der Kindheit), Bedürfnisse wie auch Tagesreste in den Traum einbezogen. Die Zensur ist aber nicht völlig ausgeschaltet, da sie den Schläfer vor zu starken Angriffen aus dem Unbewußten schützen muß (hier schließt sich das Angstkonzept in der Psychoanalyse an): So kommt es zur *Traumarbeit*, die den latenten Trauminhalt zum manifesten Traum umwandelt. Der latente Traumgedanke stellt die unbewußten Gedanken und Wünsche dar, die den Schläfer aufzuwecken drohen. Die abgeschwächte Zensur, die den latenten Trauminhalt zu verhüllen hat, wird Traumzensur genannt. Die Traumarbeit entstellt also die unbewußten Wunscherregungen durch die Operationen der *Umkehrung, Verdichtung und Verschiebung* (s. u.). Die heterogenen Traumelemente sind natürlich zunächst relativ zusammenhanglos und unverständlich in bezug auf einen logischen Sinn; die Umstellung und Bearbeitung entsprechend den Ansprüchen des wachen Bewußtseins nach logischer Ordnung und Ganzheit wird sekundäre Bearbeitung genannt. Der durch die Traumarbeit und die sekundäre Bearbeitung veränderte latente Trauminhalt kann dann nach dem Erwachen erinnert werden; das ist der manifeste Traum oder Trauminhalt (insgesamt vgl. C. BRENNER 1967, 176 ff.; BALLY 1961, 113 ff.; WYSS 1966, 35 ff.).

Dichterisches Produzieren: traumanalog

Als Muster des Traums zeigen auch Tagtraum und Phantasie solche Wunscherfüllung und Realisierung von Verdrängtem wie der Traum. Über dieses Verbindungsglied des tagtraumartigen Phantasierens hat FREUD (bereits 1908) die *dichterische Produktion in Analogie zum Traum* gebracht. Wie für alle Phantasie gilt auch für die künstlerische Produktion, daß sie *Wunscherfüllung* und damit »Korrektur der unbefriedigenden Wirklichkeit« ist (FREUD 1955, VII, 216). Die Berechtigung dieser Analogie zwischen dichterischer Phantasie und unbewußten Traumzuständen läßt sich anzweifeln (vgl. H. B. LEE 1949, 353), sie ist zumindest nicht umfassend empirisch geprüft; auch Einzelfälle nichtbewußter Zustände bei der Produktion von Literatur (HILL 1924) ändern daran nichts (vgl. zur Einordnung in den neurophysiologischen Forschungsbereich MEISSNER 1968). Dennoch ist diese Analogie zur Erhellung des dichterischen Produktionsprozesses von psychoanalytischer Seite immer aufrecht erhalten worden (vgl. z. B.

READ 1958; auch WYATT in PAULSEN 1971, 16). So ist man zu der Annahme gekommen, daß bei künstlerischem Produzieren hauptsächlich Funktionen des nicht-logischen Primärprozesses involviert sind (SCHNEIDER 1950, 53 ff.), deren empirische Bestätigung schon in der Heuristikdimension (Neurosethese) abgeschätzt wurde. Die zugrundeliegende Vorstellung geht davon aus, daß wie beim Traum die Barriere zwischen Es und Ich zeitweilig durchlässig wird, so daß Vorbewußtes erreichbar ist (KRIS 1953, 344). Damit aber wird auch das Phänomen thematisch, das für die Parallele Künstler – Neurose verantwortlich ist (vgl. oben der Künstler als »successful neurotic«): die Regression. Denn der wie beim Traum im Vbw begonnene Vorgang »nimmt einen rückläufigen Weg durch das Ubw hindurch zu der dem Bw sich aufdrängenden endgültigen Wahrnehmung« (SIMENAUER 1949). So werden, wie bei der Neurose, Besetzungen aus früheren kindlichen Stufen der Triebvorgänge und -auswirkungen relevant. An der Einschätzung der Regression beim Neurotiker und Künstler entscheidet sich innerhalb des psychoanalytischen Modells, ob der Künstler in Parallele zum Neurotiker gesehen wird (empirische Revidierung s. o.). Freud selbst hat zeitweise explizit auf dieser Parallele bestanden (vgl. GOLD 1961, 114); aber nicht nur die experimentellen Überprüfungen, auch die klinischen Erfahrungen des Psychoanalytikers haben gezeigt, daß neurotische Belastungen der künstlerischen Kreativität ebenso abträglich sein können (vgl. SEGAL 1952, 199 ff.). So ist auch die systemimmanente psychoanalytische Theorienbildung von der expliziten Parallelität abgegangen; heute werden zumindest graduelle Unterschiede angenommen: Der Künstler erhält seinen Platz zwischen dem Tagträumer und dem Neurotiker (vgl. BERGLER in ROHEIM 1947, 255; Überblick bei NOY 1968/69). Überwiegend wird aber in Anlehnung an KRIS' Theorie der kontrollierten Regression und in teilweiser Übereinstimmung mit den experimentellen Befunden die Modell-erweiterung vertreten, daß die künstlerische Regression bewußt, frei und gewollt sei (HOFFMANN 1957). »Der Dichter hat Gewalt über seine Phantasie, während es gerade das Kennzeichen des Neurotikers ist, von seiner Phantasie besessen zu sein.« (TRILLING 1951, 483) Die neurotische Regression ist also durch eine Fixierung bedingt, die künstlerische nicht. Von hier aus ist denn auch ein nichtneurotischer Realitätsbezug für die künstlerische Phantasie innerhalb der psychoanalytischen Theorie anzunehmen; RICOEUR weist darauf hin, daß schon die FREUDSche Analogiesetzung zum Tagtraum einen solchen rudimentären Realitätsbezug bedeutet: Die Phantasie tritt hier nämlich mit einer »Zeitmarke« auf, was man bei neurotischer Regression nicht erwarten darf (1969, 175). So behauptet RICOEUR sogar eine Dialektik zwischen Regression und Progression (1969, 185), die aber weit über das ursprüngliche Freudsche Modell hinausgeht. Hiermit ist die dichterische Produktion wie der Traum durch Wunsch-

erfüllung, Involvierung des Primärprozesses, (kontrollierte Regression), Durchlässigkeit zwischen Unbewußtem und Bewußtsein gekennzeichnet. Trotzdem dürfte es überzeichnet sein, künstlerisches Produzieren ausschließlich als unbewußt anzusetzen (z. B. FAIRBAIRN 1937/38, 294); ein solches Postulat wird meistens durch eine vorherige Abqualifizierung bewußter Teilmengen als »banal und trivial« (BERGLER in ROHEIM 1947, 248) erreicht. Vielmehr handelt es sich um einen – allerdings seltenen – Ausgleich zwischen unbewußten und bewußten Mechanismen; ob man diese Art des Ausgleichs als Realitätsflucht – wie den Tagtraum und die Neurose – einstufen soll oder nicht, wird wohl bis auf weiteres ein Streitfall der Psychoanalytiker bleiben und hängt mehr vom Wertungshintergrund als vom psychoanalytischen Modell ab; übereinstimmend aber wird die dichterische Phantasie als ein paradigmatisches Beispiel für Sublimierung angesehen (vgl. BERGLER 1950, 19). Die libidinösen, unbewußten Triebkräfte werden hier in besonders produktiver Weise zu Impulsen für geistig-kulturelle Leistungen umgewandelt. Die besondere Nähe des dichterischen Schaffens zum Unbewußten führt dabei zu einer glücklichen, »unlösbaren Einheit von Bewußtem und Unbewußtem« (BEHAGEL 1907). Die Analogie zum Traum und seinen verschiedenen Ebenen sowie der Traumarbeit erfordert dabei, das literarische Werk in Parallele zum manifesten Trauminhalt zu sehen: Für das Werk sind also ebensolche Operationen zur Verhüllung der wunscherfüllenden Tendenzen anzusetzen wie in der Traumarbeit (REH in PAULSEN 1971, 49). Literarische Inhalte sind damit parallel als symbolisch (im psychoanalytischen Sinn) interpretierbar wie die Symbole des Traums und des Neurotikers – vgl. Regressionsproblematik. BERGLER, der 1950 eine eigene Monographie über das psychoanalytische Modell des literarischen Schaffensprozesses vorgelegt hat, erweitert diesen Aspekt der künstlerischen Überarbeitungsmechanismen noch: Er geht über die klassische Auffassung, daß der Künstler im literarischen Werk seine unbewußten Wünsche ausdrückt, hinaus und nimmt an, daß er auch sekundäre Abwehrmechanismen gegen diese Wünsche in der literarischen Gestaltung aktualisiert (vgl. BERGLER in ROHEIM 1947, 358 ff.; BERGLER 1950, 77 ff.). Dazu gehört, daß er den Künstler – wieder entgegen der klassischen Auffassung – nicht in Parallele zum Exhibitionisten, sondern eher als Voyeur sieht. Voyeurismus ist – innerhalb der psychoanalytischen Theorie – mit der Regression in das orale Stadium gekoppelt, das als tiefstes Regressionsniveau einzuordnen ist. In Verbindung mit dem Sublimierungsaspekt kann man danach den Schriftsteller als Neurotiker oder neuroseähnlich Regredierenden beschreiben, der sich durch seine literarische Produktion selbst kuriert, womit in expliziter Form der Ausgangspunkt des »successful neurotic« wieder erreicht wäre (BERGLER 1950, 288 ff.). Auch das Aristotelische Katharsismodell ist damit in bezug auf den Dichter neu und

präziser gefaßt: Sublimation als teilweise Angstabwehr (H. B. LEE 1938) ist eine Kurzzeitkatharsis (MORRIS 1944), die den Ausgangskomplex jedoch nicht auf die Dauer auflöst (W. ROSE 1952, 171).

Reproduktion und Interpretation

Sieht die psychoanalytische Theorie die literarische Produktion in Analogie zum Traum, so gilt das gleiche schon von Anfang an auch für die literarische Rezeption. Das Aufnehmen von Literatur aktualisiert in umgekehrter Reihenfolge die gleichen Prozesse, wie sie beim Künstler vorgelegen haben (KRIS 1953, 345). Auch hier wieder ist der Tagtraum das Verbindungsglied: »Wir werden uns nicht wundern zu finden, daß der Durchschnittsmensch als Tagträumer bei der Produktion solcher Phantasien den gleichen Genuß findet wie als Zuhörer einer Dichtung bei ihrer Aufnahme.« (RANK & SACHS 1913, 83) Es mögen zwar Gradunterschiede vorliegen (KRIS 1953, 345), aber Prozeßcharakteristika und Funktion sind die gleichen für Produktion und Reproduktion: »Abfuhr und Phantasiebefriedigung der ihnen gemeinsamen, unbewußten Wünsche« (RANK & SACHS 1913, 85; vgl. FREUDs Diktum von der »Vorlust« beim Lesen von Literatur – 1955, VII, 223). Durch die Identifikation mit dem Künstler – über den literarischen Inhalt – kommt der Leser zu einer eigenen, reproduktiven Kreativität (KRIS 1953, 346); diese muß ebenfalls alle Charakteristika der zensurnahen Verhüllung von Unbewußtem zeigen. So wird noch einmal das literarische Werk als geglückter Kompromiß zwischen Verdrängung und Unbewußtem deutlich (RANK & SACHS 1913, 85); die Berechtigung der Anwendbarkeit aller psychoanalytischen Interpretationskonzepte ist eine direkte Konsequenz.

Die unterschiedlichen Konsequenzen für die psychoanalytische Interpretationsmethodik sind hier schon implizit sichtbar, die deutliche Ausdifferenzierung wird die Analyse der Übertragung der entsprechenden Interpretationsmodelle zeigen: Wunscherfüllung und Aktualisierung von Unbewußtem beim Autor mit Hilfe des literarischen Werks lassen die *biographische Analyse* zu einem legitimen Prüfstein für die Interpretation des Werks werden; Parallelität von Produktionsprozeß und Reproduktionsvorgang begründet die Interpretierbarkeit literarischer Werke nach eigener oder fremder Rezeption, eröffnet also die *Einbeziehung des Lesers*; Regression und die Parallelität zur Traumarbeit bzw. den Abwehrmechanismen ermöglichen die *Interpretation literarischer Werke innerhalb der psychoanalytischen Symboltheorie*; dabei ist sowohl eine relative Uniformität der repräsentierten, latenten Inhalte zu erwarten, die aus der Theorie der libidinösen Triebenergien resultiert, als auch eine symbolische Ambiguität bzw. Mehrdeutigkeit der literarischen Inhalte (WYATT in PAULSEN 1971, 17: »vitale Vieldeutigkeit der Literatur«); der Grund dafür liegt in der Verschmelzung von Befriedigungsbedürfnis und zensuranaloger hemmen-

der Überformung im literarischen Werk, die zur klassischen Überdetermination führt. Der literarische Inhalt ist aus verschiedenen Dimensionen (Wunscherfüllung, Regressionsbesetzung, Bearbeitung analog Traumarbeit etc.) heraus determiniert (vgl. HOFFMANN 1957) und dementsprechend zu interpretieren.

Der Ansatz Jungs: kollektives Unbewußtes

Im Gegensatz zu FREUD lehnt JUNG (vgl. 1932 u. in ERMATINGER 1930) jede Analogie zur neurotischen Krankheit in seinem Entwurf der künstlerischen Produktion ab; er unterscheidet zwischen der psychologischen Struktur des Kunstwerks und den »psychologischen Bedingungen des künstlerisch schöpferischen Menschen« (JUNG 1930, 315). Beide stehen nach ihm zwar in einer Wechselwirkung zueinander, können aber nicht aufeinander zurückgeführt werden bzw. einander erklären. Eine umfassende Darstellung der JUNGschen Ästhetik hat PHILIPSON (1963) gegeben, an die ich mich hier im wesentlichen anlehne.

Bei der Adaption seiner *analytischen* Psychologie auf die Kunst, und hier speziell auf die Dichtung, unterscheidet JUNG zunächst zwei Schaffensarten: die psychologische und die visionäre Art (JUNG 1930, 317; PHILIPSON 1963, 104 ff.). Die *psychologische* Art stellt einen Inhalt dar, »der sich innerhalb der Reichweite des menschlichen Bewußtseins bewegt«: Lebenserfahrungen, leidenschaftliche Erlebnisse etc. (1930, 317), dem der Psychologe auch nichts über das vom Dichter Gesagte hinaus hinzuzufügen habe. Inhalt von *visionärer Dichtung* aber sind Gegenstände von »fremdartiger Wesenheit, hintergründiger Natur: Urvisionen« (1930, 318 f.). Die Vision »steht jenseits der Grenzen des Bewußtseins« (1930, 322; vgl. auch PHILIPSON 1963, 107 ff.). Diese visionäre Schaffensart *bedarf der Deutung*. Die Analyse des dichterischen Schaffensprozesses gibt dann Hinweise darauf, aus welcher Richtung die Deutungshilfe aus der analytischen Psychologie kommen könnte. Dabei ist der Rückgriff auf die persönliche Erfahrung (z. B. des Autors) nach JUNG schärfstens abzulehnen: Er reduziert den visionären Inhalt zum Symptom, »das Chaos entartet zur seelischen Störung« (JUNG 1930, 321). Die (FREUDsche) Reduktion auf das Persönliche führt seiner Meinung nach nicht zur Psychologie des Kunstwerks, sondern zu der des Dichters; diese wiederum hat – s. o. – keine direkte Aussagekraft für das Werk. Die Psychologie hat zur Deutung des Visionären eigentlich nur »Terminologie und Vergleichsmaterial« beizutragen (JUNG 1930, 324). Denn was in der Vision aufscheint, ist das kollektive Unbewußte, die allen Menschen gemeinsame Schicht innerhalb des Unbewußten, in der alle Erfahrungen der Menschheit in symbolischer Form – s. u. Archetypen – aufbewahrt und vererbt werden. Wenn sich das kollektive Unbewußte im Schöpferakt in Erleben umwandelt, entsteht ein Werk von nicht

nur individueller, sondern zeitloser Bedeutung (vgl. 1930, 325). Damit kennt auch JUNG die *Regression* im dichterischen Produktionsmodell, sieht sie aber im Gegensatz zu Freud nicht in der Analogie zur Neurose, sondern eher in einer neoromantischen Hochschätzung *als Zugang zu den geistig-seelischen Urkräften*. Dementsprechend toleriert er auch durchaus die Analyse der persönlichen Bedingtheiten des Autors als psychologisches Problem, spricht ihr aber jede Bedeutung für das »Wesen des Kunstwerks« ab (1930, 327). Dieser FREUDSche Weg der medizinischen Reduktion hebt am Kunstwerk nur die »nackte Alltäglichkeit« heraus (JUNG 1932). Durch sein Schaffen wird der Künstler vielmehr »in höherem Sinne Mensch«: Kollektivmensch (1930, 328). Also muß nicht die Kunst vom Künstler her, sondern der Künstler aus der Kunst erklärt werden; *das Schöpferische ist das Überwiegen des kollektiven Unbewußten gegenüber den bewußten Willenskräften* (1930, 329), Interpretation dann eine »mystische Partizipation« (1930, 330).

Das Archetypen-Symbolkonzept

Inhalt der so geschaffenen visionären Dichtung sind dann die Bilder des kollektiven Unbewußten: die Archetypen. Sie stellen die Symbole und Motive dar, die zu allen Zeiten und bei allen Völkern bildhaft lebendig machen, was an Ideen, Vorstellungen und Instinkten für die Menschheit entscheidend ist (PHILIPSON 1963, 49 f.). Als solche stellen sie für JUNG die Erkenntnis »apriori bedingende Strukturen« dar (WYSS 1966, 249). Dementsprechend ist auch der *Symbolbegriff* bei JUNG nicht reduktiv wie bei FREUD, für den das Symbol auf die Genitalität bzw. früheren Stufen der Libido zurückführt (WYSS ebda.). JUNG sucht seinen Sinn durch *Ausweitung* auf physiognomische und »erlebnismäßig-konkrete Möglichkeiten« (WYSS 1966, 250) zu erfassen. Der *Archetypus* kann *als Bindeglied zwischen kollektivem und persönlichem Unbewußten* dienen: So kommt er zu einer formal analogen Parallele der Unterscheidung von Traumebenen. Die Subjektstufe des Traums ist durch persönlich deutbare symbolhafte Assoziationen des Träumers gekennzeichnet, die Objektstufe schlägt in den archetypischen Sinnbezügen die Verbindung zum kollektiven Unbewußten (vgl. WYSS 1966, 251 ff.), wird zu einem »sozial bedeutsamen Symbol« (PHILIPSON 1963, 128). *Das Kunstwerk* stellt in Verbindung mit Religion und Mythologie *einen der Zugänge zum kollektiven Unbewußten*; das JUNGsche Modell der dichterischen Produktion reiht sich so mühelos in die mythologische Inspirationstheorie ein (vgl. STEVENSON 1965: von den griechischen Musen über die Romantik bis zum Existentialismus). Ähnlich wie in der Psychoanalyse ist der interpretative, hier archetypische Sinnbezug sowohl im Schaffensprozeß wie im -produkt auffindbar: Der Autor und sein literarischer Protagonist erfüllen eine »transsubjektive Handlung« (ZAMBRANO in GRUNE-

BAUM & CAILLOIS 1966, 198), so daß das literarische Werk selbst unter mythologisch-archetypischem Aspekt interpretierbar wird. Im Rückbezug auf übergreifend Allgemein-Menschliches treffen sich dabei FREUDSche und JUNGsche Richtung wieder. So wird es nicht verwundern, sich überschneidende Interpretationskonzepte bei beiden Richtungen vorzufinden, wie z. B. im Ödipuskomplex, Ritusbegriff etc. (LAPLANCHE & PONTALIS 1968; NEWMAN 1965).

Dennoch bleiben die impliziten Konsequenzen für die Interpretation literarischer Werke natürlich unterschiedlich; aus dem JUNGschen Interpretationsmodell läßt sich eher erwarten: daß weder Autor noch Leser in den Bewußtseinskegel rücken, sondern *allein das Werk* den *Ausgangspunkt* bildet; die Einbettung des Archetypusbegriffs in Nachbargebiete wie Mythologie und Religion schafft eine *starke Parallele zur geistesgeschichtlich-idealistischen Literaturwissenschaft* und als Folge davon auch eine problemlose Rezeption durch diese; die nicht-reduktive Fassung des Symbolbegriffs wird die entsprechenden *Interpretationsmodelle* zwar weniger angreifbar als bei der Psychoanalyse, dafür aber auch *unschärfer* machen; eine *inhaltlich relative Uniformität* ist trotzdem ebenso zu erwarten.

Interpretationsmethodik

Methodologische Anforderungen

Eine wissenschaftliche Methodenlehre muß dem Anspruch genügen, *systematische Operationsregeln* anzugeben, die zu intersubjektiv identischen Ergebnissen führen. Die *tiefenpsychologische Interpretationsmethode* ist bisher *nicht eindeutig und explizit* in diesem Sinn definiert; die sich methodisch verstehenden Arbeiten behandeln zumeist unter völlig überzogenem Anspruch — die einschlägigen Titel sind »Psychologie und Literatur bzw. Literaturwissenschaft« oder »Psychology and Literature bzw. Literary Criticism« — die Voraussetzungen oder Konsequenzen psychologischen Interpretierens. Das gilt auch, wenn auch in abgeschwächtem Maße, für expliziter methodisch ausgerichtete Überblicke neueren Datums von rein literaturwissenschaftlicher Seite, wie die entsprechenden Kapitel bei HERMAND (1969) und LEIBFRIED (1970). Die mehr von der Tiefenpsychologie herkommenden Autoren behandeln — anscheinend dabei nie in der Gefahr semantischer Sättigung — immer wieder die Frage des Einflusses der Psychologie auf die Literatur, die des »neurotischen« Dichters, die Analogie von dichterischer Produktion und Traum sowie die Funktion von Wunscherfüllung bzw. Mythologie; diese Arbeiten hätten alle an dem einen oder anderen Ort der Voraussetzungsexplikation oder des Produktionsmodells zitiert werden können, was aber einer überflüssigen Aufschwemmung gleichgekommen wäre. Daß bisher die im en-

geren Sinn methodischen Aspekte der psychologischen Interpretationsverfahren höchstens implizit erläutert wurden, hat seine Gründe in der Stellung der Literaturwissenschaft zur psychologischen Interpretationsmethodik. Die weitgehende literaturwissenschaftliche Ablehnung – vgl. zu den Ursachen MUSCHG (1968, 125): der Literaturwissenschaftler erblicke hier die Gefahr eines »Gottesgerichts über seine Forschung« – hat dazu geführt, daß der psychoanalytische oder mythologische Interpret zunächst immer die Berechtigung seines Ansatzes nachweisen will. Außerdem mag die hermeneutische Wissenschaftstheorie hier auch direkt wirksam geworden sein: Da sie sowieso gewöhnlich lediglich die »Bedingungen der Möglichkeit« (BETTI 1967) prüft, ist der die FREUDSche oder JUNGSche Position rezipierende Literaturwissenschaftler selbst gewöhnt, unter methodischem Aspekt eben weitgehend nur die Voraussetzungen zu prüfen; mangelnde Explizitheit der spezifisch operationalen Methoden Aspekte scheint genereller Nachteil hermeneutischer Wissenschaften zu sein. Zum anderen waren den von der Psychologie in die Literaturwissenschaft vorstoßenden Autoren das Operationsinventar aus der Analyse bzw. Therapie her so vertraut, daß sie wohl z. T. gar nicht auf die Idee einer exakten Darstellung der Anwendungsregeln kamen und mehr die Konsequenzen beschrieben, auf welche Weise und mit welchen Qualitäten bei ihrer Methodik nun das literarische Werk als Gegenstand konstituiert wird.

Sollen diese Unzulänglichkeiten vermieden werden, so sind die impliziten Methodenaspekte mitsamt ihren Konsequenzen auszuformulieren. Dabei wird natürlich gleichzeitig die Kritik von literaturwissenschaftlicher Seite relevant, die weitere Entwicklungsmöglichkeiten aufzeigen kann. Ich werde hier bei der Darstellung der Interpretationsmethodik diese Explikation bis hin zu den Entwicklungsmöglichkeiten zumindest versuchen; das Gliederungsmodell der Darstellung unterscheidet nach der Analyse des Produktionsprozesses drei Ebenen: die Werkanalyse vom Autor aus, die Werkanalyse als Symbolanalyse und die Einbeziehung des Lesers und seiner Rezeption. Diese Strukturierung stimmt mit den Ebenen, für die die psychoanalytische Interpretation Aussagekraft beansprucht, weitgehend überein: Der ältere Ansatz berücksichtigt nur Autoranalyse und Symbolanalyse (FRAIBERG 1955, 74), in den neueren Arbeiten aber ist die Einbeziehung des Lesers eigentlich immer thematisch, vgl. CROCKETT (1958/59, 44): »What is the nature of the attitudinal response to the work of art?« So unterscheidet denn auch die – theoretisch hervorragende – Übersicht von ROWLEY (in ROHEIM 1958) ebenfalls die drei »spheres of literary criticism«: »psychology of creation, psychology of fictional characters, psychology of appreciation« (1958, 216). Daß dabei für die erste und dritte Ebene nur die psychoanalytische Interpretation thematisch wird, ist direkt aus der Übertragung des Produktions-

modells ableitbar. Das Problem der Grenzen, die sich besonders in bezug auf die (empirische) Gültigkeit dieser Interpretationsansätze ergeben, wird erst im Teil C endgültig ausdiskutiert.

1 Autoranalyse als indirekte Werkanalyse

Die Werkanalyse vom Autor aus ist nur innerhalb des psychoanalytischen Modells (FREUD) möglich, da hier das Werk vom persönlichen Unbewußten des Autors her interpretierbar ist. Die Werkanalyse schließt an die psychoanalytische Pathographie an bzw. benutzt diese zur Überprüfung der Werkinterpretation. Beispiele für solche »biographische Werkinterpretation« hat bereits FREUD mit seiner Abhandlung über Leonardo da Vinci (1955, VII, 128–211) und Dostojewski (1955, XIV, 397–418) gegeben. Da nach dem Produktionsmodell auch eine Interpretation ohne Rückbezug auf die Autorpersönlichkeit als Analyse der fiktionalen Charaktere bzw. Symbole allein möglich ist, muß die methodologische Sichtung den Standort der Autoranalyse im Vergleich zur rein werkimmanenten Interpretation klären. Dazu ist nach den Dimensionen der Analyse zu fragen; GÖRRES hat hier eine fruchtbare Unterscheidung angegeben: Danach ist in Phänomenanalyse (des Erlebens und Verhaltens), Strukturanalyse und genetische Analyse zu trennen (GÖRRES 1958, 45 ff.). Die Phänomenanalyse »sucht verborgene Zustände und Inhalte des Erlebens, verborgene Motiv- und Sinnzusammenhänge aufzudecken« (1958, 48); von der Perspektive der hier thematischen individuellen Persönlichkeit ist das literarische Werk Ausdruck der hic et nunc vorliegenden unbewußten Bedürfnisse und damit Aktualisierung des persönlichen Unbewußten des Autors. Die Werkinterpretation fällt also unter dem Aspekt des Bezugs zu einer Person in die Dimension der Phänomenanalyse. Diese Phänomenanalyse wird nun durch parallele Struktur- bzw. genetische Analyse gestützt. Dabei fragt die Strukturanalyse nach »den erlebnisbegründenden und -bedingenden Strukturen« (GÖRRES 1958, 58). Da die Psychoanalyse von ihrem Theoriengebäude her eine Prägungstheorie ist, muß eine solche Strukturanalyse inhaltlich immer auch auf genetische Perspektiven ausgerichtet sein. Die notwendige genetische Analyse thematisiert die »strukturprägenden Ereignisse« (GÖRRES 1958, 68) und damit die individuelle Biographie. Die biographische Analyse ist demnach in bezug auf die Werkinterpretation als eine solche genetische Strukturanalyse des Autors zu verstehen, die über die Prägungsvorgänge (wie Ichbildung, Identifikation, Verdrängung, Fixierung, Versagung, Trauma etc.) jene Repressionen und Sublimierungen aufdeckt, für die das literarische Werk dann nur ein Ausdruck – in der Erlebensebene des Autors – darstellt (vgl. E. JONES 1928, 85). Das bedeutet, daß für die biographische Analyse alle Interpretationstechniken einzusetzen sind, die die Psychoanalyse innerhalb ihrer therapeutischen Praxis entwickelt hat – und

die wegen ihrer rein psychologischen bzw. analytischen Relevanz hier nicht ausführlich darzustellen sind (vgl. zur Übersicht z. B. HAMMER 1968). Dementsprechend sind biographische bzw. pathographische Analysen allerdings auch nur – wenn überhaupt – vom praktisch erfahrenen Analytiker vorzunehmen, was für die bisherige Pathographieschreibung im allgemeinen wohl auch erfüllt ist. Problematisch bleibt aber auch dann die postulierte Funktion für die literaturwissenschaftliche Erkenntnis: Soll Biographie hier ebenfalls Heuristik oder aber Prüfstein für die Interpretation des Werkes sein? Die literaturwissenschaftliche Kritik hat immer die Gefahr des Reduktionismus betont: Dichtung werde zur reinen »Diagnose« reduziert (ASKEW 1964, 47), d. h. der literarische »Genius« so behandelt, als befände er sich in einer Klinik und nicht außerhalb (RAMSAY 1936, 627). Damit werde Literatur als Symptom, nicht als Kunst behandelt, und die literarischen Qualitäten würden in einer »nothing-but-psychology« de facto negiert (R. M. ADAMS 1955, 67); dieser »nichts-als« Trugschluß der Reduktion auf Neurose gehe in der psychologischen Erklärung des »Warum« eines Werks an dem geforderten »Was« einer ästhetischen Analyse vorbei (OBLER 1958, 59). Demgegenüber muß die klassische psychoanalytische Konzeption darauf beharren, daß eine Werkinterpretation ohne bezug auf die Werkgenese und damit die persönliche Einbettung nicht möglich ist (vgl. W. ROSE 1956; als bekanntestes Beispiel wohl das Werk BONAPARTES über Poe 1949). Das Werkverständnis ist danach nur durch exakte Analyse der sexuellen Entwicklung des Künstlers in der Jugend unter Beachtung der kleinsten – irrelevant erscheinenden – Umweltetails etc. möglich (BOESCHENSTEIN 1947, 652). Das zugrundeliegende Konzept, daß es *keinen qualitativen*, sondern höchstens einen quantitativen *Unterschied* zwischen den *Alltagshandlungen eines Autors und seinen literarischen Werken* gibt (AKMAKJIAN 1962, 4), hat gerade den Literaturwissenschaftler abgestoßen. Er sieht dabei den »dichterischen Gestaltungsdrang«, die »Eigengesetzlichkeit der Gattung«, die »literarische Form« aus der Analyse abgedrängt (vgl. HERMAND 1969, 89). Wo die psychoanalytische Betrachtung zur ausschließlichen Reduktion auf Pathographie führt, wird man diese Kritik zweifellos unterstützen müssen; allerdings handelt es sich dabei auch um eindeutig falsch angewandte Psychoanalyse, unter der diese als zeitweilige Modeerscheinung zu leiden hatte. Eine *Reduktion* der Phänomen- (Werk)dimension auf die *genetische Strukturdimension* ist im psychoanalytischen Modell *nirgends impliziert*, nur eine *Parallelität* dieser Dimensionen. Wie diese Parallelität näher zu spezifizieren ist, ergibt sich aus einem Vergleich mit der psychoanalytischen Therapiepraxis ganz eindeutig: Normalerweise ist die *genetische Strukturanalyse* ausschließlich auf die subjektiven *Auskünfte des Patienten* eingestellt (GÖRRES 1958). Diese liegen bei der Biografie schon verstorbenen Literaten aber höchstens ersatz-

weise vor: Briefe, Tagebücher bzw. das literarische Werk. Nähme man das literarische Werk zur Konstruktion der persönlichen Biographie, die dann das Werk erklären soll, so läge ein klassischer logischer Zirkel vor (vgl. DAICHES 1956, 345 und Psychologische Heuristik A, 2.). Die verbleibenden Informationsquellen garantieren aber nicht eine so sichere biographische Analyse, daß die biographische Rekonstruktion mehr als Heuristik sein könnte. Dem wird die modernere psychoanalytische Interpretation auch gerecht, indem sie entweder biographische Analyse und Werkinterpretation parallel durchführt oder auf die Symbolanalyse allein sich konzentriert (vgl. nächster Abschnitt). *Das Problem des biographischen Reduktionismus ist also völlig im Sinn der literaturwissenschaftlichen Kritik aufzulösen* (vgl. oben Heuristik: Biographie); die Frage des *inhaltlichen Reduktionismus* ist davon zu unterscheiden – und wird später behandelt.

Werkanalyse als Symbolanalyse

Die Werkanalyse als Symbolanalyse ist sowohl nach dem Produktionsmodell von JUNG wie FREUD möglich. Die Ergebnisse können sich zwar inhaltlich zu einem beträchtlichen Teil überschneiden (vgl. unten Inhalte), allerdings unterscheiden sich die beiden Richtungen doch in der anzuwendenden Interpretationsmethodik.

Die psychoanalytische, rein *werkimmanente Interpretation* hat ebenfalls bereits Beispiele in FREUDS Arbeiten selbst: einmal in der Analyse des Moses von Michelangelo (FREUD 1955, X, 172–201) und auf literarischem Bereich in der Arbeit über E. T. A. HOFFMANN'S Erzählung »Der Sandmann« (FREUD 1955, VII, 229–268). Die Frage nach der Methodik kann dabei *Hinweise für Operationsregeln* aus der Analyse unbewußter seelischer Produktionen innerhalb der *therapeutischen Kommunikation* gewinnen. Die symbolische Funktion und Bedeutung der unbewußten Produktionen wie z. B. des Traums wird in der FREUDSchen Analyse durch die Stellungnahme des Patienten selbst bestimmt: Der Analysand wird von dem Analytiker nach frei aufsteigenden, spontan-ungewollten Einfällen zum jeweiligen Traum gefragt. Diese Assoziationen geben dann als Deutungshilfe der Symbolanalyse die *interpretative Richtung*. Dabei geht man davon aus, daß der freie Einfall »zunächst verborgene Sinnzusammenhänge« (GÖRRES 1958, 34) aufdecken kann. Dieses den Methoden der empirischen Wissenschaften nahestehende Verfahren (SCHRAML 1968, 45) wird die *Methode der freien Assoziation* genannt; sie führt naturgemäß bei der weniger wertenden als akzeptierenden Haltung des Analytikers erst auf Umwegen, dafür aber valide, zu den Ursprüngen der unbewußten Produktion (vgl. Abb. 2).

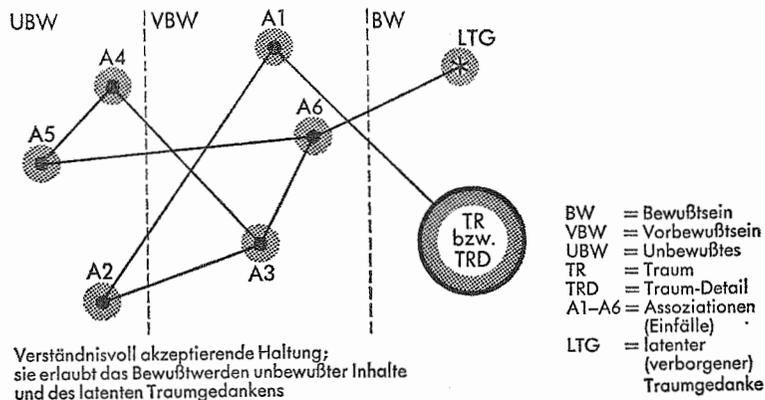


Abb. 2: Methode der freien Assoziation (FREUD). Nach Schraml 1968, 48.

Psychoanalytische Methodik

In der Übertragung auf die literarische Produktion ist die Methode der freien Assoziation meistens nicht (mehr) mit dem Autor durchführbar; andererseits muß aber ein »lebendes Bewußtsein« zur Erschließung der unbewußten Symbolbedeutungen bei der Anwendung von Psychoanalyse vorausgesetzt werden (EDEL 1951). Entsprechend der psychoanalytischen Funktionsanalogie zwischen Produktion und Rezeption kann diese Aufgabe bei der Analyse von Literatur auch der Leser übernehmen. Da für FREUD der Traum die »via regia« zum Unbewußten war (vgl. GÖRRES 1958, 233), ist es nicht nur berechtigt, sondern zwingend, die auf die Traumproduktion angewandte Deutungsmethodik – die freie Assoziation – auf die Literaturinterpretation zu übertragen, zumal sich FREUD gegen eine Trauminterpretation ohne freie Assoziationen des Analysanden »leidenschaftlich gewehrt« (TRILLING 1951, 486) hat. Bei methodisch sauberer Literaturinterpretation mit psychoanalytischen Mitteln müßte der *Interpret als Leser* also seine freien Assoziationen, die ihn zu einer bestimmten Deutung gebracht haben, vorlegen können – falls er die entsprechenden Deutungshilfen nicht aus einer biographischen Analyse sozusagen als Assoziationsersatz beim Autor gewinnt. Leider wird diese methodisch zu wünschende *Explizierung des Assoziationswegs* bisher viel zu wenig vorgenommen (von FREUD selbst auch nicht in ausreichendem Maße; vgl. als Beispiel für Assoziationsexplikation überhaupt unten LEIBFRIED 1970 über WEINBERG). Die Explizierung der Assoziationsreihen kann über die interpretative Spontaneität auch den Kontakt des Analytikers mit seinen unbewußten Motivationen nachweisen (LINDNER in HAMMER 1968, 71) und so die Berechtigung der jeweiligen Interpretation im Einzelfall aufzeigen. Mithilfe einer solchen expli-

ziten, exakten Methodik wäre u. U. von Anfang an eine größere literaturwissenschaftliche Relevanz und weniger Ablehnung erreicht worden. Ohne sie stand – und steht vielleicht noch immer – die psychoanalytische Interpretation in der Gefahr, als inhaltlich ideologische Reduktion angesehen zu werden. Psychoanalyse läßt sich *multidimensional* verstehen: als »Methode der psychologischen Untersuchung« wie als »Summe von Aussagen über erfahrbare psychologische und psychophysische Befunde« (GÖRRES 1958, 17); bei nur impliziter Methodikanwendung entsteht leicht der Eindruck, daß hier Psychoanalyse lediglich in ihrem inhaltlichen Aspekt der »Aussagen-summe« auf Literatur übertragen wird und das literarische Werk auf immer die gleichen Komplexe und pansexualistischen Inhalte (vgl. u. 7) verkürzt. Dies hat denn auch zu einer entsprechend vehementen literaturwissenschaftlichen Kritik in bezug auf den inhaltlichen Reduktionismus geführt, der man eine phänomenale – nicht aber ebenso grundsätzliche – Berechtigung zugestehen muß; denn eine nur implizit angewandte Methodik führt natürlich gerade bei nicht-souveränen Adepten in der Tat zur Vernachlässigung exakter Technik und automatischer Anwendung der inhaltlichen Konzepte.

Inhaltlicher Reduktionismus vs. bewußte »Form«-ebenen

Bekräftigt wurde diese Kritik noch indirekt durch die hauptsächlich inhaltlich ausgerichtete Interpretation, zu der das Modell der unbewußten Wunscherfüllung die klassische psychoanalytische Interpretation geführt hatte. Die Vernachlässigung des formalen Gerüsts, der sprachlichen Qualität, d. h. alles spezifisch Dichterischen (HERMANN 1969, 90), hat besonders der New Criticism in Amerika kritisch hervorgehoben. Es wurde darin eine *Nivellierung* aller Werke gesehen, da die Unterschiede der bewußten formalen Formung zugunsten der unbewußten, allgemein-menschlichen Motivierung »verdrängt« werden (CRUICKSHANK 1964, 157). Der Grund für diese Verdrängung der formalen Aspekte liegt in einer Äquivokation des Begriffs »tief«: Er wird sowohl im Sinn des »genetisch zugrunde Liegenden« wie des »höchst Bedeutsamen« verwandt (vgl. ROWLEY in ROHEIM 1958, 204), so daß es zu einem *Ausschluß der nicht-unbewußten Dimensionen* am literarischen Werk kommt. So wird auch dort schematisch vom Unbewußten her interpretiert, wo eventuell sogar bewußte Sexualisierung z. B. in ironischer Erzählhaltung vorliegt, die dann natürlich nicht erkannt werden kann (Beispiel bei WARD 1967, 33). Diese historisch unzweifelhaft vorliegende Einschränkung ist allerdings vom psychoanalytischen Produktionsmodell her gar nicht nötig: Es ist durchaus anzunehmen, daß der Dichter die Gestaltung seiner literarisch formulierten Wunscherfüllungen mit narzistischer Liebe behandelt (SACHS in FEDERN & MANG 1957, 371). Die *bewußt-intellektuellen Dimensionen* dabei können als *Funktion der Affekte* mit einbezogen werden

(AKMAKIJAN 1962, 25); so ist es legitim, auch innerhalb des psychoanalytischen Modells *zwei Phasen* anzusetzen: *Inspiration und Bearbeitung* (Elaboration; FRAIBERG 1961, 52). Für die psychoanalytische Konzeption dieser Bearbeitungsphase ist auf die Erweiterung des Produktionsmodells durch BERGLER (s. o.) zurückzugreifen: Entsprechend der Traumbearbeitung lassen sich natürlich gerade die *formalen Aspekte* der literarischen Gestaltung als *ich-funktionale Abwehrmechanismen* ansehen (vgl. HOFFMANN 1957, 322; N. N. HOLLAND 1965). Besonders das psychoanalytische Konzept der *Realitätsanpassung* durch das Ich schließt sich hier gut an die literaturwissenschaftliche Forschung an: Das Ich zieht die Energie für Hemmungs- und Abwehrmechanismen aus den logischen Prinzipien der externen Welt (vgl. HOFFMAN 1957, 324 f.; auch 1950, 144 ff.) und wird so in seine je individuelle literarische Werkgestaltung die historische Umwelt-situation in bezug auf Stilepochen etc. einbeziehen. Die Berücksichtigung mehr bewußter, formaler Gestaltungsdimensionen steht dem *psychoanalytischen Interpretationsmodell* also grundsätzlich *offen*, ist aber bisher wegen der praktisch ausschließlichen Identifikation von Tiefenpsychologie mit Psychologie des Unbewußten – und nicht auch der Relation von Unbewußtem und Bewußtem – noch nicht durchgeführt. Die Explikation der Methodikdimension auf diesem Bereich mag also die *Entwicklungsmöglichkeiten* andeuten, die in der »Erweiterung der Psychologie der Es-Inhalte zu einer Ich- und Objekt-Psychologie« (DETTMERING 1969, 7) liegen.

In Verbindung mit der nicht-optimal expliziten Methodenanwendung führt die mangelnde Berücksichtigung bewußter Gestaltung dann dazu, daß in der pragmatischen Interpretation sogar Postulate des psychoanalytischen Systems selbst verletzt werden. So läßt sich aus der Balance zwischen ungehinderter libidinöser Wunscherfüllung und formaler Gestaltung als *Hemmungsfaktor* beim literarischen Werk zwingend ableiten, daß das literarische Symbol (wie das des Traums) überdeterminiert sein und dementsprechend *Ambiguität* aufweisen muß (HOFFMAN 1950). Das dekuviert eine *»ein-sinnige Interpretation* nach der psychoanalytischen Theorie selbst *als dem Kunstwerk nicht adäquat* (vgl. TRILLING 1951, 485); das literarische Symbol ist in seiner *Vieldeutigkeit* (»plurisignation«: WHEELWRIGHT in STRELKA 1968) zu interpretieren. Daß die Literaturkritik bisher trotzdem besonders die *konvergierende Interpretation* der Psychoanalytiker zu kritisieren hatte, mag zusätzlich an der Vernachlässigung der formalen Gestaltungsdimensionen liegen. Damit wird das Schlagwort von der psychoanalytischen Reduktion noch ein wenig differenzierter: Es ist mit ihm z. T. eine Reduktion auf den kleinsten gemeinsamen Nenner, »der gewöhnlich im Ödipuskomplex« besteht (ROWLEY in ROHEIM 1958, 210), gemeint, ein *Schematismus*, mit dem der psychoanalytische Begriffsapparat *wahllos auf* bedeutende und unbedeutende –

besonders aber letztere – *Literatur angewendet* wird (MUSCHG 1968, 120). Solche Anwendung erscheint dann mehr als das Aufkleben von Etiketten denn als Interpretation (ASKEW 1964, 43). Diese Form von Reduktion als Schematismus ist allerdings nicht mit der Uniformität zu verwechseln, die sich aus der psychoanalytischen Fragestellung ergibt, nämlich auf die *allgemein-menschlichen Dimensionen* zurückzugehen. Diese *Uniformitätstendenz* ist zentraler und *legitimer* Bestandteil des psychoanalytischen Interpretationsmodells; der inhaltliche Schematismus aber ist lediglich Anzeichen einer suboptimalen Anwendung. Auch hier können exaktere Methodik und Einbeziehung formaler Gestaltungsdimensionen abhelfen, denn inhaltliche Interpretationsmöglichkeiten hält die psychoanalytische Theorie durchaus noch bereit: wie z. B. den Destruktions- und Aggressionstrieb, auf den FRAIBERG (1961) hinweist und der bisher noch kaum genutzt ist, höchstens in bezug auf den Kriminalroman (vgl. BELLAK 1945).²⁸

Mythologische Interpretation (Jung)

Das JUNGSche Modell der dichterischen Produktion ist weniger komplex als das psychoanalytische (s. o.); parallel dazu ist auch die mythologische Interpretationsmethodik weniger vielschichtig. Sucht man in der analytischen Psychologie und Therapie das Äquivalent zu FREUDS freier Assoziation, so findet man einen vergleichsweise einfachen Mechanismus: Da es sich z. B. beim Traum um Manifestationen des kollektiven Unbewußten handelt, müssen sich die Symbolbezüge aus anderen kollektiv-unbewußten Quellen deuten lassen; diese Quellen sind – wie schon angeführt – Mythologie, Religion etc. Der tiefenpsychologische Analytiker reichert also die Traumsymbole des Analysanden mit kollektiven Bildern aus der Kulturgeschichte an und bestimmt so die adäquate Interpretation; JUNG hat daher diese Methode *Amplifikation* genannt (Anreicherung, vgl. Abb. 3).

Amplifikation und Assoziation

Vom Standpunkt der psychoanalytischen Therapie aus wäre das natürlich eine etwas vergewaltigende Methode, denn die Interpretation sollte eigentlich dem Patienten eine Einsehbarkeit der Symbolbezüge geben (vgl. DERI in HAMMER 1968, 145), die durch die Amplifikation nicht zu sichern ist. Allerdings *entspricht* die amplifikatorische Lösung beim Fehlen eines Patienten bzw. Analogons für das literarische Werk sehr den *hermeneutischen Verfahrensweisen* der geisteswissenschaftlichen Methodologie in Literaturwissenschaft und Kunstgeschichte (vgl. SCHRAML 1968, 47); von hier aus ist eine *problemlose Assimilation* der mythologisch amplifizierenden Methodik *durch die Literaturwissenschaft* gegeben. Wie bei der psychoanalytischen Interpretation sollte allerdings der (amplifikatorische) Assoziationsgang vorgestellt werden; innerhalb der deutschen Literaturwissenschaft lassen sich da-

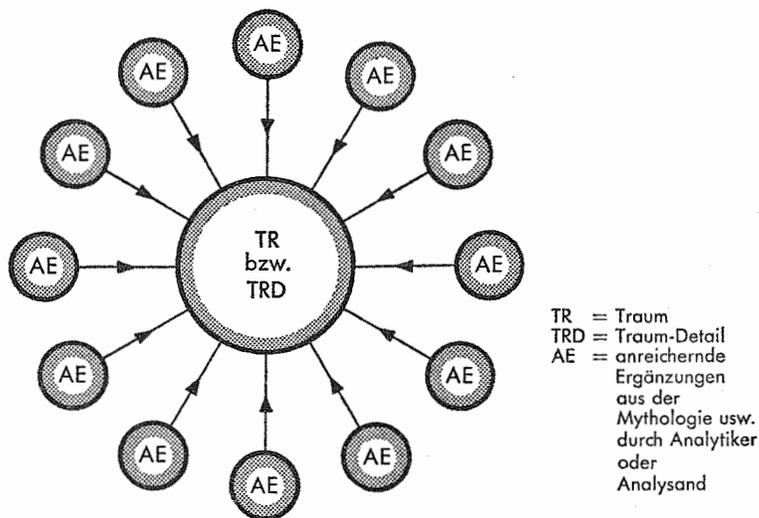


Abb. 3: Methode der Amplifikation (JUNG). Nach Schraml 1968, 48.

für Beispiele bei WEINBERG (1964) finden, auf die auch LEIBFRIED (1970) hinweist. Zur Veranschaulichung möchte ich zwei der bei ihm zusammengefaßten Assoziationsräume kurz zitieren (1970, 147 f.):

»Wenn im Werk Kafkas ›Vögel‹ auftauchen, dann wird argumentiert: mit ›Vogel‹ ist assoziativ ›Dohle‹ verbunden. Dohle heißt aber auf tschechisch ›kavka‹, das ist gleich Kafka. Also weisen Vögel auf den Dichter selbst hin... Der Name des Malers Titorelli (aus dem Prozeß) ist italienisch: in Italien liegt Rom, Rom ist der Hauptsitz der katholischen Kirche: also hat Titorelli eine Beziehung zum Christentum... Bei Titorelli ist auch noch eine andere Assoziationsreihe möglich, denn Titorelli ist gleich Titurel, dem Gralskönig. Wenn Josef K. also Titorelli aufsucht, dann wendet er sich an Titurel und wird selbst zum Parzival, zur religiösen Sucherfigur...«

Durch diese aus dem Bereich der mythologischen Archetypen angeereicherten Assoziationsräume kommt es zu einer auch emotionalen Kommunikation mit dem literarischen Werk (BODKIN 1934, 27), die in einer Verschränkung werkspezifischer Bedeutungsräume, eigener Assoziationen des Rezipienten (gleich Interpreten), amplifikatorisch eingebrachter Archetypen und gleichsinnig interpretierter anderer Werke, zumeist der Weltliteratur, ausläuft. Die angestrebte Beziehungsvielfalt, -gleichzeitigkeit und -ungeschiedenheit zeigt sich sehr schön in einer Kurzcharakterisierung der BODKINSchen Interpretationsweise durch HYMAN (in PHILLIPS 1957, 478):

»In the chapter on the archetypal image of woman, she considers Milton's muse-mother in *Paradise Lost*, relates it to the goddess-mothers in Homer,

and identifies them both with the wife-mother mourning to Tammuz and the other slain vegetation gods. She then takes up the ambiguous balance, in Milton's Eve, of Proserpine, the figure of doomed youth, and Dilalah, the betrayer; finds the same ambiguity of betrayed-betrayer in Euripides' Phaedra; notes the idealization of these two archetypes in Dante's Beatrice, the mother-*imago*, with all their earthly elements gone to make Helen, Dido, Cleopatra, and Francesca (particularly Francesca); observes that Vergil's variants of the archetypes, Euridice and Dido, bear ambiguously within each both the Beatrice and the Francesca elements; and concludes with these elements as stages in the dramatic development of Goethe's Gretchen, Francesca becoming Beatrice.«

Symbol, Archetyp, Mythos

Die mythologische Interpretationsmethodik konstituiert also das Symbol – als allgemeinsten ihrer Gegenstände – als *organisch-expressives Symbol*, im Gegensatz zu logisch-konventionellen wie mathematischen Symbolen (WHEELWRIGHT in STRELKA 1968, 217). Dadurch ist auch für das jungianisch konstituierte Symbol eine *Vieldeutigkeit der Interpretation* zu fordern, »da das expressive Symbol nicht durch semantische Ökonomie (wie das logische), sondern durch semantische Fülle« (WHEELWRIGHT, 219) gekennzeichnet ist. Diese Vieldeutigkeit kommt besonders durch die Abhängigkeit vom semantischen Umfeld in der »kontextuellen Variabilität« (WHEELWRIGHT, 221) zum Ausdruck und verbindet Gegensätze in einer »transzendierenden Funktion« (GORDON in WHEELWRIGHT 1968, 295). Die Archetypen als der für die mythologische Interpretationsmethodik thematische Spezialfall von Symbolen zeichnen sich besonders durch *Universalität und Dauerhaftigkeit* aus (WHEELWRIGHT, 221); hier liegt der Grund für die noch stärker *ausgeprägte Tendenz der Uniformität* des JUNGschen Interpretationsmodells, das nicht den Umweg der individuellen Analyse geht, sondern die *allgemein-menschliche Ausrichtung* direkt zu erreichen sucht. Entsprechend der Konzeption des Archetypus sind dann Literaturwissenschaftler und Anthropologe, Religionswissenschaftler etc. in der Interpretation auf gegenseitige Unterstützung angewiesen (vgl. W. ROSE 1956, 798). Dabei wird der Vergleich mit der Mythologie doppelt wirksam: Einmal unterstützt er die generalisierende Interpretationsrichtung, da Mythen eine Weltansicht, einen metaphysischen Korpus symbolischer Inhalte repräsentieren (CHASE 1946, 339); zum anderen helfen diese die Brücke zum speziellen Kunstwerk zu schlagen, da sie als »Individuation des Archetyps« anzusehen sind (OBLER 1958, 56). So läßt sich auch bei der mythologischen Interpretationsmethodik über die Extrapolation dieser Individuationsdimension das Persönlich-Spezifische eines literarischen Werks zumindest grundsätzlich einbeziehen. FIEDLER (in PHILLIPS 1957, 444 ff.; auch in FIEDLER 1960, 309 ff.) hat hierfür die theoretische Grundlegung geleistet: Er hält zwar an der Ablehnung der Reduktion auf das persönliche

Unbewußte fest, auch für ihn kommt es auf die infra- oder metaper-
sönlichen Aspekte des kollektiven Unbewußten und seinen Manife-
stationen, den Archetypen an; allerdings unterscheidet er zwischen
dem *allgemeinen Archetypus* (bzw. seiner kulturgeschichtlich mani-
festen Form im Mythos) und seiner *individuellen Spezifikation*
(Signature: FIEDLER 1952, 462). Diese weitere Individuation ist durch
die je spezifischen persönlichen Faktoren charakterisiert: »I use Signa-
ture to mean the sum total of individuating factors in a work, the
sign of the Persona or Personality, through which an Archetype is
rendered, . . .« (FIEDLER 1952, 462). Diese mehr persönlichen Faktoren
stehen — wie beim psychoanalytischen Modell — eher den formalen
Gestaltungsdimensionen nahe, ohne aber mit ihnen identisch zu sein
(464); immerhin gibt FIEDLER das Beispiel der abstrakten Kunst, die
er in seiner Unterscheidung als den Grenzwert reiner Individual-
spezifikation (Signature) betrachtet (463). Auch hier ist über dieses
Konzept der persönlichen Signatur ein Aufnehmen klassischer litera-
turwissenschaftlicher Fragen möglich: Die *Einflüsse des sozialen Kol-
lektivs auf den einzelnen Literaten* werden seine *individuelle Prägung*
modifizieren (464), so daß mit dem Problem der individuellen Signa-
tur gleichzeitig die *literarhistorisch-stilgeschichtliche Fragestellung im-
pliziert* ist. Aber ebenso wie bei der psychoanalytischen Literaturinter-
pretation ist diese Verbindungsmöglichkeit von kollektivem Unbe-
wußten und persönlich-formalen Dimensionen bisher nur Anzeichen
von Entwicklungsmöglichkeiten, deren interpretative Nutzung noch
aussteht.

Literaturwissenschaftliche Kritik

Die bisherigen Interpretationsergebnisse haben von klassisch-literatur-
wissenschaftlicher Seite naturgemäß wegen der überindividuellen Aus-
richtung den Vorwurf der *Inhaltsuniformität* erfahren; im Gegensatz
zu der psychoanalytischen Interpretation kann die Kritik des persön-
lichen Reduktionismus wegen der unterschiedlichen Voraussetzungen
und Interpretationsmethodik nicht erhoben werden. Dafür fällt beim
Rekurs auf die Archetypen des kollektiven Unbewußten die *A-Hi-
storizität* des mythologischen Zugriffs um so stärker auf (HERMAND
1969, 97); jedoch läßt sich diese »Verkettung der Dichtung über
Jahrtausende« auch als spezifische Dynamik positiv bewerten (vgl.
MUSCHG 1968, 128 f.). Allerdings bezahlt die mythologische Literatur-
interpretation ihre Nähe und damit leichtere Rezipierbarkeit in bezug
auf die hermeneutische Literaturwissenschaft mit einem gravierenden
Nachteil: Mehr noch als die Psychoanalyse steht sie wegen der her-
meneutischen *Beliebigkeit* ihrer amplifizierenden Symbolinterpretation
in der *Gefahr des Schematismus*; das archetypische Muster (archety-
pal pattern) kann sich verselbständigen und ohne Rücksicht auf die
strukturelle Organisation des literarischen Werks zur inhaltlich-rigiden

Archetypen-»Anwendung« werden (vgl. OBLER 1958, 57). Die mög-
lichen Gegengewichte zu dieser Gefahr sind von den Modellvoraus-
setzungen her dabei nicht so stark wie bei der Psychoanalyse. Die
Verbindung zumindest polarer Gegensätze (wenn nicht gar von Wi-
dersprüchen) in archetypischen Bildern (vgl. unten »Inhalte«) führt
überdies zur Gefahr einer *irrationalen Sprachform*, deren unbestimmt-
metaphorische »Bedeutungs«weise keine wissenschaftliche Aussagekraft
mehr hat. Das Postulat der Ambiguität von Archetypen (vgl. oben
das Amplifikationsbeispiel) führt u. U. weniger zur erhofften Frucht-
barkeit der Aspektvielfalt, sondern eher zu einer logisch undifferen-
zierten *Verschwommenheit* — auch der wissenschaftlich genannten
Interpretation.

Ein Problem, das für beide tiefenpsychologischen Interpretationsrich-
tungen gilt, ist die Schwierigkeit der Verwertbarkeit ihrer Ergebnisse
in bezug auf die literarische Wertung. Zwar bezieht die psychoanaly-
tische Interpretation notgedrungen auch kleine und unbedeutende li-
terarische Phänomene in die Analyse mit ein, da sie für die Symbol-
deutung vom Unbewußten her genauso bedeutsam wie hervor-
stechende Werkstrukturen sein können (EHRENZWEIG 1960/62, 316);
wegen der nicht differenzierenden Rückbeziehung auf das persönliche
oder kollektive Unbewußte ist damit aber *kein Gewinn für die li-
terarische Wertung* erreicht, für die eine tiefenpsychologische Inter-
pretation schon von der Ausgangsbasis aus kaum etwas beizutragen
hat (ROWLEY in ROHEIM 1958, 201) — außer der Analyse des Bewer-
tungsprozesses (vgl. HOLLAND 1964). Die Behandlung auch zweit- bis
dritrangiger Werke ist nur ein Symptom dafür; erst die Berücksich-
tigung der mehr bewußten bzw. persönlichen Formalstrukturen wird
diese Beschränkung des tiefenpsychologischen Interpretationsmodells
mildern können. Eine endgültige Lösung von Wertungsproblemen ist
dabei sowieso nur möglich, wenn die Voraussetzungen der Interpreta-
tionsperspektive mit in den wissenschaftlichen Reflexionshorizont ein-
bezogen werden, was methodisch gesichert nur einer empirischen Lite-
raturwissenschaft gelingen wird (vgl. C, 9: Subjektrepräsentanz).

Werkanalyse vom Leser aus

Die Einbeziehung des Lesers war schon bei der Methode der freien
Assoziation — auf dem Hintergrund des psychoanalytischen Rezep-
tionsmodells — angeklungen; allerdings waren dort Leser und Inter-
pret identisch. Die Forderung nach Darstellung der Assoziationsketten
geht davon aus, daß der Interpret seine Deutung durch eigene Asso-
ziationen belegt; nun ist aber auch eine *Trennung von Leser- und
Interpretenperson* denkbar: nicht für jeden Leser ist die gleiche Deu-
tungsebene relevant (ADAMS 1955, 70), so daß bei Kontrolle mehrerer
Leser durch den Interpreten eine reichere Interpretation erzielt wer-
den könnte. Das macht aber eine Theorie der literarischen Rezeption

(»literary response«) notwendig; die Grundzüge einer solchen Theorie sind nur auf psychoanalytischem Boden möglich, für das mythologische Amplifikationsmodell bringt eine Trennung von (interpretierendem) Leser und (wissenschaftlichen) Interpreten nichts ein. LESSER hat 1960 die Grundlegung einer solchen Wirkungstheorie versucht; er geht ganz streng von der psychoanalytischen *Theorie der literarischen Rezeption* aus: Literatur beinhaltet die grundlegenden emotionalen Probleme des Menschen, besonders in einer (i. w. S.) feindlichen Umwelt (1960, 61 ff.). Er behandelt besonders die Funktion der Erzählkunst, die in der Lösung emotionaler Konflikte – zwischen Ich, Es, Überich – zu suchen ist (95 ff.). Dabei ist es Aufgabe der formalen Gestaltung (vgl. auch oben), das Überich zu befriedigen (103); die Überdeterminiertheit des Inhalts ermöglicht die Rezeption durch unterschiedliche Leserpopulationen (113). Er legt in diesem Zusammenhang auch schon eine recht ausdifferenzierte psychoanalytische *Theorie der formalen Gestaltung* literarischer Werke vor, die auch mit interpretativen Beispielen angereichert ist; zur Verdeutlichung möchte ich einige Dimensionen wenigstens kurz nennen. Form hat drei Funktionen: Lustgewinn, Minderung von Schuld- und Angstgefühlen und Erleichterung der Rezeption (125). Eine der grundlegenden Formqualitäten ist Kontrolle (»mastery or control«), die sich durch alle Formtechniken hindurchzieht (134 ff.). Es besteht ein Spannungsverhältnis zwischen Konkretheit einer Erzählung und dem schnelleren Zeitfluß; die Sprache ist sinnennah und besonders visuell (147), in Analogie zum Primärprozeß (149), sowie zur Objektivierung und Externalisierung von Wünschen, Ängsten und Konflikten geeignet (150). Der anziehende und zugleich entlastende Effekt der Zeitverdichtung wird ganz vom Leser aus interpretiert (171): So kommt LESSER zu einer *Theorie der aktiven Rezeption* (response) literarischer Werke (vgl. auch 1953, 4, 2 ff.). Die Rezeption wird zum größten Teil als unbewußt angesetzt. Dabei sind 3 Stadien zu unterscheiden: Einmal setzt die unbewußte Rezeption den Leser in stand, Beziehungen innerhalb des literarischen Werks zu sehen, Schlußfolgerungen zu ziehen und damit auch neue Verbindungen zu schaffen, kurz die Beobachtungen zu integrieren (LESSER 1953, 3). Auf der zweiten Stufe wird über die Identifikation mit einzelnen Teilen bzw. Charakteren und Problemstellungen des literarischen Werks schon eine aktivere Stellung eingenommen; hier sind auch bereits *interindividuelle Unterschiede* zwischen den Rezipienten zu erwarten. Zwar wird von jedem die ganze literarische Erfahrung gemacht, aber entsprechend der persönlichen Konfliktlage in unterschiedlichen Akzentuierungen (1953, 4). Die letzte Stufe schließlich besteht in einer *Art aktiver Weiterproduktion*: Der Leser führt – in Analogie zum Tagträumen – die gelesenen Erzählungen bzw. Teile von ihnen weiter aus; LESSER nennt diesen Vorgang »Analogisieren« (»we analogize«). Damit ist bereits eine über den rein hermeneutischen

Bereich hinausgehende Verbindung von Subjektivität und Objektivität des literarischen Werks angezielt, wie HOLLAND (1968) betont, der auf der Basis von LESSERS Grundlegung weitere Beispielinterpretationen geboten hat. Er hat diese Vermischung von Subjektivem und Objektivem in einem Modell veranschaulicht (vgl. Abb. 4).

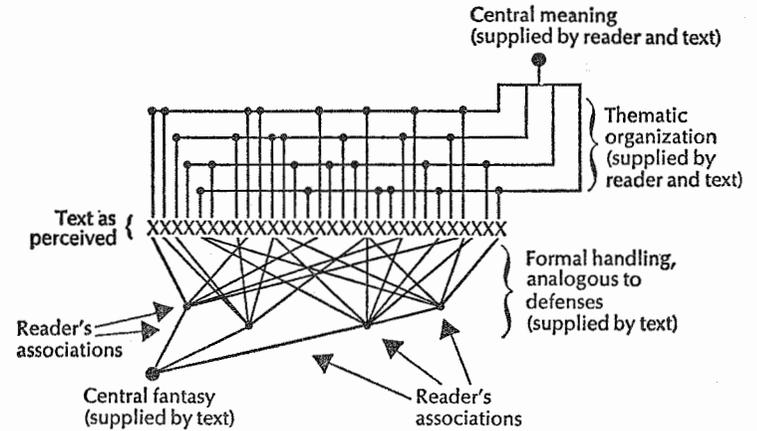


Abb. 4: Modell der Leserezeption (Holland 1968, 61).

Literaturtheoretische Grenzen

Mit einem solchen Modell sind wiederum die Grenzen der hermeneutischen Gegenstandskonstituierung erreicht; das *als rezipierter Gegenstand aufgefaßte literarische Werk verlangt nach einer (i. e. S.) empirischen Methodik* – der Überprüfung und Gegenstandskonstituierung. Das ist letztlich auch durchaus das Ziel von LESSER und HOLLAND; LESSER betont, daß er einen Ansatz einer (empirisch-) naturalistischen Ästhetik schaffen wollte, der nicht einfach »als eine andere Meinung beiseite geschoben werden kann« (1960, 14). Und HOLLAND sagt explizit, daß psychologisches Experimentieren die Validität seines Modells direkt wird prüfen können (1968, XV). Damit sind auch die literaturtheoretischen Voraussetzungen einer hermeneutischen Interpretationsmethodik verlassen; die wissenschaftstheoretisch-methodologische Analyse einer Literaturpsychologie als empirischer Grundlegung der Literaturwissenschaft wird von hier aus im zweiten Teil weiter vorschreiten und die Begründung dafür liefern, warum die Empirisierung nicht als ein mögliches Konzept unter anderen, sondern als eine Notwendigkeit anzusehen ist (II).

Historische Entwicklung: Deutschland – Amerika

Die Anwendung der psychologischen Interpretationsmethodiken ist zum größten Teil von den Psychologen selbst initiiert worden. Da JUNGS eigenes Konzept über die dichterische Produktion in Absetzung von FREUD erst 1930 erfolgte, gab es zunächst eine Phase akzentuiert psychoanalytischer Interpretationen. Beispiele von FREUDSchen Arbeiten zur biographischen wie symbolorientierten Werkanalyse (Michelangelo, Leonardo und E. T. A. Hoffmann) sind schon genannt worden. Als erste Untersuchung dieser Art gilt gemeinhin der Aufsatz ›Über die Träume in W. Jensens Gradiva‹, doch NIEDERLAND (1960) hat nachgewiesen, daß im Briefwechsel mit Fließ bereits 1898 die Analyse der ›Richterin‹ von C. F. Meyer enthalten ist. Auch der damalige engere Kreis um Freud hat sich rasch auf dem Gebiet literarischer Interpretation betätigt (JONES, RANK, SACHS, STEKEL etc.). Zweifellos war diese intensive Beschäftigung eine Art *Kompensation* im Hinblick auf die starken Anfeindungen der Lehre; die Applikation auf Literaten oder literarische Werke konnte überraschende Effekte in bezug auf die ambivalent hochgeschätzte Kultur und die Bedeutung ihrer Manifestationen erzielen, ohne sich den falsifizierenden Gefahren der klinischen Praxis auszusetzen. Die Gegenstände dieser literarischen Interpretationen wurden schon damals zum großen Teil aus den Bereichen genommen, die späterhin zu Lieblingsgebieten der psychoanalytischen Interpretation werden; so hat schon FREUD die Grundzüge der Interpretation SHAKESPEAREScher Dramen gesetzt (vgl. HOLLAND 1960). 1912 wurde die Zeitschrift ›Imago‹ gegründet (Benennung nach einem Roman des Schweizer SPITTELER), die besonders solche interpretativen Arbeiten vereinte. Dennoch war die Rezeption der literarischen Interpretationen psychoanalytischer Provenienz genauso durch Ab- und Verdrängung charakterisiert wie auf dem eigentlichen Gebiet der Psychoanalyse, der Medizin. Die vermutete Reduktion auf biologische Grundlagen frustrierte und führte zu einer negativen Einschätzung, auch wo unvoreingenommen eine Steigerung »des Sittlichen, z. B. in bezug auf die humane Selbstverantwortlichkeit« (HELLER 1956/57, 76) in der Theorie der Psychoanalyse gegeben war. So datiert die erste relevante *Stellungnahme der deutschen Literaturwissenschaft* erst aus dem Jahr 1930: MUSCHGS Antrittsvorlesung (in Zürich) ›Psychoanalyse und Literaturwissenschaft‹. Sie formuliert ohne emotionale Vorurteile sowohl den bisherigen Gang der psychoanalytischen Interpretation als auch die literaturwissenschaftlichen Einwände (s. o.). Er konzidiert die Legitimität der psychologischen Interpretationsmethodik (vgl. auch PONGS 1933) und fordert die Literaturwissenschaft auf, sich ihrem ›Gegner‹ zu stellen (MUSCHG 1968, 134). Zu dieser *aktiven Rezeption durch Literaturwissenschaft-*

ler ist es in Deutschland wegen der nationalsozialistischen Prägung der deutschen Universität und Wissenschaft nach 1933 *nicht* mehr gekommen (Freudianismus als »semitische Schweinerei«, vgl. HERMAND 1969, 90); nach dem Krieg dann hat die gewandelte literaturtheoretische Szenerie – oder die zementierte historische Belastung des tausendjährigen black-out? – eine psychoanalytische Interpretatorik höchstens in Ausnahmefällen aufkommen lassen, weswegen *heute* in Deutschland die (zumindest quantitativ unbezweifelbare) Relevanz psychologischer Interpretationsverfahren *immer noch* beharrlich *unterschätzt* wird.

So ist die literaturwissenschaftliche Rezeption der psychoanalytischen Interpretationsmethodik zunächst im *anglo-amerikanischen Sprachraum* erfolgt; eine erste Übersicht hat HYMAN (1947/48) gegeben, die umfassende Analyse der FREUDSchen Aufnahme in England und besonders in Amerika stammt von C. MORRISON (1968). Sie weist detailliert nach, daß die Übernahme der psychologischen Konzepte FREUDS durch die amerikanische Psychologie von 1906 an – besonders im J. of Abnormal Psychology – geschah (1968, 4 ff.). Die Aufnahme literaturkritischer Konzepte der Psychoanalyse vollzog sich nach vereinzelt Vorläufern ab 1920 *zunächst auf theoretischem* Gebiet mit der Diskussion der bekannten Fragen des Einflusses der Psychoanalyse auf Literatur, der Traumanalogie, des Dichters als Neurotikers etc. (MORRISON 1968, 42 ff.). Während die theoretische Diskussion durchaus *differenzierte Analysen* lieferte, war das bei der frühen Praxis der Literaturinterpretation nicht der Fall: Sie ist höchstens wegen ihrer besonders schematischen, dogmatisch-simplifizierenden Anwendung der Psychoanalyse zu erwähnen (MORRISON 1968, 99 ff.). »The major fault of the Freudian studies was their reductiveness, their tendency to equate ›meaning‹ or significance in literature with two or three unconscious themes.« (1968, 140) Das gilt hauptsächlich für die Psychoanalytiker, die praktisch als Laien auf literaturwissenschaftlichem Gebiet tätig waren. Von höherer Qualität waren erst jene Arbeiten von Literaturwissenschaftlern, die sich die zentralen Konzeptionen der Psychoanalyse zu eigen machten und in ihrem eigenen Arbeitsbereich einsetzten (vgl. MORRISON 1968, 141); die *Assimilation* ist hier zweifellos *der Übertragung* – vom persönlichen Aspekt des Wissenschaftlers aus gesehen – *überlegen*. Trotzdem waren die vierziger und fünfziger Jahre durch eine starke Kritik an der psychoanalytischen Interpretation gekennzeichnet; vgl. oben die monierte Vernachlässigung der formalen Gesichtspunkte. Der New Criticism setzte sich mit seinen – weitgehend formalen – Interpretationskriterien auf der amerikanischen Szene überwiegend durch (vgl. HERMAND 1969, 90; R. WELLEK 1965, 210 ff.). Ab 1950 ist wieder ein Erstarren der tiefenpsychologischen Interpretationsansätze festzustellen, für die das Entstehen zweier spezifischer Zeitschriften ein Symptom ist: ›Ameri-

can Imago« sowie »Literature and Psychology« (vgl. MORRISON 1968, 231). Dabei versteht sich »Literature and Psychology« selbst als umfassender literaturwissenschaftlich ausgerichtet im Gegensatz zum »American Imago«, der z. T. klassischer biographischer Reduktionismus vorgeworfen wird (KAPLAN 1963). GOLDSTEIN hat in einem Sammelreferat über die Zeit von 1948–1968 drei Grundhaltungen gegenüber der tiefenpsychologischen Interpretationsrichtung herausgehoben: absolute Ablehnung, Zulassung als relativ irrelevanter Zugang, Akzeptierung mit dem Versuch der Einordnung in andere Richtungen (GOLDSTEIN 1967). Insgesamt dürfte mittlerweile aber zumindest eine bemerkenswerte Assimilation von seiten der Literaturwissenschaft vorliegen (vgl. dazu auch die Literaturberichte in FROSCHE 1950 ff., jeweils die Kapitel »Religion and Mythology« und »Arts and Aesthetics«). Dabei wird allerdings z. T. nicht mehr scharf *zwischen psychoanalytischer und mythologischer Literaturkritik geschieden* (vgl. BURKE in FIEDLER 1957, 412 ff.); zweifellos lassen sich über die Parallele von Traum und Magie hier auch berechnete methodologische Verbindungslinien ziehen (vgl. HORWOOD 1951; inhaltliche Überschneidungen s. u.). Für die neueste Zeit mag diese Zusammenfassung von psychoanalytischer und mythologischer Interpretation zur tiefenpsychologischen Richtung auch deshalb naheliegen, weil sich letztere vor allem in Amerika dominierend in den Vordergrund geschoben hat (nächster Abschnitt).²⁹

Weiterentwicklung der mythologischen Ansätze

Die mythologische Literaturinterpretation hat zwar ihre theoretische Grundlegung erst geraume Zeit nach den psychoanalytischen Anfängen erfahren (s. o.), trotzdem aber wegen der Nähe zu hermeneutischen Verfahrensweisen eine sehr viel raschere literaturwissenschaftliche Rezeption gefunden: »Während man Freuds ausschließliche Beschäftigung mit dem Sexuellen wie einen Bruch der wissenschaftlichen Etikette empfand, empfahl sich der Jungianismus durch seine irrationale Verschwommenheit und seinen seelischen »Höhenflug« von vornherein allen von der Lebensphilosophie und Geistesgeschichte herkommenden Literaturwissenschaftlern, ja nahm schnell weltweite Dimensionen an« (HERMAND 1969, 94). Diese Dimensionen sind so groß, daß R. WELLEK bei dem Überblick über die »Hauptströmungen der Literaturkritik im 20. Jahrhundert« sagen konnte: »In den Vereinigten Staaten hat heute die mythologische Literaturkritik den Platz des New Criticism eingenommen« (WELLEK 1965, 224). Dabei ging der Weg zunächst über England und das »schulbildende Werk« (HERMAND 1969, 94) von Maude BODKIN: »Archetypal Patterns in Poetry« (1934). Nach Amerika ist die Richtung gleich in einer von der Literaturwissenschaft bereits rezipierten Form und damit auf der Grundlage eines sehr *breiten Mythensbegriffs* gelangt (vgl. CHASE 1949), »wo

jede Form der ästhetischen Aktivität auf einen mythischen Hintergrund bezogen wird« (HERMAND 1969, 95). Eine exakte Geschichte der Anwendung mythologischer Interpretationsverfahren ist daher wohl gar nicht schreibbar, weil *diese Richtung auf der Grundlage eines immer verschieden gefaßten Mythensbegriffs permanent oszilliert*. WEIMANN hat in einer systematisch-bereinigenden Analyse klar gestellt, daß der Begriff Mythos »heute ganz unvereinbaren Bedeutungen zugeordnet wird« (WEIMANN 1967, 486). Er hat *drei Klassen von Mythentheorien* expliziert, die symbolische, ritualistische, psychologische (1967, 500), wobei die symbolische der Cassirer-Richtung (vgl. LANGER 1967) nur als Weg zu den beiden anderen, sich in der Literaturkritik durchdringenden Konzepten gangbar ist (vgl. auch KLEINSTÜCK 1964, 7 ff.). Der Aufschwung der mythologischen Literaturkritik besonders auf der Basis des psychologischen Mythensbegriffs läßt sich sowohl durch die Tendenz zum Irrationalismus wie durch die »Gleichsetzung mit spezifischen geschichtlich-ideologischen Erscheinungen« (WEIMANN 1967, 517) erklären, die eine unmittelbare Ausweitung in geistesgeschichtlich-idealistische Gefilde ermöglichen. So ist denn auch eine klare Abgrenzung der heutigen mythologischen Literaturkritik kaum möglich; die Tendenz zur Ausweitung sowohl des Anspruchs als auch in andere Wissenschafts(teil)bereiche ist ihr konstitutiv inhärent (vgl. z. B. das *Konzept einer psycho-historischen Kulturtheorie* von ABELL 1957; oder auch J. MILLER 1960). Auf literaturkritischem Gebiet ist besonders der Entwurf von FRYE als das Paradebeispiel einer Ausweitung des mythologischen Ansatzes zu nennen, die schlechthin eine *Synthese aller literaturwissenschaftlichen Aspekte auf dem Boden des Mythensbegriffs* versucht (vgl. FRYE in VICKERY 1966; FRYE 1964). Der »grandiose literaturtheoretische Anspruch« (WELLEK 1965, 224) führt dabei zu einer – eher reduktionistischen – typologischen Poetik (vgl. auch SEWELL 1960). Mit dem Konzept von »Romanze, Tragödie, Komödie etc. als Episoden eines umfassenden Mythos« wird nicht mehr eine Analogie zwischen Mythos und Literatur heuristisch fruchtbar gemacht, sondern durch die Gleichsetzung von Gattung und Mythentypus der Mythos die »(strukturbestimmende) Grundform komischer und tragischer Dichtung« (WEIMANN 1967, 519). Hier führen die irrationalen Aspekte der JUNGschen Psychologie zu anspruchsvollen *Hypostasierungen*, deren *Adäquanz kaum mehr nachprüfbar* ist.

Adäquanzkriterien: Inhalt – Form

Damit stellt sich das Problem der Interpretationsadäquanz, das besonders für die psychologische Interpretationsmethodik häufig ein Bedürfnis des Literaturwissenschaftlers war. Daß bestimmte Inhalte der literarischen Werke nicht als Kriterium für die Anwendung tiefenpsychologischer Konzepte gelten können, hat schon die Analyse der

Voraussetzungen dieser Interpretationsverfahren ergeben, vgl. die Anwendung auf Literatur vor der Zeit der Psychoanalyse (s. zur Berechtigung GRIFFIN 1951). Das zeigte die grundsätzliche Struktur der Gegenstandsgewinnung auf, die vielleicht von anderen Verfahrensweisen etwas verschleiert wird: Das literarische Werk wird von der Methode in bestimmten Dimensionen erfaßt und dadurch konstituiert. Die Frage, ob damit der Gegenstand adäquat erfaßt ist, läßt sich nicht mehr *methodikimmanent* entscheiden, sondern durch den Vergleich der wissenschaftlich konstituierten Merkmalsräume am Gegenstand und dem alltäglichen Vorverständnis. Von den wissenschaftlich angesetzten Aspekten aus rückwärts den Gegenstand als durch genau jene Qualitäten, die man untersuchen will, gekennzeichnet anzusetzen, führt allerdings nur zu unbewiesenen ontologisierenden Postulaten: wie z. B., daß in Zeiten größter Unruhe (und die sind ja bekanntlich immer ›heute‹) Literatur die alten Mythen aufrecht erhalte (EISENSTEIN 1967/68), oder aber zur Hypostasierung rein wissenschaftlich konstruierter Klassifikationsbegriffe (wie ›Realismus‹, der sich dann nicht mit der Psychoanalyse verträgt: CERF 1957/58). Allerdings repräsentiert das Vorverständnis von Dichtung naturgemäß immer die eingeführten Verständnismöglichkeiten und würde bei strenger kriterialer Anwendung jeglichen Fortschritt verhindern; ein Argument, das natürlich besonders die Tiefenpsychologie mit Recht benutzen kann. Die *Adäquanreflexion* muß also in – der *Methodik vorgeordneten* – Ebenen der theoretischen bzw. formalen Voraussetzungen ausweichen.

Als Adäquanzkriterium für die Anwendung bietet sich damit zunächst ein *Vergleich zwischen den Inhalten der psychologischen Interpretation und den Inhalten der Theorie* an; hier tritt aber die Schwierigkeit auf, daß wegen der mannigfaltigen Analogievoraussetzungen des vorgeordneten tiefenpsychologischen Modells bei Akzeptierung der Voraussetzungen praktisch *keine Falsifikationsmöglichkeit* mehr besteht: Die von der Theorie angesetzten Sexualsymbole, Komplexe bzw. Archetypen sind auf jeden Fall vorzufinden, d. h. man interpretiert nur heraus, was man durch die Voraussetzungen hineinge-steckt hat.³⁰ Besonders bei der mythologischen Literaturinterpretation ist diese *subjektive Beliebigkeit* der hermeneutischen Interpretation deutlich geworden; POKORNY betont mit SCHILDER, daß bei dem Bezug von Mythen auf nahezu unzählige Einzelbilder die interpretative Auswahl der Zuordnung praktisch willkürlich ist (1954, 184). Die Verbindung mit anderen Forschungsaspekten wie dem neoromantischen Irrationalismus der JUNGianischen Psychologie sind die Grundlage solchen inhaltlichen Ausfransens. Eine Reduktion der unterlegten Analogienvielfalt könnte die Situation klären; so verschiebt sich z. B. nach Ansicht von SLOCHOWER zwischen Mythos und mythologischer Dichtung deren Funktion für das Individuum im

Strukturgesamt von Es, Ich, Überich (1970). Das weist aber darauf hin, daß z. Z. eine – tentative – Lösung des Adäquanzproblems eher im Bereich der formalen Qualitäten zu suchen ist (wenn man nicht die empirische Überprüfung des Inhaltsaspektes in der Leserrezption – siehe oben – als Kriterium ansetzen will, was wir aber auf die umfassende Grundlegung im Teil C verschoben haben). Das Kriterium der *von der Theorie vorgegebenen Inhalte* jedenfalls ist als *konservatives Kriterium* einzustufen, das lediglich zur Wiederholung, aber nicht Weiterentwicklung wissenschaftlicher Ergebnisse führt: Es birgt die Gefahr des inhaltlich-reduktiven Schematismus in sich, hat der irrationalen Tendenz hermeneutisch-subjektiver Beliebigkeit nichts entgegenzusetzen und muß so zu konservativer *Interpretationsreduktion* führen. Ein potentielles formales Adäquanzkriterium ist bisher in bezug auf den Autor (d. h. also bei der Werkanalyse mit Hilfe der Autoranalyse) in Gebrauch gewesen (vgl. schon RANK 1912); die Richtung seiner Gewinnung ist bereits bei der Skizzierung der Methodik deutlich geworden: Rückgriff auf den Produktionsprozeß (vgl. auch SCHNEIDER 1950). Unter Akzeptierung des Produktionsmodells z. B. der Psychoanalyse lassen sich von der literarischen Gestaltung *formale Charakteristika* verlangen, wenn sie psychoanalytisch *deutbar* sein soll: z. B. die Merkmale der Traumarbeit wie Umkehrung, Verschiebung und Verdichtung (vgl. WYSS 1966, 35 ff.; HEISS 1956, 185 ff.). Die Traumarbeit kehrt die Wachwirklichkeit z. T. in ihr Gegenteil um (z. B. Tote lebendig; bestandene Prüfung endet mit Versagen), verschiebt abstrakte Gedankengänge ins Konkrete und verlagert Bedeutungsakzente (z. B. Vertauschung von Ursache und Wirkung; Kontamination von Bildern; Vertauschung belebt – unbelebt: Mensch als Statue etc.) und verschmilzt mehrere Traumgedanken zu einer Bildeinheit (Sammel- und Mischpersonen; Wortverdichtungen; Verschmelzung von Vergangenheit und Gegenwart etc.). Eine parallele Lehre der adäquaten Dichtungsstruktur müßte diese auf die Genese ausgerichteten Merkmale innerhalb der reinen Werkebene verankern und so für die Werkanalyse als Symbolanalyse zwingend machen; ein solcher umfassender Versuch steht noch aus. Er müßte die neueren Konzepte der mehr bewußt-gestaltenden Ego-Mechanismen mit einbeziehen und könnte u. U. auch die allgemeine Semiotik mit einsetzen (vgl. als Ansatz zur logischen Analyse MOSIER 1968/69). Form und auch Stil lassen sich als ich-psychologische Invarianten (ROSEN 1961) durchaus in das psychoanalytische Instanzenmodell einbeziehen (ROSEN 1972); hier sind über die Akzentuierung des *sekundärprozeßhaften Denkens* (und entsprechender Symbolkonzepte) Verbindungen zur Syntax- und Grammatikanalyse möglich (ATKIN 1972). Diese Entwicklungsfähigkeit und -notwendigkeit formaler Analysen wird auch von psychoanalytischer Seite aus allenthalben gesehen und betont (CHASSEGUET-SMIRGEL in MITSCHERLICH 1972)

und wird auch durch die allgemeine Entwicklung der psychoanalytischen Theorienbildung in Richtung auf die *Ich-Psychologie* (vgl. z. B. JAPPE 1971 mit der stärkeren Betonung des Sekundärprozesses gegenüber dem Primärprozeß) unterstützt. CLANCIER (1967) schlägt — völlig überzeugend — als methodischen Ausgangspunkt für eine solche formale Analyse zunächst die vergleichende bzw. gegenüberstellende Untersuchung von zwei (oder mehr) literarischen Werken vor, die von der inhaltlichen Dimension her den gleichen Symbolgehalt zugesprochen bekommen haben (1967, 108). So trägt die psychoanalytische Literaturkritik mehr noch als die mythologische durchaus die Möglichkeit einer solchen Adäquanzprüfung der Interpretation in sich, die in ausgearbeitetem Zustand sogar gängige literaturwissenschaftliche Standards übertreffen würde. Das *formale Adäquanzkriterium* ist daher als *propulsiv* zu klassifizieren, da es eine Adaption an neue Inhalte erlaubt und so die psychologische Interpretationsmethodik weiterentwickeln kann; Möglichkeiten der inhaltlichen Weiterentwicklung sind oben bereits genannt worden (z. B. Aggressionsproblematik). So durchgearbeitet wird sich die tiefenpsychologische Interpretationsmethodik mit Sicherheit als ein relevantes und legitimes hermeneutisches Verfahren innerhalb der Literaturanalyse etablieren. Dabei ist allerdings nicht zu vergessen, daß mit Hilfe dieses propulsiven Kriteriums zwar eine bessere theoretische Integration (der Hypothese), nicht aber Falsifizierbarkeit der hypothetischen angenommenen Interpretationsinhalte erreicht wird (vgl. unten Funktionsbestimmung); vom Geltungsanspruch (bzw. der Realitätsadäquanz) her wird auch eine so aufgearbeitete (tiefen)psychologische Interpretation immer als hermeneutisch klassifiziert werden müssen — und damit der (empirischen) Realitätsprüfung bedürftig bleiben (vgl. C, 9: hermeneutische Hypothesengenerierung).

7. Inhalte und Funktion

*»The aeroplane is a sex-symbol; it can also be used to fly from Munich to Vienna.«
(Bonaparte 1949, 292)*

Die Betrachtung der tiefenpsychologischen Literaturinterpretation unter methodischem Aspekt kann natürlich schon von der Intention her keinen Überblick über die inhaltlichen Ergebnisse anstreben; nicht nur, daß ein solches Projekt heute geradezu enzyklopädische Ausmaße erreichen würde, wichtiger ist, daß die *Inhalte* als konservatives Adäquanzkriterium nur von *sekundärer methodologischer Relevanz*

sind. Zur eigenen Interpretationstätigkeit wird sowieso immer eine Kenntnis der Grundstruktur des FREUDSchen bzw. JUNGSchen Gesamtwerks Voraussetzung sein (vgl. FREUD 1955, I-XVIII; JUNG 1960, I-XVIII). Als Interpretationsbeispiele sind die grundlegenden Werke (VON RANK 1912 über RANK & SACHS 1913, JONES 1947, BONAPARTE 1949 bis zu LESSER 1960, HOLLAND 1968 bzw. VON BODKIN 1934 über CHASE 1949, PHILIPSON 1963 bis zu FRYE 1964) sicher die beste Einführung; spezifischere Fragen sind z. B. über die Bibliographien von GRINSTEIN (1956–1966) und KIELL (1963) zu erreichen und auch in den beiden Zeitschriften »American Imago« und »Literature and Psychology« repräsentiert (vgl. dort auch bibliographische Aufsätze, z. B. FELDMANN 1955).

Es hat daher höchstens Sinn, hier einige assoziativ wirksame Beispiele zur Veranschaulichung zu geben; zu diesem Zweck habe ich eine — in jedem Fall ungewichtete — nahezu zufällige Auswahl von Symbolen, Motiven und Archetypen getroffen. Es ist selbstverständlich, daß ein solch gestraffter Überblick die relevanteren und überzeugenderen Konzeptionen kaum andeuten kann; um diese kennenzulernen ist ohne Zweifel eine methodologische Reflexion allein nicht ausreichend.

Symbol-Motiv-Komplex

Am einfachsten — und immer mit dem Gefühl des Reduktionismus verbunden — ist die für Traum und Literatur identische Rückübersetzung von Symbolen innerhalb des psychoanalytischen Modells; die *Symbole* sind zumeist über Qualitäten- oder Verlaufsanalogien auf *libidinöse Inhalte* hin zu interpretieren, was einem nach einiger Übung in konvergierender Phantasie auch mühelos (ohne Rückgriff auf FREUD et al.) gelingt. Als Grundregel mag fungieren: alles Längliche, Schmale, Aufrichtbare ist Symbol für männliche Sexualorgane, Weites, Breites, Höhlenartiges für weibliche. Einige Beispiele: In der Lyrik hat man bei Ebenen und Wiesen Vulva zu verstehen, Hügel sind der Mons veneris, Sonnenaufgang repräsentiert Erektion etc. (D. BARRON 1947, 397). Dementsprechend lassen sich — wie weitgehend bekannt — auch Märchen »sinnfällig« interpretieren: Ein rotes Käppchen ist Symbol für die Menstruation, ein Wolf repräsentiert kannibalistische Koitusgefahr, das Märchen selbst in all seinen Stadien den Verlust der Jungfräulichkeit (E. FROMM 1952, 204 f.). Eine Katze mit ihrem zum Streicheln animierenden Haar stellt die weibliche Geschlechtsbehaarung dar — »the female organ has thick hair, exciting and sensuous to the touch« — (BONAPARTE 1949, 466 in bezug auf Poe's Erzählung »The Black Cat«), die roten geöffneten Katzenkiefer sind »the vagina-wound cut into the woman's body« (BONAPARTE 1949, 480), eine Brücke der Penis des Vaters (als Verbindung zur Mutter) (BONAPARTE 1949, 528: »Never Bet the Devil Your Head«). Ähnlich sind Verlaufsanalogien anzuwenden: Ein im-

mer lauter und schneller schlagendes Herz läßt als Interpretation nur den Koitus zu (BONAPARTE 1949, 498: ›The Tell-Tale Heart‹), ein Pendel repräsentiert die intra-uterine Beobachtung des Geschlechtsverkehrs (der Eltern naturgemäß; BONAPARTE 1949, 598: ›The Pit and the Pendulum‹). Auch neuere Einrichtungen wie Elektrizität fallen nicht aus dem Symbolbereich heraus: Elektrizität steht durch ihre Schockwirkung für den sexuellen Erregungsschock (BONAPARTE 1949, 567). Darüber hinaus gibt es aber auch weitere Realitätsbereiche, die einer Symbolinterpretation offenstehen: So repräsentiert z. B. die Natur allgemein die »verherrlichte, ewige, unendliche Mutter« (BONAPARTE 1949, 286); diese Gleichsetzung entsteht durch Regression ins frühkindliche Stadium, wo die ersten Erfahrungen in der Außenwelt die Eroberung der mütterlichen Brüste waren. Die Rückführung auf libidinöse Inhalte muß aber nicht immer zu (phallisch)-sexuellen Inhalten führen; Regression auf andere Entwicklungsstufen der Libido ist ebenso zu berücksichtigen: So bevorzugen z. B. anal ausgerichtete literarische Werke die Beschreibung von Schmutz, ekel-erregenden Gerüchen und auch deren allgemeine Transformationen: Nebel, reine Luft, Licht bis hin zum Wort Gottes (HOLLAND 1968, 40). Diese Einzelsymbole können sich auch zu größeren Teilen des literarischen Werks ausweiten: So bedeutet z. B. das Motiv des Hängens die Rephallisierung – und damit Aufhebung von Impotenz. Der gesamte Körper steht hier für den Penis, und der Tod durch Hängen ist dementsprechend in einer Fülle von umgebenden Assoziationen weitreichend zu interpretieren (vgl. z. B. BONAPARTE 1949, 470 in bezug auf Poe's Erzählung ›Loss of the Breath‹).

Die Motive und Komplexe stellen innerhalb des psychoanalytischen Modells die größeren Konzeptionen dar, die einerseits Berührungsf lächen mit den Archetypenkonzepten der mythologischen Interpretation aufweisen, zum anderen auch zu interpretatorischen Gesamtentwürfen herangezogen werden (vgl. als Übersicht über die gängigsten Komplexe und ihre literarische Zuordnung WITTELS in LORAND 1944). Die größte – und auch quantitativ relevanteste – Rolle spielen dabei zweifellos das *Inzestmotiv* und der *Ödipuskomplex*; anfangs hauptsächlich biographisch in bezug auf das Leben bestimmter Literaten verwandt (STEKEL 1909, 28 ff.), dienten sie dann schon seit der Frühzeit der psychoanalytischen Interpretation zur direkten Werkanalyse: Der Ödipuskomplex zeigt für den Psychoanalytiker den Wunsch nach der Realisierung der verdrängten Kinderwünsche, nämlich den Vater zu töten und bei der Mutter seine Stelle – auch sexuell – einzunehmen. Diese im Inzestmotiv eingebettete Komplexstruktur wird einer Fülle von Dichtungen unterlegt – von Sophokles bis in die Moderne (vgl. MUSCHG 1968, 114). Schon RANK (1912) erklärt damit – in der Nachfolge FREUDS – den Hamlet wie Schillers Don Carlos. Und zwar sieht er in den Unterschieden der

Dramen Manifestationen der verschiedenen Kulturperioden, die ein Erstarken der gegen den Inzestwunsch gerichteten Verdrängungstendenzen bedeuten. Beim Ödipus wird der Inzestwunsch entdeckt und realisiert, symbolische Repräsentation setzt erst bei der Strafe ein: Blendung statt Kastration (RANK 1912, 40 ff.). Beim Hamlet bleibt die Wunschphantasie bereits verdrängt und zeigt sich – wie in der Neurose – nur durch die von ihr gehemmten Reaktionen: das erst von der Psychoanalyse so recht ins Blickfeld gerückte Zaudern und Zögern. Beim Don Carlos geht die Wunschverdrängung so weit, daß gar nicht mehr die leibliche Mutter, sondern die Stiefmutter begehrt wird: »Und während im Ödipus schon der Umstand, daß der Sohn seine Mutter für eine *Fremde hält*, den Liebesverkehr ermöglicht, bleibt er im Carlos, trotzdem die Mutter eine *Fremde ist*, ... unmöglich, denn die inneren Widerstände dagegen ... sind zu mächtig geworden« (RANK 1912, 43). Damit ist der Carlos-Stoff zur ›Antithese‹ der Ödipusfabel geworden, der Wendepunkt liegt im Shakespeareschen Hamlet (RANK 1912, 45). Die Applikationsbreite des Inzestmotivs bzw. Ödipuskomplexes in der Psychoanalyse scheint unumschränkt (bis hin z. B. zur Western-Story, vgl. BARKER 1955), zum anderen lassen sich aus diesem Motiv immer neue Komplexstrukturen abspalten: so z. B. der Geschwisterkomplex als ›gemilderte zweite Auflage des primären Elternkomplexes‹ (RANK 1912, 443). Die Tötung des Vaters und Liebe zur Schwester läßt sich in Anlehnung an GRILLPARZERS Ahnfrau das Ahnfrau-Schema nennen (RANK 1912, 466), eine Sohn-Sohn-Rivalität nach biblischem Vorbild Kains-Komplex (vgl. VERGOTE 1967, 215 ff.), die Liebe des Vaters zu seiner Tochter nach dem zentralen Shakespeareschen Drama Lear-Komplex (PAUNCZ 1954/55, 58 ff.). Aber trotz der Häufigkeit des Inzestmotivs in psychoanalytischen Interpretationen soll nicht übersehen werden, daß auch *andere Konzepte* zur Interpretation bereitstehen: So dürften z. B. das übermächtige (autoritäre?) *Vaterimago* (vgl. LESSER 1955) oder das *Doppelgängermotiv* (z. B. schon RANK 1914; umfassende Darstellung ROGERS 1970) durchaus *moderne Interpretationshorizonte* eröffnen. Daß von diesen hochdifferenzierten Komplex- und Motivstrukturen ein *Verbindungsglied* zur mythologischen Archetypuskonzeption führt, zeigt die immer wiederholte Benennung von Komplexen nach mythologischen Gestalten: z. B. die Tendenz, *ebensoviel, ja mehr zu wissen als der Vater*, als Prometheuskomplex (in bezug auf das Verbot des Feuers vgl. BACHELARD 1959, 25 ff.). Mythen lassen sich als die ›Tagträume der Völker‹ verstehen (LOWRIE 1948, 161).

Klassische Archetypendimensionen

Die mythologische Literaturinterpretation setzt also zunächst eine gute Bekanntheit mit den Träumen der Völker voraus, damit die archetypische Grundstruktur amplifikatorisch bestimmt werden kann;

hier ist bereits mit einer hochkomplexen, d. h. nicht eindeutig ausdifferenzierbaren Assoziationsstruktur einzusetzen. Meistens haben mythologische Archetypenbestimmungen verschiedene, nicht klar trennbare Ebenen, ausfransende, fließende Bedeutungshöfe und andere wissenschaftlich-rationaler Sprache entgegenstehende Hemmnisse; fast nie wird ein Grundmuster so klar gezeichnet wie das des ›Helden‹ bei RAGLAN (1949. 178 f.):

»(1) The hero's mother is a royal virgin; (2) His father is a king, and (3) Often a near relative of his mother, but (4) The circumstances of his conception are unusual, and (5) He is also reputed to be the son of a god. (6) At birth an attempt is made, usual by his father or his maternal grandfather, to kill him, but (7) He is spirited away, and (8) Reared by fosterparents in a far country. (9) We are told nothing of his childhood, but (10) On reaching manhood he returns or goes to his future kingdom. (11) After a victory over the king and/or a giant, dragon, or wild beast, (12) He marries a princess, often a daughter of his predecessor, and (13) Becomes king. (14) For a time he reigns uneventfully, and (15) Prescribes laws, but (16) Later he loses favour with the gods and/or his subjects, and (17) Is driven from the throne and city, after which (18) He meets with a mysterious death, (19) Often at the top of a hill. (20) His children, if any, do not succeed him. (21) His body is not buried, but nevertheless (22) He has one or more holy sepulchres.«

Weiter kondensiert kann man als Formel für die mythische Abenteuerfahrt des Helden angeben: »Trennung – Initiation – Rückkehr«, d. h. »Trennung von der Welt, Durchkämpfen zu einer Quelle übernatürlicher Kräfte und lebenbringende Rückkehr« (CAMPBELL 1953, 34 u. 39). Im Normalfall ist die mythologische Vorstellung höchstens als *Sammelbecken semantisch vieldeutiger Assoziationen* bestimmt, z. B. als »dunkle Erinnerung an ein vorgeburtliches Dasein im Schoß der MUTTER-ERDE, die zur vollkommenen Autochthonie als geschlossener Kreis von der Geburt bis zum Tode« führt (ELIADE 1961, 234 f.). Dabei kann es natürlich aus der therapeutischen Praxis heraus auch zu Mißinterpretationen auf der Archetypensuche kommen: So stellt GRAVES z. B. klar, daß der ›weise alte Mann‹ in der abendländischen Mythologie gar nicht existiert, da die Weisheit immer den Göttinnen zugeschrieben wird und eher als »flattering portrait of Jung himself« durch seine Patienten in deren Träumen aufzufassen ist (1952/53). Die Anwendung auf Literatur vermischt dann die mythologischen Assoziationsdimensionen mit den spezifisch literarischen des vorliegenden Werks – zuweilen über die Grenze rational-wissenschaftlicher Sprache hinaus: Eines der Interpretationsmuster ist z. B. der Paradies-Hades-Gegensatz, der eine steigende und fallende Vitalität ausdrückt: im Bildraum von Wind und Wasser, oder Berge aufgerichtet im Sturm wie im Sonnenlicht vs. Höhlen mit unbeweglichen, dunklen Wassern, »whose movement only emphasizes these steadfast

relations of height and depth« (BODKIN 1934, 115; in bezug auf ›Paradise Lost‹). Im Drama findet BODKIN z. B. beim ›Othello‹ in Jago eine Verkörperung des Teufel-Archetypus, der die Tendenz repräsentiert, die höchsten der eigenen Werte aufzuheben und zu zerstören (BODKIN 1934, 223). Aber auch hier gibt es umfassendere Grundmuster; was den freudianischen Literaturinterpreten der Ödipuskomplex, ist den Jungianern das Wiedergeburtsthema (rebirth-pattern). In der Analyse von COLERIDGE'S ›Ancient Mariner‹ zieht BODKIN die Parallele zum Grundritual der Wiedergeburt, der Nachtreise unter dem Meer; die Bewegung auf das Erdzentrum zu und sein Ende symbolisieren Desintegration und Tod; das Gleichgewicht wird hergestellt durch eine entsprechende Aufwärtsbewegung als Ausbruch von Aktivität und Reintegration, Symbol für Lebenserneuerung. Die assoziative Auffüllung dieses Grundmusters in der literarischen Interpretation ist nahezu unerschöpflich (vgl. BODKIN 1934, 54 ff.; auch HYMAN in PHILLIPS 1957). Ich möchte diese Beispielanklänge mit einem Zitat aus den seltenen deutschen Interpretationsansätzen der psychologischen, hier mythologischen Interpretation abschließen, GOLDMANN über den Tod bei TRAKL:

»Und Trakl hat erkannt, daß der Weg dahin ein Tod ist. Dieser Weg führt zurück zu jener Frühe, aus welcher alles kam und in der alles längst Vergangene und Zukünftige ewig neu versammelt ist, . . . Der Tod ist die große Katharsis, der Preis des Lebens. Herbst und Abend, die Neige des Jahres und des Tages als Bilder dieses Todes bedeuten offensichtlich, daß der Tod im Raum dieser Dichtung vor allem als Vorgang des Lebens, als Natur zu nehmen ist. Dazu kommt als zweites dann der Tod als Frucht und Lohn der Schuld. Beides fließt hier und dort ineinander über.« (1957, 18)

Funktionsbestimmung

Betrachtet man die Intentionen der psychologischen Interpretationsmethodik und wägt sie gegen die literaturwissenschaftliche Kritik ab, so läßt sich übergreifend die *Funktion der psychologischen Interpretation* in und für Literaturwissenschaft kennzeichnen:

– Die psychologische Interpretationsmethodik ist, zumindest in ihrer psychoanalytischen Version, methodisch und thematisch (potentiell) so exakt, daß sie explizit zu einem wissenschaftlichen Stadium führt, das jede literaturwissenschaftliche Analyse erreichen sollte: Sie bietet eine *Theorie über Literatur*. Damit versucht sie nicht nur, die behandelten literarischen Werke in rationaler Sprache abzubilden – was allerdings z. T. für die mythologische Literaturinterpretation nicht einmal gilt; Beispiele für terminologische Klärungen konnte die Klassifikations- und Echtheitsproblematik geben. Darüber hinaus wird von der psy-

chologischen Interpretation eindeutig eine Realitätsintegration, d. i. in diesem Fall eine theoretische Kondensierung (Integration) literarischer Bedeutungen, gegeben. Symptom dafür ist die als legitim festgestellte Uniformität der interpretativen Ziele; sie ist notwendiges Charakteristikum jeder theoretischen Integration. Diese steht unter dem Ökonomieprinzip, was sich bei der psychologischen Interpretation besonders sinnfällig bei der Symbolentschlüsselung auf einheitlich-überdauernde Bedeutungsinhalte zeigt (z. B. sexueller Natur, vgl. BASLER 1948, 13). Diese klare wissenschaftliche Struktur der Theoriebildung (durch psychologische Interpretationsverfahren) stellt zweifellos bei richtigem Verständnis eine positive Funktion für die Literaturwissenschaft dar, da diese z. T. noch implizit eine Reduplikation des Gegenstands »literarisches Werk« in anderer, nämlich wissenschaftlicher Sprachebene anstrebt. Da es noch keine normierende Metareflexion über die Charakteristiken einer Theoriebildung speziell über den Gegenstand Literatur gibt, ist diese hauptsächlich auf das Einfachheitsprinzip ausgerichtete Theoriebildung der psychologischen Interpretation notgedrungen an vielen anderen Stellen noch suboptimal, was der Literaturwissenschaftler bei konstruktiver Rezeption aber nicht in den Vordergrund stellen sollte.

– Die Ausrichtung auf das Ökonomieprinzip hat zu einer integrierenden Funktion dieser Interpretationsmethodik geführt, von der aus eine Vielzahl der erarbeiteten Charakteristiken zu erklären ist. Über die festgestellte Analogienmannigfaltigkeit des Produktions- und Rezeptionsmodells wird die Genieästhetik negiert und das literarische Werk und seine Rezeption in den allgemeinen Lebensvollzug mit einbezogen. Die hochkomplexe – und nicht immer logisch völlig distinkte – Voraussetzungsstruktur der Modellimplikationen und Prozeßübertragung führt zu einer »Psychologisierung« in der wissenschaftlichen Gegenstandskonstituierung. In Verbindung mit den thematischen Inhalten ist hier – wenigstens bei der zukunftsträgigeren psychoanalytischen Interpretation – die biologische und geistige Einheit des Menschen für die Literaturkritik in erreichbare Nähe gerückt. Die Anwendung der postulierten Prozeßisomorphien, Funktions- und Qualitätsanalogien bei der Analyse von Literatur hat formal eine eindeutige Gegenstandsgewinnung ergeben: Literatur wird hier wissenschaftlich in ihren »symbolischen Merkmalsräumen« verstanden. Das hat als positive Konsequenz eine Anwendbarkeit auf literarische Werke über Zeit-, Raum- und Sprachunterschiede hinweg zur Folge. Psychologische Interpretationsmethodik bietet daher eine integrative Theorie über Weltliteratur allgemein (im Sinn von Literatur der Welt; vgl. ASKEW 1964, 42 f.). Sie erreicht damit die höchste theoretische Integrationsstufe in der Literaturwissenschaft, sowohl im Hinblick auf die literarische Bedeutungsentschlüsselung (vgl. o. Inhalte) als auch auf

die unterschiedlichen Nationallaturen. Eine literaturtheoretisch möglicherweise reformierende Funktion liegt überdies im Integrations-effekt in bezug auf den Literaturbegriff: Die Einbettung in den Lebensvollzug bedeutet – entsprechend den Voraussetzungen – natürlich Anwendbarkeit der psychologischen Interpretation auf alle sprachlichen Äußerungen; damit gibt es keine qualitativen Unterschiede mehr zwischen Literatur und Nicht-Literatur, sondern nur mehr kontinuierliche Übergänge zwischen z. B. Trivilliteratur und sog. »hoher« Literatur. (NOY 1968/69, 628). Die »Auswechselbarkeit von Kunst und Nicht-Kunst« (MARQUARD in JAUSS 1968, 391) kann die Auflösung der traditionellen Grenzen literaturwissenschaftlicher Gegenstandsbestimmung unterstützen (vgl. Teil C: Kommunikationswissenschaft).

– Damit führt die Assimilation psychologischer Modelle für die Interpretation zu einer auch in der hermeneutischen Literaturwissenschaft extremen Position; die Gefahren bzw. negativen Aspekte dieser Position aber machen konstruktiv die Notwendigkeit eines Methodenpluralismus ganz deutlich: Die aufgewiesene Unausweichlichkeit der inhaltlichen Interpretation nach Annahme der Voraussetzungen ist der Grund für die immer latente Gefahr des Schematismus, die bei rein technischer Applikation eines so integrativen Theorienmodells zustande kommt. Nicht nur ist die Richtung zwischen Symbol und Bedeutung irreversibel (vgl. ARNHEIM 1966), bisher ist auch die inhaltliche Interpretationsfestlegung maximal (z. B. in bezug auf libidinöse Inhalte, vgl. LEWIS 1943, 17); wo sie aufgelöst wird, geschieht es bisher nicht in Steigerung der Differenzierung, sondern im Mißbrauch des Ambiguitätspostulats durch wachsende Verschwommenheit der Interpretation, besonders der mythologischen. Diese inhaltliche Festlegung der theoretischen Integrationsrichtung macht aber beim Vergleich mit dem Gegenstandsvorverständnis die Konsequenz zwingend: Es gibt andere Dimensionen des literarischen Werks, die von dieser Methode nicht konstituiert und damit auch nicht analysiert werden. Ein Pluralismus von Methoden ist, bei Einsetzung auch psychologischer Interpretationsverfahren, absolut notwendig. Psychologische Interpretationsmethodik hat daher innerhalb der Literaturwissenschaft ohne Zweifel die Funktion gewonnen, sich selbst, damit aber auch andere Methoden zu relativieren (vgl. FRAIBERG 1960, 240). Konsequenterweise erforschen auch andere Methoden nur die von ihnen in Interaktion mit dem Gegenstand gewonnenen literarischen Charakteristiken; von ihnen ist daher zu verlangen, daß sie die von den psychologischen Interpretation bisher nicht erfaßten Gegenstandscharakteristika besonders im Bereich der Formdimensionen lokalisiert worden sind, hat sich im Laufe der Analyse immer wieder er-

geben, obwohl gerade hier die *Entwicklungsmöglichkeiten tiefenpsychologischen Interpretierens* — in der Ausweitung auf die Ich-Psychologie — gefunden werden konnten; die von der Tiefenpsychologie aus nie erreichbare, zentrale Komplementarität dürfte aber eindeutig in der Ebene der *sozialen Bedingungen* liegen (HERMAND 1969), so daß gerade psychologisches Interpretieren auf die Dauer *soziologische Verfahren* unter dem Aspekt des Methodenpluralismus nötig macht. In der Multiinterpretabilität der literarischen Semantik schafft das psychologische Interpretationsmodell selbst die literaturtheoretischen Voraussetzungen für das Transzendieren über psychologische Verfahren hinaus.

— Die wichtigste Funktion der hermeneutisch assimilierten psychologischen Interpretationsansätze aber liegt darin, daß sie *die Grenzen hermeneutischer Verfahren* deutlich gemacht haben; deswegen sind die Voraussetzungen der Assimilierbarkeit dieser (psychologischen) Modelle durch die hermeneutische Literaturwissenschaft so ausführlich analysiert worden, da sie als Beispiel für das Voraussetzungsvolumen und — davon abhängig — die Aussagekraft hermeneutischer Verfahren überhaupt fungieren können. Die Analyse konnte dabei sichern, daß die entsprechenden Voraussetzungen nicht im (literarischen) Gegenstand, sondern praktisch ausschließlich im Interpretationsmodell selbst zu lokalisieren sind. Der starke *theoretische Bedeutungsüberhang* tiefenpsychologischer Modelle mit seiner nur sehr *entfernten empirischen Repräsentation* der theoretisch postulierten (psychischen) Prozesse ist als der Ausgangspunkt dafür zu betrachten, daß sich gerade die tiefenpsychologischen Systeme aus dem Gesamtgebiet der (empirischen) Psychologie für die hermeneutische Assimilation anbieten. Die aufgewiesenen *Modellimplikationen*, die als zum Teil ungeprüfte Voraussetzungen in das (hermeneutische) Interpretationsmodell eingehen, sagen unter dem Aspekt der literaturwissenschaftlichen Funktion weniger über die tiefenpsychologischen Systeme als über die *wissenschaftstheoretische Struktur hermeneutischer Literaturbetrachtung* aus. Von hier aus ist es meines Erachtens gerechtfertigt, die Voraussetzungsvielfalt, besonders der ineinander verschränkten Analogien von Produktion — Produkt — Inhalt — Rezeption als *symptomatisch* für die *Voraussetzungsbelastetheit hermeneutischer Ansätze* generell zu betrachten. Die Art der Verwendung von Sprachverhalten im tiefenpsychologischen Modell, nämlich die (vorläufige) Suspendierung der Tatsachen- bzw. Geltungsfrage, zeigt konstruktiv den Aspekt auf, an dem der hermeneutische Ansatz versagt: der (intersubjektiv zu erlangenden) *Verbindlichkeit wissenschaftlicher Aussagen*. Die *Notwendigkeit einer empirischen Grundlegung* ergab sich daher auch immer am Anspruch des Geltungsnachweises der hermeneutisch assimilierten psychologischen Interpretationsmethodik: Die methodolo-

gische Präzisierung des Interpretationsvorgangs führte zur Notwendigkeit eines ›lebenden Bewußtseins‹ für die Assoziationsmethodik; darauf aufbauend hat die Theorie der literarischen Rezeption (LESSER/HOLLAND) das Konzept der empirischen Rezeptionsfeststellung ausgearbeitet, das aber wegen der darin implizierten Überschreitung der hermeneutischen Wissenschaftskonzeption zunächst unausgeführt bleiben mußte. Dementsprechend können auch die vorgeschlagenen (hermeneutischen) Adäquanzkriterien der (psychologischen) Interpretation kaum eine falsifikatorische Funktion übernehmen: Das gilt besonders für die Inhalte, die nach Akzeptierung der Analogievoraussetzung nicht mehr hinterfragbar sind; sie wurden deshalb auch nur cursorisch dargestellt.

Die *Kontrolle der Modellvoraussetzungen* aber ist letztlich nur durch eine *empirische Adäquanzprüfung* möglich (für die das formale Adäquanzkriterium höchstens eine z. T. indirekte Form bietet). Dabei mußte die Argumentation für eine solche Empirisierung immer an derselben Stelle abgebrochen werden, um die hermeneutisch-literaturtheoretischen Grundlagen nicht zu verlassen: dort, wo das Objekt (literarisches Werk) und sein Rezipient (Leser) nicht vom wissenschaftlichen Zugriff (Interpret) getrennt werden durfte. Die *Subjekt-Objekt-Konfundierung* scheint danach der Angelpunkt hermeneutischer Grundlegungen wie Schwierigkeiten zu sein. Eine Metakritik hermeneutischer Interpretationsmethodologie wird demnach bei der Ausdifferenzierung des Subjekt-Objekt-Verhältnisses anzusetzen haben (vgl. Teil II.).

C. ZUR EMPIRISCHEN GRUNDLEGUNG
DER LITERATURWISSENSCHAFT

Das Verhältnis der 3 Verschränkungsstufen

Die *dritte Verschränkungsstufe* zwischen Psychologie und Literaturwissenschaft soll mit Hilfe der *Verwertung von psychologisch-rezeptiven Methoden zur empirischen Grundlegung der Literaturwissenschaft* führen. Schon die erste Analyse dieser Verschränkungsstufe (s. Einleitung) hat gezeigt, daß sich damit eine Modifikation der wissenschaftstheoretischen Grundstruktur der Literaturwissenschaft ergeben wird.

So scheinen die ersten beiden Verschränkungsstufen (A: Psychologische Heuristik, B.: Psychologische Werkinterpretation), auf der klassischen Grundlage einer *hermeneutischen Literaturwissenschaft* aufbauend, für eine empirisch konzipierte Literaturwissenschaft auf den ersten Blick funktionslos oder sogar dysfunktional zu sein. Das trifft jedoch nicht zu: Es wäre *unökonomisch*, ein *Wissenschaftsmodell* für eine bestimmte Einzeldisziplin (hier mit dem Gegenstand ›Literatur‹) zu konzipieren ohne prüfenden Rückbezug auf bisherige Ergebnisse und Methoden der unter dieser Bezeichnung firmierenden Wissenschaft. Unter dem wissenschaftstheoretischen Kriterium der Systematik (vgl. BUNGE 1967, I, 391 ff.) ist von einem nützlichen, d. h. kreativ-applikablen Entwurf (vgl. A: Kreativitätskriterien) zu verlangen, daß er an die bisherigen Kenntnisse und Entwicklungen einer Wissenschaft anknüpft. Allerdings kann unter der Voraussetzung, daß ein solcher Entwurf neue und weiter gestreute Probleme lösen will, die *Relevanz der klassischen Erkenntnisse und Methoden nicht unverändert* bleiben. Die Grundlegung einer empirischen Literaturwissenschaft wird ihnen also u. a. eine *neue Funktion* zuweisen: Die Applikabilität eines wissenschaftstheoretisch gewandelten Methodenmodells wird sich gerade daran prüfen lassen, inwieweit es die Dimensionen des klassischen Wissenschaftsmodells integrieren und sie einer qualitativ neuen Relevanz zuführen kann. An den Änderungen der Geltungsbreite von Ergebnissen und Methoden wird sich die unterschiedliche Grundlegung der Literaturwissenschaft, die mit einer Empirisierung angezielt ist, ablesen und verdeutlichen lassen.

Potentielle Problemebenen und Anforderungen

Mit der Bestimmung der Relation der Verschränkungsstufen zueinander läßt sich bereits in einem ersten Zugriff der Standort dieses Entwurfs (der empirischen Literaturwissenschaft) innerhalb der derzeitigen Methodendiskussion festlegen: Es ist mittlerweile ein Allgemeinplatz, daß sich besonders die deutsche Literaturwissenschaft von der Belastung einer ›nationalsozialistischen‹ Germanistik während des Dritten Reiches durch die innere Emigration zu erholen suchte. Die resultierende *werkimmanente Interpretation* hat zwei Konsequenzen gezeigt: einmal die Ausschaltung aller werktranszendenten Interpretationsmethoden, besonders der soziologischen (weswegen auch die psychologische Interpretation in Deutschland weitgehend ungenutzt blieb; vgl. oben B.); zum anderen die permanent latente Gefahr, daß literaturwissenschaftliche Interpretation mehr zur Nachdichtung als zur wissenschaftlichen Theorie in rational-exakter Sprache tendierte. Die Nachkriegssituation der Germanistik dürfte daher auf methodischem Sektor durch das Bemühen zu charakterisieren sein, der *Gefahr einer ›Politisierung‹ zu entgehen* und literarische Werke *in möglichst rationale Sprache zu übersetzen*. Die ungelösten Dimensionen der sozialpolitischen Einbettung von Literatur – und Literaturwissenschaft – und der objektiv-integrierenden Theorie stellten auf diese Weise das feste und überdauernde Fundament für eine permanente *Krise der Germanistik* dar. In beiden Dimensionen sieht sich die Germanistik mittlerweile mit *konstruktiv ausformulierten Konzepten konfrontiert*, die den Begriff und Inhalt von Literaturwissenschaft in ihre Richtung verändert sehen möchten: in der Dimension der sozialpolitischen Einbettung mit der *marxistisch-soziologischen Literaturinterpretation* und im Bereich der objektiv-theoretischen Integration mit der *linguistisch-strukturellen Analyse*. Die marxistische Literaturinterpretation LUKACSScher Prägung hat die deutsche Literaturwissenschaft jahrzehntelang nicht aus ihrer ›immanenten Lethargie‹ reißen können – nicht einmal ganz zu Unrecht, wie die Analyse der modernen Ästhetik zeigen wird. Der Angriff von Linguistik und Strukturalismus aber hat die schwelende Methodenkrise zu einem (für den wissenschaftstheoretisch Ausgerichteten geradezu wärmenden) Feuer angefacht – auch nicht ganz zu Unrecht, wie die Analyse der klassischen Literaturtheorie zeigen wird. In beiden Dimensionen fürchtet die klassische Literaturwissenschaft um eine Reduktion ihres Gegenstands- und Fragebereichs: von seiten der marxistischen Literaturinterpretation eine *inhaltliche Ideologisierung* und von seiten der linguistisch-strukturellen Methodik eine übermäßige *Formalisierung*. Beide ›Angrifer‹ stehen also von der hermeneutischen Literaturwissenschaft aus gesehen im Verdacht eines *reduzierenden Wissenschaftsmodells*. In bezug auf die empirische Grundlegung hermeneutischer Wissenschaften allgemein ist die *klassische Version* eines solchen Re-

duktionismuserwürfs das *Modell der Einheitswissenschaft* — ursprünglich gar physikalischen Einheitswissenschaft — von CARNAP. Dieses Modell, das alle dem frühen neopositivistischen ›Sinnkriterium‹ nicht entsprechenden Sätze, d. h. alle nicht direkt beobachtbaren Sätze, als bare Metaphysik von der Wissenschaft ausschließen wollte, widersprach in bezug auf die sog. Geisteswissenschaften dem schon angeführten wissenschaftstheoretischen Kriterium der an das Vorhandene anknüpfenden Systematik; es ist daher wissenschaftspsychologisch nicht verwunderlich, daß das CARNAPsche Konzept der Einheitswissenschaft dem ›Geisteswissenschaftler‹ noch als wütend bekämpfter Strohmann diene, als es schon längst aufgegeben worden war.³¹

Wenn die dritte Verschränkungsstufe von Psychologie als Sozialwissenschaft und Literaturwissenschaft als sog. Geisteswissenschaft eine empirische Grundlegung der Literaturwissenschaft erreichen will, so wird es sich also keinesfalls um ein Reduktionsmodell handeln dürfen. Vielmehr ist das Ziel ein *Überführungsmodell*, das die hermeneutische Wissenschaft mit empirischer Methodologie absichert, ohne den Gegenstand der Literaturwissenschaft in seiner angestammten Qualität zu reduzieren; das den vorhandenen *hermeneutischen Methodiken* einen sinnvollen Platz, wenn auch *mit veränderter Funktion*, zuweist; und das zuletzt in bezug auf die *aktuelle Methodendiskussion* einen *hohen Integrationswert* aufweist, d. h. von marxistischen bis zu formal-linguistischen Methoden alle Ansätze in einem einheitlichen Modell unter Angabe der Relationen zueinander zu verbinden sucht. Das bedeutet zumindest den Versuch, mit Hilfe eines solchen Überführungsmodells eine produktive, zukunftsfrüchtige *Synthese* zwischen den Dimensionen der *literarisch-werkimmanenten Gegenstandsqualitäten*, der *sozial-politischen Einbettung* und der *formal-theoretischen Objektivität* zu finden.

Stadienabfolge und Ansatzpunkte der Kritik

Damit ist vom Anspruch her das Verhältnis der drei Verschränkungsstufen zwischen Psychologie und Literaturwissenschaft als ein zeitliches Nacheinander konzipiert: Die Probleme, die im Teil der psychologischen Heuristik zusammengestellt und behandelt worden sind, sind solche, die vor der ausgedehnten und expliziten hermeneutisch-methodologischen und wissenschaftstheoretischen Reflexion des Literaturwissenschaftlers auf seine Wissenschaft noch zu den legitimen, zentralen Fragestellungen zählen; um der methodologischen Geschlossenheit willen habe ich sie sofort auf dem Hintergrund der derzeitigen wissenschaftstheoretischen Konzeption der Literaturwissenschaft dargestellt. Die *hermeneutische Assimilation psychologischer Teilsysteme* als literaturwissenschaftliches Interpretationsverfahren steht *paradigmatisch für die hermeneutische Konzeption* der Literaturwissenschaft mit allen Voraussetzungen und immanenten Begründungs-

schwierigkeiten; die *methodologische Assimilation der empirischen Sozialwissenschaft* sollte im Optimalfall das historisch folgende notwendige Stadium eines *Lösungsentwurfs der Methodenkrise* darstellen.³²

So besehen können die beiden ersten Verschränkungsstufen von Psychologie und Literaturwissenschaft Hinweise auf die Richtung und Dimensionen geben, in denen die *dritte Verschränkungsstufe* die *Unzulänglichkeiten einer hermeneutisch grundgelegten Literaturwissenschaft überwinden* kann. Dabei ist zu beachten, daß wir bei der hermeneutischen Wissenschaftsstruktur und ihren Grenzen immer die *phänomenologisch-idealistische Literaturtheorie* INGARDENSCHER Prägung zugrunde gelegt haben; das hat seinen Grund darin, daß dieses literaturtheoretische Modell mehr oder weniger explizit die literaturwissenschaftlichen Methoden der heutigen Germanistik bestimmt. Es stellt sozusagen den kleinsten gemeinsamen Nenner dar, auf dessen Grundlage sich — auch heute noch — die deutsche Literaturwissenschaft der sie angreifenden Konzepte erwehrt (vgl. u. Literaturtheorie). Diese implizite ›Minimalplattform‹ charakterisiert, besonders in bezug auf die Schichten eines Kunstwerks, (zumindest vorläufig) recht gut den Kern von *Gegenstandsqualitäten*, den die gewachsene Literaturwissenschaft *auch in einem neuen Modell* mit Recht abgedeckt finden möchte. Zwar hätte man in dieser Darstellung der ersten beiden Verschränkungsstufen (und damit einer hermeneutisch konzipierten Literaturwissenschaft) oft bereits modernere Strömungen mit aufnehmen können, doch hätte das die vorliegende Situation nur verschleiern: Die INGARDENSCHER Literaturtheorie — als Typ — weist genau jene *Positionen von Immanenz und nicht erfülltem Objektivitätsstreben* auf, die bereits bei der Erwähnung der Methodenkrise als symptomatisch für die derzeitige Lage zu nennen waren. Sowohl um die konkurrierenden Teilkonzepte zu explizieren als auch das vorgeschlagene Lösungsmodell einer empirischen Grundlegung zu verdeutlichen, ist also das Ausgehen von der phänomenologischen Literaturtheorie *optimal*. Danach kann dann auch deutlich die Stellung der neueren Strömungen innerhalb einer empirisch ausgerichteten Literaturwissenschaft angegeben werden.

Die Grenzen der beiden ersten Verschränkungsstufen, an denen zur Einhaltung der hermeneutischen Wissenschaftskonzeption die Argumentation abgebrochen werden mußte, bieten dabei die Ausgangsbasis für die weitere Analyse. Zwei Dimensionen haben sich hier besonders ins Blickfeld geschoben: zum einen die der *Kommunikations- bzw. Rezeptionsbeziehung* zwischen Werk (Autor) und Leser. Die typologische Poetik hat sich weitgehend als eine Typologie der literarischen *Sprechhaltung bzw. Rezeptionshaltung* ergeben (vgl. o. A, 3); eine qualifizierte Kontrolle besonders der Publikumsrezeption und damit eine methodisch saubere Grundlegung solcher typologischen Poetiken

ist nur durch eine empirische Erforschung möglich. Diese ›Rezeptionsbeziehung‹ hat insbesondere *literaturtheoretische Relevanz*, wie die Frage nach der Intention des Autors für die Bedeutungskonstituierung des Werks gezeigt hat; hier konnte der ›genetische Trugschluß‹, gestützt durch empirische Arbeiten, die Fragwürdigkeit der literarischen Bedeutungskonstitution von der Autorintention aus verdeutlichen. Mit der Intention-Rezeptionsverschmelzung für die Bedeutungskonstituierung (vgl. S. 80 ff.) aber war gleichzeitig die Frage nach der *Begründbarkeit literaturwissenschaftlicher Methodik* laut geworden. So haben sich zum zweiten auch besonders in der Methodikdimension der psychologischen Werkinterpretation starke Tendenzen in Richtung auf eine *empirische Methodikkonzeption* ergeben: Die Methode der freien Assoziation setzte ein ›lebendes Bewußtsein‹ zur Erschließung der unbewußten Symbolbedeutung voraus, die zur Forderung einer ansatzweise empirischen Darlegung des Assoziationsweges führte (vgl. S. 112 ff.). Diese Forderung wurde dann auch explizit vom psychoanalytischen Literaturwissenschaftler bei der Konstituierung einer Literaturinterpretation aus der Leserdimension heraus aufgestellt: *Das als rezipierte Gegenstand aufgefaßte literarische Werk verlangte nach einer empirischen Erfassung innerhalb des theoretischen Modells von LESER und HOLLAND* (vgl. S. 120 f.). So ließ sich die Grenze der hermeneutischen Verfahrensweisen z. B. in bezug auf die psychoanalytische Interpretation in der Frage nach der Adäquanz ihrer Voraussetzungen genauer bestimmen; die notwendige empirische Kontrolle ist nur dann möglich, wenn die literaturtheoretisch determinierte *Subjekt-Objekt-Konfundierung als Ausgangspunkt aller hermeneutischen Schwierigkeiten und Widersprüchlichkeiten aufgelöst wird* (vgl. S. 136 f.).

Gang der Untersuchung

Die Rezeptionsdimension und damit methodologisch die Subjekt-Objekt-Trennung bei Interpretationsverfahren werden also für einen Lösungsansatz der Methodenproblematik in den Vordergrund zu stellen sein. Dabei ist allerdings zu bedenken, daß die *Literaturtheorie die Kriterien* für die literaturwissenschaftliche *Methodologie* setzt. Um eine so eingefahrene Wissenschaft wie die *Literaturwissenschaft* in ihrer wissenschaftstheoretischen Grundstruktur ändern zu wollen, ist damit aber der *Nachweis* vonnöten, daß die *bisherige Wissenschaftskonzeption dem Gegenstand nicht adäquat ist und/oder immanente Widersprüche* aufweist. Die Adäquanz der Literaturtheorie gegenüber dem Gegenstand ist allerdings nur durch den Rekurs auf die in ihr implizierte Ästhetik möglich. Damit wird der notwendige Gang der Untersuchung sichtbar. Will die Literaturwissenschaft nicht von vornherein dogmatisch ihren Gegenstandsbereich einengen, so wird sie sich der Vielfalt literarischer Produktionen⁸³ anpassen müssen. Damit ist eine kurze *deskriptive Analyse* der (modernen) Ästhetik jeder litera-

turtheoretischen Fragestellung logisch *vorgeordnet*; hier wird zu klären sein, wie sich die klassische Literaturwissenschaft und Literaturtheorie besonders in bezug auf eine moderne Ästhetik darstellt. Danach ist unter Berücksichtigung der Interaktion von Methodik und Literaturtheorie der Nachweis von Widersprüchen oder Inadäquatheiten in der hermeneutisch konstituierten Literaturwissenschaft unabdingbar. Erst danach kann die methodologische Struktur einer empirischen Literaturwissenschaft beschrieben werden. Ausgangspunkt und eventuelle Konsequenzen dieser Empirisierung lassen sich noch einmal an einer Grafik (vgl. auch RIEGER 1972) verdeutlichen, die den gesamten literarischen Produktions- und Rezeptionsprozeß umfaßt (vgl. Abb. 5):

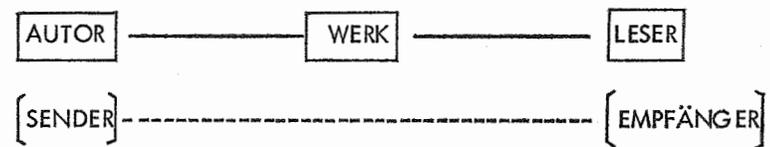


Abb. 5: Literarischer Produktions- und Rezeptionsprozeß

Der Teil A (Psychologie der literarischen Kommunikation) behandelt die Beziehung Autor → Werk (bzw. z. T. Autor → Leser). Im Teil B wurde am Beispiel der hermeneutischen Assimilation psychologischer Interpretationsmethoden paradigmatisch die Perspektive der hermeneutischen Literaturwissenschaft eingenommen: Sie ist dadurch charakterisiert, daß der Forscher in diesen Kommunikationsprozeß hineingeht und das von ihm als Leser rezipierte Werk als ›das Werk‹ überhaupt behandelt; in dieser Leser-Forscher-Identifizierung liegt die genannte Subjekt-Objekt-Konfundierung. Der Versuch einer *Empirisierung* der Literaturwissenschaft (Teil C) wird dagegen das *literarische Sender-Empfänger-System von außen* betrachten und die Leser-Forscher-Identifizierung damit aufzuheben versuchen. Gelingt dieser Versuch der Begründung und Grundlegung einer empirischen Literaturwissenschaft, so müßte daraus natürlich nicht nur eine *Umstrukturierung* der *Forschung*, sondern z. B. auch der normalen *Lesehaltung* oder des *Literaturunterrichts* in der Schule erfolgen. Eine Literaturwissenschaft, die den literarischen Kommunikationsprozeß von außen erforscht, kann dem Leser z. B. die Unterschiede seiner Lesehaltung zu anderen Verständnismöglichkeiten des jeweiligen literarischen Werks deutlich machen und ihm so zu einer Ausweitung der Rezeptionsmöglichkeiten verhelfen. Parallel wird ein entsprechender Literaturunterricht dem Lernenden die (historisch, gesellschaftlich bedingten etc.) Voraussetzungen verschiedener Werkrezeptionen deut-

lich machen und außerdem – wie jeder Unterricht empirischer Wissenschaften – Methoden zur Analyse des literarischen Kommunikationssystems beibringen können; damit wird der Literaturunterricht sich notgedrungen *aus der bisherigen Funktion einer Anpassung der Lernenden an traditionelle Bildungsgüter und -inhalte emanzipieren*. Voraussetzungen für all solche Konsequenzen aber ist, daß die Literaturwissenschaft in der Tat eine empirische Forschungskonzeption akzeptiert und durchführt; deshalb ist hier zunächst hauptsächlich die Begründung dieser Forschungskonzeption thematisiert, aus der die zukünftigen Konsequenzen für Unterricht etc. ableitbar sind.

8. Die Notwendigkeit einer empirischen Grundlegung

Der ästhetische Aspekt: Konkretisation als (Re)produktion

Die Interpretationspraxis der Literaturwissenschaft mit ihren Kategorien der klassischen Ästhetik erweckt auf weiten Strecken den Eindruck, als stehe sie der modernen Literatur immer noch ein wenig hilflos gegenüber. Dieser Eindruck legt die Ausgangsthese nahe, daß die herrschende Literaturtheorie möglicherweise adäquate Modelle für Werke aus dem Bereich der Klassik anzubieten hat, der heutigen literarischen Situation aber nicht mehr gerecht wird. Die Begründung dieser These setzt voraus, daß sich zwischen klassischer und moderner Ästhetik relevante strukturelle Unterschiede aufweisen lassen. Diese scharfe *Trennung von moderner und klassischer Ästhetik* hat m. W. als einer der ersten FRIEDRICH (1956) konstatiert; er ging von der gewandelten Funktion der Sprache insbesondere innerhalb der Lyrik aus, die beim Leser den »Eindruck der Abnormalität« (1956, 12) hervorruft. Diese *Abnormalität der literarischen Sprache* stellt nach ihm innerhalb der Moderne ein strukturell und *qualitativ andersartiges* Merkmal dar als die Nichtnormalität dichterischen Sprechens der klassischen Ästhetik. Während früher »das ›Abnorme‹ einer Epoche zur Norm der nächsten wurde«, gilt für die moderne Ästhetik die Nichtassimilierbarkeit der literarischen Sprache als »chronisches Merkmal« (FRIEDRICH 1956, 12). Diese strukturelle Unterschiedlichkeit der ästhetischen Dimensionen ist in den letzten Jahrzehnten von einer Vielzahl von Literaturwissenschaftlern dargestellt worden und wird relativ übereinstimmend für die Zeit seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert (auch für unterschiedliche Nationalsprachen) angesetzt. Die FRIEDRICHsche These der Nichtassimilierbarkeit der hermetischen lyrischen Sprache hat sich auch empirisch nachweisen lassen (GROEBEN 1970 a). So gibt es mittlerweile schon eine ganze Anzahl zwar vereinzelter,

aber insgesamt übereinstimmender Beschreibungen von *ästhetischen Dimensionen moderner literarischer Werke*. Um ihre vielschichtige Stellung zur klassischen Ästhetik und Literaturtheorie halbwegs stringent darzulegen, ist ein amorphes Mosaik einzelner Beschreibungsdimensionen aber relativ unbrauchbar. Ich möchte daher wenigstens eine grobe Systematisierung versuchen.

Polarität: Kommunikations- vs. Literatursprache

Als Heuristik zur Gewinnung von Ordnungsgesichtspunkten läßt sich dabei die seit dem russischen Formalismus weitgehend akzeptierte Gegenüberstellung von *Kommunikations(Alltags)sprache und Literatursprache* verwenden; hier wird die Literaturhaftigkeit als bestimmte Qualität bzw. als Zustand des sprachlichen Materials angesetzt. S. J. SCHMIDT hat 1968 die Ergebnisse dieser Sichtweise noch einmal gedrängt kodifiziert und bestimmt die Literaturhaftigkeit »als oppositive Bildung zu allen Sorten nichtkünstlerischer Texte« (1968, 268). Für die *Alltagssprache* gelten »als hypothetische Axiome: Dominanz von Informativität, Intersubjektivität, Pragmatizität, hohe Redundanz im semantischen Bereich« (288). Die Hauptkriterien der Literatursprache sind in den gleichen Dimensionen als Gegenpole anzusetzen. Das führt zu einer »formal bewußten ... Bearbeitung der Sprachmittel als *Material*« (291), so daß die Sprachmittel einen »Dingcharakter« (292) bekommen. Besonders auf der Syntaxebene ist das Aussetzen der grammatikalischen Normen ein grundsätzliches Charakteristikum für Lyrik (295). In der semantischen Dimension (der Gedichtssprache) werden die Worte nicht entsprechend der statistischen Konvention gebraucht, »sondern in marginalen oder metaphorischen Bedeutungsnuancen« (297); das führt zu einer großen »Konnotationsdichte«, Bedeutungsaura etc. (s. u. Vieldeutigkeit). Damit lassen sich *kommunikative und nichtkommunikative (literarische) Sprache* als *gegensätzliche Pole* auf einer *Kontinuitätsdimension* bestimmen, wobei die aufgeführten hypothetischen Axiome der Alltagssprache allerdings ihre stärkste Ausprägung, zumindest von der Kriteriensetzung her, in einer spezifischen, kommunikativen Sprechhaltung erfahren: der Wissenschaftssprache (vgl. auch v. HENTIG 1967, 197). *Wissenschaftssprache* und *Literatursprache* nehmen demnach auf vergleichbaren Dimensionen die *extrempolaren Ausprägungsgrade* ein. Das läßt sich auch an einer Fülle einzelner Zieltendenzen dieser Sprachformen belegen. DEVRIES beschreibt bereits 1930 folgende Unterschiede zwischen Wissenschaft und Literatur: *Wissenschaft ist auf Abstraktion, Klassifikation und Generalisation ausgerichtet* (1930, 150), will Übereinstimmungen oder Unterschiede der Theorien in bezug auf die Realität sichern (151) und trennt scharf zwischen konkretem und abstraktem Wissen (153). Für literarische Sprache gilt gemeinhin genau das Gegenteil: »poetry tends to utilize concrete knowledge, science pre-

sents abstract knowledge« (155). Ein mehr statischer, aber gerade die Rezeption weitgehend bestimmender Unterschied liegt darin, daß die Wissenschaft normalerweise affektive Momente vermeidet bzw. vermeiden soll, was von der Literatur nicht gefordert wird (161). Bei der aufgewiesenen Parallelität der Dimensionen für die beiden polaren Gegensätze Wissenschafts- bzw. Literatursprache scheint es daher gerechtfertigt, ein für die *Wissenschaftssprache* entwickeltes *Kriterienmodell* von der Grundstruktur her als *Ordnungsheuristik* für die Beschreibung der modernen literarischen Ästhetik anzusetzen. Ein solches Modell der grundlegenden Dimensionen, Kriterien und Ziele für die Wissenschaftssprache kann die Wissenschaftstheorie bieten. In einem bewußt möglichst einfachen Schema lassen sich hier drei zentrale *Bezugspunkte* herausdifferenzieren: *Sprache, Theorie, Realität*. Für die entsprechenden Dimensionen: Sprache-Theorie, Theorie-Realität, Sprache-Realität sind allgemeine wissenschaftstheoretische Ziele explizierbar, die praktisch eine Spezifikation der oben für Alltagssprache referierten hypothetischen Axiome sind (vgl. Abb. 6). Aus diesen allgemeinen Zielen sind die spezifischen Wissenschaftskriterien zu verstehen, die besonders die analytische Wissenschaftstheorie erarbeitet hat.³⁴

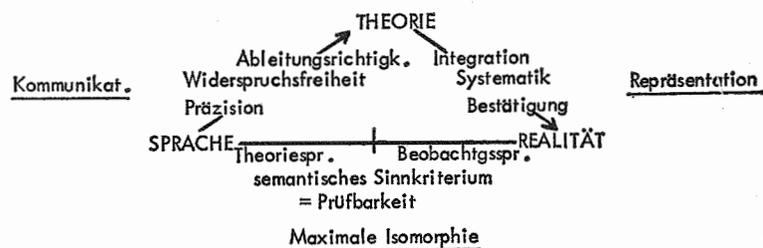


Abb. 6: Kriterienmodell für Wissenschaftssprache

Ziele und Kriterien der Wissenschaftssprache

Die sprachlich-theoretischen Sätze von Wissenschaft stehen unter dem Anspruch der *intersubjektiven Kommunikativität*; diese ist als minimale Voraussetzung für die Erreichbarkeit verbindlicher Erkenntnisse anzusetzen. Auf der semantischen (Wort)ebene ist die Forderung nach intersubjektiver Verständlichkeit als Voraussetzung für die *Prüfbarkeit* wissenschaftlicher Sätze (vgl. Dimension Sprache—Realität) nur durch das Charakteristikum der *Präzision der Begriffe* erreichbar. Für die in wissenschaftlicher Sprache gebrauchten Begriffe muß daher intersubjektiv feststehen, welche Gegenstände unter den jeweiligen Begriff fallen; das ist durch *Eindeutigkeit* und *Nicht-Vagheit* der Begriffe zu sichern. Auf der syntaktischen (Satz)ebene ist logische Konsistenz, d. h. im Hinblick auf Satzsysteme *Ableitungsrichtigkeit* zu fordern, die allein zu einer adäquaten Generierung von Hypothesen aus Gesetzen oder Theorien führt.³⁵ Unter dem Gesichtspunkt der Ableitungsricht-

tigkeit expliziert die wissenschaftstheoretische Analyse gemeinhin Probleme wie die Form von Hypothesen, zudem Gesetzhierarchien, Erklärungsmodelle etc. Für größere Satzsysteme muß auch das Kriterium der *Widerspruchsfreiheit* beachtet werden. Sie bezieht sich sowohl auf die Befolgung der Ableitungsregeln als auch auf die Prämissen, da jede logisch einwandfreie Ableitung nutzlos ist, wenn aus Prämissen ein Satz und gleichzeitig seine Negation deduziert werden können.

Die Dimension *Theorie—Realität* ist durch das allgemeine Ziel der *maximalen Repräsentation* gekennzeichnet: Die Realität soll durch die wissenschaftliche Theorie möglichst adäquat repräsentiert werden.³⁶ Die daraus ableitbaren Einzelkriterien lassen sich zunächst einmal auf einer mehr theorieimmanenten Ebene ansetzen: Das Kriterium der *Einfachheit* bzw. des *Integrationswertes* der Theorie gibt an, mit wievielen bzw. wenigen theoretischen Annahmen Aussagen über einen möglichst großen Realitätsbereich gemacht werden können. Das Kriterium der *Systematik* bezieht sich auf die Verbundenheit von Gesetzhypothesen und stellt sich als konzeptuelle Einheit (conceptual unity) eines theoretischen Systems dar, sowohl als syntaktische Einheit wie auch als semantische Konsistenz. Das wichtigste Kriterium in der Dimension *Theorie—Realität*, jedenfalls für empirische Wissenschaften, ist das der *Bestätigung*: Hiermit ist die Übereinstimmung der Theorie mit der Wirklichkeit gemeint. Die häufigste Überprüfungsform ist die experimentelle Überprüfung des Prognoseaspektes einer theoretischen Erklärung, die mit Hilfe statistischer Verfahren zu einer Festlegung von Falsifikation oder (approximativer) Verifikation gelangt.

Die Dimension *Sprache—Realität* steht unter dem Anspruch der *maximalen Isomorphie* zwischen beiden. Da wissenschaftliche Erkenntnis nur in (kommunikativer, intersubjektiver) Sprache und verbindliche Erkenntnis nur durch Repräsentation von Realität in Theorie möglich ist, muß die wissenschaftliche Sprache soweit wie möglich die gemeinte Realität des Gegenstandes abbilden. Die Projektion der beiden anderen Dimensionen auf die grundlegende Basis Sprache—Realität führt zu einer Dichotomisierung von Sprachebenen: *Theoriesprache vs. Beobachtungssprache*. Die Theoriesprache ist durch einen (theoretischen) Bedeutungsüberhang ihrer Begriffe gekennzeichnet (vgl. o. Einleitung: Konstrukte), während die Beobachtungssprache die *Prüfbarkeit* synthetischer Sätze ermöglicht. Das relevanteste Merkmal, um die Forderung nach *Bestätigungsfähigkeit* wissenschaftlicher Aussagen zu erfüllen, verlangt Sätze mit *prüfbaren Prädikaten*. Um die Prüfbarkeit aller wissenschaftlichen Aussagen zu garantieren, müssen die theoriesprachlichen Sätze (d. h. die Sätze ohne direkt prüfbare Prädikate) nach präzisen Syntaxregeln auf endliche Klassen von Basissätzen rückführbar sein (im Sinne vollständiger, unvollständiger oder direkter, indirekter Bestätigung).

Heuristik eines Ästhetikmodells

Parallel zu diesem Schema der Wissenschaftssprache läßt sich ein grobes Strukturierungsmodell für die moderne Literatursprache aufstellen. Die Basisdimension Sprache-Realität ist auch für die Literatursprache gegeben; statt des dritten Pols 'Theorie' hätte die klassische Ästhetik das 'Schöne' oder ähnliches eingesetzt. Für die moderne Ästhetik ist der entsprechende Wertungshorizont verlorengegangen,

so daß man allgemeinere bzw. neutralere Begriffe einsetzen muß: das Künstlerische, Artifizialität, Literarizität oder dergl. mehr.⁸⁷ Die allgemeinen Charakteristika der drei Dimensionen: Sprache-Literarizität, Literarizität-Realität, Sprache-Realität sind nach dem heuristischen Ausgangspunkt als Gegenpole zu den wissenschaftssprachlichen zu formulieren: *Nichtkommunikativität* (bzw. *Monologhaftigkeit*), *Konstruktion* und *minimale Isomorphie* (vgl. Abb. 7).

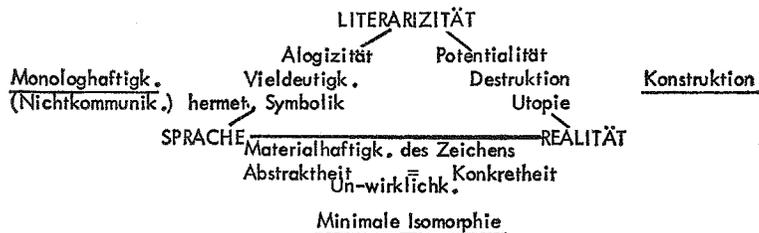


Abb. 7: Ordnungsmodell für 'Ästhetik' (Literatursprache)

Die Adäquanz dieser Heuristik zeigt sich, wenn man auf der Ebene der einzelnen Kriterien einige Ergebnisse der bisherigen Ästhetikdiskussion in der Literaturwissenschaft zusammenstellt. Diese Zusammenstellung selbst soll nicht den Anspruch einer durchstrukturierten Systematik erfüllen, sondern lediglich kursorisch-assoziativ die bisher erarbeiteten Beschreibungsdimensionen der modernen Ästhetik ins Gedächtnis zurückrufen.⁸⁸

Kriterien moderner Literatursprachlichkeit

Das Kriterium der *Nicht-Kommunikativität* als Hauptcharakteristikum der Dimension Sprache-Literarizität moderner Literatursprachlichkeit ist, praktisch als erstes, an der modernen Lyrik (vgl. o. FRIEDRICH) bemerkt und ausdifferenziert worden; »Literatur als monologische Kommunikation« (POLLMANN 1971, 37) gibt den operativen Gebrauch und Zweck der Sprache in einem auf sich selbst bezogenen Kreisen auf (POLLMANN ebda.). In dieser paradoxalen Verschmelzung von Gegensätzen in der nicht-kommunikativen Kommunikation sind die spezifischeren Kriterien der Dimension Sprache-Artifizialität grundgelegt: Es wird eine »neue konnotative, »symbolische«, durch Polyvalenz gekennzeichnete evokative Aussagehaftigkeit« freigesetzt (POLLMANN 1971, 41). Die *hermetische Symbolik auf der Wortebene* ist die Grundtendenz, das Symbol beginnt sich zu verselbständigen (EMRICH 1963, 122), wird zur Hieroglyphe, die »das Unfaßbare einzukreisen« versucht und »auf der genauen Scheide zwischen Dunkelheit und Decodierung« hält (KESTING 1965, 88). Das Wort als Zei-

chen gibt seine symbolhafte Decodierbarkeit weitgehend auf und gewinnt so einen maximalen, d. h. »absoluten« Anspruch: Weder als »Veranschaulichung des Allgemeinen im Besonderen« (Goethes Symbolauffassung) noch als durch Sinnliches scheinende Idee (Hegel) erfassbar wird das fehlende »Wie« (BENN 1951) praktisch zur Definition modern-literarischer Wortkonstitution, das Zeichen wird selbst Realität: Ding (vgl. Dimension Sprache-Realität). Diese Hermetik führt aber in Verbindung mit den kontextuellen anderen Einheiten eines literarischen Werkes konsequent zur absoluten *Vieldeutigkeit* des sprachlichen Zeichens innerhalb der literarischen Werkebenen. Die Ablösung vom Inhalt (KUNISCH 1968, 112) führt zur »Welthaftigkeit« der Sprache selbst: »in der Dichtung ist Wahrheit nicht ein mitgeteilter Inhalt, sondern Genauigkeit, Überzeugungskraft der Worte, des Ausdrucks, der Form« (KUNISCH 1968, 119). Das bedeutet: In der Unauflösbarkeit des literarischen Zeichens liegt die »bewußte Vieldeutigkeit der Sprache der modernen Dichtung« (KESTING 1965, 89). Durch diese Vieldeutigkeit und damit *Polyinterpretabilität* (s. u.) wird eine für die moderne Ästhetik bezeichnende *assoziative Aufladung* erreicht. Sie wird unterstützt durch die immer weiter vorwärts getriebene Unabhängigkeit von der Alltagssprachlichen Syntax, die über eine assoziative Logik bis hin zu völliger *Alogizität* führen kann (vgl. o. SCHMIDT; auch GROEBEN 1967, 19).

In der Dimension *Literarizität-Realität* gilt nicht der Anspruch der Repräsentation, sondern der *Konstruktion von Realität*, was bedeutet, daß sie mit der außerliterarischen Wirklichkeit nicht identisch zu sein hat. Ein Ausdruck dieses Strebens ist das Charakteristikum der *Potentialität*, der Versuch der Kunst, »die durch das Tatsächliche immer wieder aufgehobene Kategorie des Möglichen wieder herzustellen« (HENTIG 1967, 189). Hier besteht ein enger Zusammenhang mit der Nicht-Kommunikativität der sprachlichen Zeichen, durch die über die Nicht-Selektion, Totalität und *Gleichgewichtigkeit* im Realitätsbezug (GROEBEN 1967, 11) die Gestaltungsintention weitgehend aus der Inhaltskategorie entlassen wird: »die Darstellungsform selbst wird zum Sinnträger und Zeichen« (EMRICH 1963, 126). So ergibt sich ein *Strukturalismus* der modernen Literatur (KESTING 1965, 44), der sich durch die Betonung der Relationen von Werkeinheiten sogar in einen (absoluten) *Funktionalismus* fortsetzen kann (EMRICH 1963, 115).⁸⁹ Gerade die universelle, durch Potentialität gekennzeichnete Thematik läßt sich nur noch durch ein »funktionales Beziehungsge- webe« ausdrücken: »Qualität, Struktur und Thematik stehen in strengster Korrelation zueinander« (EMRICH 1963, 133). In bezug auf die außerliterarische Realität hat diese *Perspektivität* moderner Literatur konsequent das Charakteristikum der *Destruction* zur Folge. *Inhaltliche Vieldeutigkeit* und *strukturelle Reduktion* auf die Qualität der künstlerischen Mittel ergeben eine *Kommunikationsverschär-*

fung (s. u. Moderne Literatur und Leser), durch die der Aspekt, unter dem das Werk konkretisiert wird, an Bedeutung gewinnt. Dem kommt die schon im Werk angelegte *Aspektivität* entgegen, so daß der »Zwang, die Möglichkeiten der Kombinatorik zu erschöpfen« nicht nur für Mallarmé's Plan zum absoluten Buch (»Le Livre«) gilt (KESTING 1965, 46). Die Subjektivierung eines solchen Perspektivismus impliziert Destruktion von Wertungs- wie Erfahrungszusammenhängen auf allen Ebenen: Es gibt keinen festgefügtten Normenhorizont mehr, der Sicherheit verleihen könnte, keine eingespielten Bedeutungszusammenhänge mehr, die bestätigt werden könnten. Auf allen Ebenen der literarischen Artifizialität wird »Gewißheit« zerstört (ROBBE-GRILLET 1965, 32). Der *konstruktive* Aspekt dieser Destruktion besteht in dem Ziel, »die wahre Struktur menschlichen Seins selbst sichtbar zu machen, nicht nur seine Erscheinungen oder Ideologien« (EMRICH 1963, 129). Das ist der radikale Anspruch einer Literatur, die ihre gesellschaftliche Funktion weitgehend eingebüßt hat, aber gerade deshalb zur absoluten Autonomie tendiert. Der *universal intendierte Modellentwurf von Wirklichkeit* kann nur noch als *Utopie* verstanden werden (GROEBEN 1967, 23).

Dementsprechend ist auch in der Dimension *Sprache-Realität* das Ziel der Literatursprache im Gegensatz zur Wissenschaftssprache *minimale Isomorphie*. Die »Ablösung von der sinnlich erfahrenen Welt« führt zu einem »Abstrahierungsprozeß« (KESTING 1965, 34), durch die das Zeichen selbst zur Wirklichkeit, zum Ding wird (s. o., vgl. auch SARTRE o. J.). Die Projektion von Nicht-Kommunikativität und Konstruktion auf die Dimension Sprache-Realität führt nicht zur Trennung, sondern zur *Verschmelzung von Abstraktem und Konkretem* im literarischen Zeichen (Wort): »Konkrete Bilder verschwimmen plötzlich in Abstrakta, wie umgekehrt Abstrakta unmerklich in Bilder übergehen« (EMRICH 1963, 117), Literatur reduziert das Geschriebene »auf sein Allgemeines und hält es ins Licht der Totalität« (POLLMANN 1971, 44). »Destillation, Konzentration und Fragment« gehen ineinander über (KUNISCH 1968, 104), »das Bestimmte und das Unbestimmte« verbinden sich (LANDMANN 1963, 25). Das führt zur Verschärfung der grundsätzlichen literarischen Sprechhaltung gegenüber der Realität, die sich der Prüfbarkeit durch Realität entzieht: zur *Unwirklichkeit*. Nicht-Kommunikativität und weitgehende Inhaltsabgelöstheit sind gerade in der Moderne Merkmale des Formalismus, implizite Voraussetzungen des Strukturalismus und Perspektivismus (vgl. KESTING 1965, 93; KUNISCH 1968, 108). Die moderne Literatur zeigt die *maximale Ausprägung* der grundsätzlichen Un-Wirklichkeit von Literatur überhaupt: Sie steht nicht nur außerhalb der greifbaren Tageswirklichkeit (LANDMANN 1963, 94), findet »keine Gegenstandsentsprechung in der »Lebenswelt« (ISER 1971, 10), sondern besteht nur als »Selbstzuordnung der Sprache« (POLLMANN 1971, 32).

Der Realitätsbezug der modernen Dichtung zeigt ein hohes Maß »an fehlender Identifizierung mit der seinsautonomen Wirklichkeit« (FÜGEN 1970, 16), was KESTING (1965) in den verschiedensten Benennungen zu umschreiben versucht hat: »aufgehobene Realität« (53), »die Nicht-Identität der Welt mit ihrem eigenen Bild« (54), »Auseinanderbrechen von dichterischer Sprache und alltäglicher Wirklichkeit« (81), »Suchen der Dichtung nach dem, was nicht wirklich auszudrücken ist (87).

Geltungsbreite und Konsequenz

Die genannten Ausprägungen in den einzelnen Dimensionen treffen natürlich, wie schon ein oberflächlicher Überblick über die Literatur des 20. Jahrhunderts zeigt (vgl. sozialistischer Realismus, konkrete Poesie, Trivilliteratur etc.), nicht auf alle Teilbereiche der Literatur zu. Trotzdem wird man die vorgelegte Systematisierung m. E. nicht als typisch formale (»formalistische, bürgerliche«) Ästhetik klassifizieren können: Zum einen sind auch an Literaturformen, die eine primäre Akzentuierung gegenständlich-inhaltlicher Darstellung aufweisen, Tendenzen zur stärkeren formalen Aufarbeitung zu bemerken (man vgl. BRECHT und WEISS); zum anderen – was wichtiger ist – bieten z. B. die Dimensionen wie »Destruktion« oder »minimale Isomorphie von Sprache und Realität« Möglichkeiten zur Ideologiekritik, so daß, besonders auch über die Dimension der »Utopie«, durchaus eine Integration sozial-kritischer Literaturformen und -ansätze möglich ist (vgl. unten marxistische Literaturästhetik). Das weist darauf hin, wie ein solches Ästhetiksystem zu verstehen ist: Es sollte eine möglichst *umfassende Klassifikation von Beschreibungsdimensionen* mit den *extremen Polen* (möglicher Ästhetisierung) vorgelegt werden; das bedeutet nicht, daß alles, was (empirisch) unter Literatur einstuftbar ist, diese extremen Pole erreichen muß. Vielmehr sind durchaus auch *Literaturformen* beschreibbar, die z. T. sogar *Gegenpole* zur modernen Ästhetisierung einnehmen (vgl. Trivilliteratur) bzw. *nur einzelne Dimensionen akzentuieren* (vgl. unten Marxismus und Utopie). Das heißt auch, daß eine so konzipierte moderne Ästhetik die *klassische Ästhetik einzuschließen* in der Lage ist (vgl. unten soziologische Einbettung der Ästhetik). Damit kann das in Parallelität zur Wissenschaftstheorie strukturierte System einer modernen Ästhetik als umfassendes Konzept aufrechterhalten werden, dem eine moderne Literaturwissenschaft gerecht werden sollte (wenn auch die endgültige Validierung der vorgestellten Heuristik noch einer empirischen Literaturästhetik überlassen bleiben muß). Die angedeutete Systematik der (modernen) Ästhetik erleichtert es, ihre bedeutsamsten Konsequenzen auf die nachgeordnete Literaturtheorie und die auf ihr aufbauende Literaturwissenschaft aufzufinden. Die grobe Strukturierung der relevantesten Ästhetikdimensionen hat

immer wieder zu einer Ebene geführt, die mittlerweile von der Literaturwissenschaft selbst problematisiert worden ist: die *Beziehung von Werk und Leser*. Nimmt man die Charakteristika der modernen Ästhetik ernst, ohne sich vor den Konsequenzen auch in bezug auf die Literaturtheorie zu drücken, so gewinnt die Reproduktion des literarischen Werkes gegenüber der klassischen Literaturtheorie eminent an Gewicht. In der polaren Verschmelzung von Gegensätzen führt die gesteigerte Nicht-Kommunikativität der literarischen Sprache als Folge von Vieldeutigkeit, hermetischer Symbolik und Alogizität gerade zu einer *absoluten Notwendigkeit der Recodierung* (als Kommunikation des Lesers mit dem Werk). Das nur potentiell bestehende monologhafte Kunstwerk ist radikal auf die kommunikative Reproduktion angewiesen; das gibt das Recht, von einer »universal gewollten und universal ausgerichteten komplexen Kommunikation« zu sprechen (DUMITRIU 1965, 197). KESTING hat diese »Sinnggebung des Werks durch seine literarische Bearbeitung« in bezug auf Mallarmé's »Le Livre« überzeugend dargestellt (1965, 41 ff.). So gibt es auch in der derzeitigen Literaturwissenschaft bereits Ansätze, die es für berechtigter halten, »den Text nicht vom Sprecher, sondern vom Hörer her zu betrachten« (WEINRICH in ZMEGAC 1971, 325). Der Leser muß als »Mitschöpfer des literarischen Werkes« (WEINRICH 1971, 329) akzeptiert werden, erst das Lesen aktualisiert das literarische Werk, das nur der Potenz nach vorhanden ist (nach WEINRICH 1971, 331). Als Konsequenz hat innerhalb einer erneuerten *Wirkungsästhetik* JAUSS den Begriff des »Erwartungshorizonts« des Lesers in die Konzeption einer Literaturgeschichte eingeführt (als Aufnahme der Konzepte des tschechischen Strukturalismus, besonders MUKAROVSKYS; vgl. WELLEK 1969; GÜNTHER 1971). Er setzt damit der prozeßhaften Geschichte der Produktion von literarischen Werken diejenige ihrer Rezeption bzw. Reproduktion entgegen (JAUSS 1970, 64). Die damit gewonnene Dimension — nämlich die der Rezeption bzw. Wirkung von Literatur — gehört »unabdingbar zu ihrem ästhetischen Charakter« (JAUSS 1970, 68) »wie auch zu ihrer gesellschaftlichen Funktion« (vgl. u. Literatursoziologie). Daraus folgt: »der Ereigniszusammenhang der Literatur wird primär im Ereignishorizont der literarischen Erfahrung zeitgenössischer und späterer Leser, Kritiker und Autoren vermittelt« (JAUSS 1970, 173). Die Objektivierung dieses *Erwartungshorizonts als Bezugssystem* versucht JAUSS allerdings wiederum auf hermeneutischem Wege zu ermöglichen, m. E. ohne über die dabei auftretenden literaturtheoretischen und methodologischen Unstimmigkeiten ausreichend Rechenschaft abzulegen.⁴⁰ Einen Schritt weiter geht allerdings ISER mit dem auch literaturtheoretisch relevanten Verdacht, »daß die scheinbar von jeder Aktualisierung des Textes so unabhängige Bedeutung ihrerseits vielleicht nichts weiter ist als eine bestimmte Realisierung des Textes, die nun aber allerdings mit dem Text überhaupt

identifiziert wird« (ISER 1971, 6). Die daran anschließende Frage: »Sollte am Ende die Interpretation nichts weiter als ein kultiviertes Leserlebnis und damit nur eine der möglichen Aktualisierungen des Textes sein?« (ISER 1971, 7) wird sich in der Tat als die zentrale methodologische Frage einer empirischen Literaturwissenschaft herausstellen. ISER hat Charakteristika der Textstruktur aufgewiesen, die eine *Literaturwissenschaft ohne Einbeziehung des Lesers unmöglich* erscheinen lassen. Entsprechend den Merkmalen der modernen Ästhetik geht er dabei von einem »Spielraum von Aktualisierungsmöglichkeiten« für das je einzelne Werk aus (ISER 1971, 8). Durch die Unwirklichkeit literarischer Texte gewinnt das literarische Werk »seine Wirklichkeit erst dadurch, daß der Leser die vom Text angebotenen Reaktionen mitvollzieht« (ISER 1971, 11). Er legt anschließend eine differenzierte Analyse von Stellen innerhalb der Textstruktur vor, an denen Unbestimmtheit entsteht, wobei die Auffüllung solcher Leerstellen durch den Leser die Reproduktion des Werkes charakterisiert, wenn nicht determiniert. Die für die Theorie vom Text relevante Konsequenz ist: »das Formulierte darf die Intention des Textes nicht ausschöpfen« (ISER 1971, 22). Damit ist als Ort der Textintention die »Einbildungskraft des Lesers« bestimmt (ISER 1971, 33). Literaturtheoretisch bedeutet das: *Die Bedeutung des Textes wird im Leseakt generiert* (ISER 1971, 34). Die *künstlerische Intention bzw. Produktion* ist also ein historisch gewordenes *unterbestimmtes Enkodieren von Bedeutung*. Die *Rezeption*, in der das literarische Werk aktuell existiert, ist als *Dekodieren dieser Intention* wegen deren Unterbestimmtheit auch ein je einmaliges *Enkodieren* (vgl. WEINRICH 1971, 8 f.). Allein diese verbindende Konzeption von Textstruktur und Bedeutungskonstituierung durch den Leser entspricht den Werkcharakteristiken innerhalb der modernen Ästhetik. Will man keine präskriptive Literaturtheorie, die für die zentralen Werke der Moderne inadäquat wäre, produzieren, so wird man diese wichtige Konsequenz der umfassenderen modernen Ästhetik in die Literaturtheorie und die aus ihr abgeleitete Methodologie einbauen müssen.

Literatursoziologische Aspekte klassischer Ästhetik

Dazu sind die Punkte festzustellen, an denen sich die klassische Ästhetik (und damit die auf ihr gründende hermeneutische Literaturtheorie) gegenüber der Gesamtheit der literarischen Phänomene als unzulänglich erweist. Die eingeschränkte Geltungsbreite der klassischen Ästhetik (gegenüber der modernen) hat sich implizit schon mehrfach angedeutet, ist aber umfassend nur durch die Einbeziehung der bisher vernachlässigten Dimension der gesellschaftlichen Funktion der Literatur möglich. Die entsprechende literatursoziologische These von der *verlorenen gesellschaftlichen Funktion des Literaten* — und damit auch der Literatur? — findet sich, sozusagen laienhaft, bei allen modernen

Ästhetikern (z. B. FRIEDRICH 1956; KESTING 1965).⁴¹ Eine soziologisch ausdifferenzierte *Typologie der Funktion von Literaten* bzw. Literatur hat FÜGEN (1970) vorgelegt. Er unterscheidet drei Typen: den gesellschaftskonformen, den gesellschaftskonträren und den gesellschaftsabwehrenden Typus (FÜGEN 1970, 166 f.). Der *gesellschaftskonforme*, »auf Erhaltung der bestehenden Ordnung bedachte« (166) Typus findet sein Paradigma in der vorbürgerlichen mittelalterlichen Literatur, die zwar keine Homogenität dem Inhalt oder der Form nach aufweist, aber für die bestehende Ordnung durchgängig eine stabilisierende Funktion ausübte (FÜGEN 1970, 120 f.). In bezug auf die Literatur des gesellschaftsbejahenden Typus *fehlt eine Literaturkritik* im modernen Sinne völlig. Produzent und Rezipient sind in standesgemäßer Geschlossenheit so vereint, daß die Funktion einer Literaturkritik, nämlich die Vermittlung zwischen Literatur und Publikum, sinnlos ist, bzw., wo doch notwendig, vom Literaten selbst übernommen wird. Parallel dazu wird die Literatur unter religiösem und moralischem Aspekt bewertet, der *ästhetische Bereich* hat überhaupt *keine separate Existenz* (FÜGEN 1970, 129). Die Auflösung der relativ strengen Geschlossenheit der mittelalterlichen Welt (FÜGEN 1970, 133) aber führt zum *gesellschaftskonträren Typus* der Literatur, die »auf Veränderung der bestehenden Ordnung bedacht ist, und zwar im Sinne der aufstrebenden Schicht« (FÜGEN 1970, 167). Das »Schriftstellergenie wird dem aufstrebenden Bürgertum zum Führer auf der letzten Strecke des Weges zur endgültigen Emanzipation« (150). Hier hat der Schriftsteller zwar persönlich soziale Unsicherheit zu tolerieren, hat aber in der *Rückbindung an eine bestimmte Schicht* doch eine *gesellschaftliche Funktion* (152). Erst nachdem das Bürgertum sich eine feste Position erobert hat, tritt an die Stelle der Offenheit der sozialen Welt eine Erstarrung der bürgerlichen Gesellschaft (154). In dieser Situation entsteht dann der *gesellschaftsabwehrende Typus*, der »der bestehenden Gesellschaftsordnung gegenüber indifferent oder feindlich« ist (167). Dieser Schriftsteller erfüllt *keine gesellschaftliche Funktion* mehr, was sich »an dem permanenten Konflikt zwischen bürgerlichem Beruf und schriftstellerischer Tätigkeit« (158) deutlich machen läßt. Der historische Zeitpunkt des Auftretens dieses gesellschaftsabwehrenden Typs von Literatur stimmt exakt mit dem Umschlag von der klassischen zur modernen Ästhetik überein: die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts. Der Schriftsteller hat nicht mehr »sein« Publikum.⁴² Literatursoziologisch betrachtet ist also die *klassische Ästhetik* eine Ästhetik für die Literatur des *gesellschaftskonträren Typs*. Diese Literatur wird vom Inhalt her Veränderung und in bezug auf den Leser besonders Bestätigung anzielen; im Hinblick auf die Ästhetik bedeutet das, daß sie bei den von der modernen Ästhetik her aufgestellten Zielen und Kriterien lediglich mittlere Ausprägungsgrade zeigen wird, wenn unsere literatursoziolo-

gische Hypothese richtig ist. Genau diese *mittleren Ausprägungsgrade* von Kommunikativität bzw. Isomorphie zwischen Sprache und Realität zeigt in der Tat die *»klassische« Literatur*, wie oben bereits an einigen Beispielen (klassischer Symbolbegriff etc.) nachgewiesen werden konnte. Damit ist aber auch die Relevanz der Reproduktion durch den Leser nur von mittlerem Ausmaß: Die Leerstellen innerhalb der Werkstruktur sind nicht in dem Maße maximiert, wie es die *»moderne« Literatur* auszeichnet. Die *Streubreite der Leseraktualisierungen eines je einzelnen Werkes* ist nicht so groß, daß sie nicht auf einen – gesellschaftlich eingeschränkten – Erwartungshorizont vereinheitlicht werden könnte. Diese Vereinheitlichung auf einen eingeschränkten Erwartungshorizont hat die Literaturkritik bzw. Literaturwissenschaft übernommen; bei Literatur aus dem Bereich klassischer Ästhetik konnte ihr wegen der vorliegenden soziologisch-ästhetischen Voraussetzungen diese *Reduktion auf die eine Bedeutungskonstituierung* auch gelingen, die sie dann die *objektive Bedeutung* nannte. Von hier aus gesehen ist in der Tat unsere *Literaturwissenschaft* eine bürgerliche Wissenschaft (eben für *»klassische« Literatur*)⁴³. Der heutige Literaturwissenschaftler wird einwenden, daß diese Behauptung gänzlich ahistorisch gedacht ist, da die postulierte Reduktion auf die *eine Bedeutung* nur in den seltensten Fällen gelungen ist. Dem ist entgegenzuhalten, daß zumindest der *Anspruch* der *»objektiven« Erkenntnis »des« Werkesinns* durchgängig (auch innerhalb der Geschichte der Literaturwissenschaft) vorhanden ist. Zudem dürften die vorgelegten Differenzierungen nur *Pseudodifferenzierungen* sein, die höchstens historisch unterschiedliche Akzentuierungen ein und desselben (professoralen bzw. bildungsbürgerlichen) Gedankenhintergrundes darstellen. Die aus literarhistorischen Bildungskennnissen herausfallenden Werkverständnisse sind nie thematisiert worden; dafür spricht auch die gänzliche Vernachlässigung der gesellschaftskonformen Literaturformen der Gegenwart (Trivilliteratur) durch die bisherige Literaturwissenschaft. Die *vermeintliche Objektivität* also sowohl der Wissenschaft als auch der Bedeutung von literarischen Werken stellt sich unter *Einbeziehung der soziologischen und ästhetischen Dimensionen* lediglich als die *intersubjektive Abhängigkeit vom gleichen* (soziologischen und kognitiven) *Bezugssystem* dar. In bezug auf moderne Literatur kann dieses Artefakt nicht mehr tragen: Es kommt zu einer Vielzahl von Konstituierungsmöglichkeiten der Bedeutung literarischer Werke, d. h. auch zu einer Vielzahl von Methoden, deren Adäquanz bzw. Inadäquanz nicht mehr eindeutig entscheidbar ist. Das *Aufrechterhalten einer auf die klassische Ästhetik und ihre soziologischen Voraussetzungen* ausgerichteten Literaturtheorie mußte die Literaturwissenschaft in die *Methodenkrise* stürzen; sie wird nur zu lösen sein, wenn man von der gewandelten soziologischen Situation und Ästhetik aus die Unstimmigkeiten der klassischen Literaturtheorie ausmerzt.

Damit haben sich durch die ästhetisch-soziologische Analyse der modernen Literatur die vermuteten beiden Dimensionen der Methodenkrise unserer Literaturwissenschaft bestätigt: *Immanenz-* und *Objektivitätsproblematik*. Diese Krise ist natürlich auf dem Hintergrund des Anspruchs von Wissenschaftlichkeit zu sehen, den die deutsche ›Literaturwissenschaft‹ im Gegensatz zur Literaturkritik anderer Länder an sich stellt (POLLMANN 1971, 12). Dabei ist bisher höchst zweifelhaft, ob man bei der Mehrzahl der klassischen Ansätze überhaupt im strengen Sinn von Methode reden darf, wie ZMEGAC in der Einleitung zu seinem Methoden-Reader betont (ZMEGAC 1971, 9). Sicher ist lediglich, daß man die Dimensionen solcher ›Methodenproblematik bzw. -krise auf die vorgeordnete Literatur- und Wissenschaftstheorie zurückzuführen hat, um sie eventuell von dort aus zu lösen (vgl. TOBER 1970, 64). Diese Abfolge soll denn auch den Gang der Untersuchung bestimmen.

Immanenz- und Adäquanzfrage

Die *Immanenzproblematik* wird von zwei Seiten aufgegriffen: zum einen von der Seite derer, die eine *Methodenintegration* anstreben, zum anderen von den Protagonisten (bzw. Propagandisten?) einer literatursoziologischen Betrachtungsweise. Als Vertreter der ersten Gruppe unterscheidet z. B. TOBER (1970) drei große Phasen der neueren Literaturwissenschaft: Positivismus, Geistesgeschichte und immanente Werkanalyse, deren Gegensätzlichkeit durch eine methodische Integration, und zwar unter dem Aspekt der Geschichtlichkeit, aufzulösen sei (TOBER 1970, 8, 48, 102; vgl. auch HERMAND 1969). Dabei konzidiert auch diese Position, daß das Auftreten der werkimmanenten Interpretationsmethodik nach 1945 durch die geschichtlich-politische Situation bestimmt ist, die sich als Antwort auf das Versagen gegenüber einer totalitär-faschistischen Politik den Ausweg der »existentialistischen, formalanalytischen und gattungspoetologischen Vereinzelung des literarischen Werks« (TOBER 1970, 9) wählt. Die *Lösung* dieser Problematik wird durch eine *Synthese*, unter dem *Primat* der *Geschichte der Literaturwissenschaft*, angestrebt.

Härter geht die *literatursoziologische Kritik* mit dem Immanenzproblem um: Sie kritisiert die Ahistorizität dieses Ansatzes in Verbindung mit der *Gefahr des Irrationalismus*, indem sie z. B. vor den »sublimen Einempfindungskünsten der sog. werkimmanenten Interpretation« (BAUMGART in KOLBE 1969, 11) warnt. Die implizite Entpolitisierung der werkimmanenten Interpretation ist Anlaß zum Vorwurf, »daß germanistische Methodik und nationalistische Ideologie nur zwei Seiten derselben Münze sind« (PEHLKE in KOLBE 1969, 21). Die postulierte »Affinität zwischen der postfaschistischen Diktatur werkimma-

menter Interpretationsvirtuosität und präfaschistischer Literaturontologie (PEHLKE in KOLBE 1969, 21) kann dann nur durch eine »exakte marxistische Literatursoziologie« (PEHLKE in KOLBE 1969, 40) überwunden werden. Den angegriffenen postfaschistischen Literaturwissenschaftler beschleicht dabei das Unbehagen, ob hier nicht Teufel mit Beelzebub, die eine Ideologie durch die andere ausgetrieben werden soll: »Das heißt aber, nüchterner formuliert: die Germanistik soll bleiben, was sie ist, oder wieder werden, was sie war, nämlich ein Fach, das unter dem Vorwand sachlicher wissenschaftlicher Bemühung Ideologien, ja Doktrinen verbreitet. Der Raum, der durch die Austreibung der alten, falschen Ideologie frei geworden ist, soll durch eine neue, diesmal ›richtige‹ ausgefüllt werden – neuen Wein also in die alten ausgebeulten Schläuche.« (SINGER in KOLBE 1969, 55). Dieses Unbehagen des klassischen Literaturwissenschaftlers mag durch den missionarischen Ton und durch die quasiliterarische, im Wissenschaftsbereich aber dogmatisch anmutende Hermetik und Nicht-Kommunikativität im Wortgebrauch zumindest der marxistischen Literatursoziologie begründet sein; doch auch er wird sich der berechtigten Frage stellen müssen, »wem es zustatten kommt, daß sie (die Germanistik) *prinzipiell und formal* so ist, wie sie ist, nämlich rein, wertfrei, unpolitisch« (JÄGER in KOLBE 1969, 62). Die Dimension, die beiden Kritikaspekten des Immanenzproblems gemeinsam ist, ist die Frage nach der *Adäquanz der Gegenstandskonstituierung* in bezug auf das literarische Werk und seine historische und/oder soziale Einbettung. Dadurch daß die hermeneutische Wissenschaftskonzeption diese Frage, durch welche Kriterien die ›Richtigkeit‹ bzw. Adäquanz eines jeweiligen Werkverständnisses zu bestimmen sei, nicht entscheiden konnte, ergab sich überhaupt erst die Möglichkeit, in der Werkimmanenz einen Lösungsweg zu sehen – fälschlicherweise, wie man inzwischen zu wissen glaubt. Allerdings, so wird man schon jetzt vermuten dürfen, ist durch die bloße Einführung von Postulaten – auch marxistischer – dieses Adäquanzproblem ebenfalls nicht lösbar (es sei denn auf der Ebene von *petitiones principii*).

Methodische Objektivität

Die *Adäquanzproblematik* impliziert zu einem Teil bereits die durch formal ausgerichtete (statistische, linguistische, mathematische etc.) Verfahren ausgelöste *Objektivitätsproblematik*. Die *Literaturwissenschaft* steht hier unter dem Dilemma, unter dem Anspruch der *Wissenschaftlichkeit* (s. o.) Objektivität als Ziel zum Erreichen von verbindlicher Erkenntnis zunächst *fordern* zu müssen, sich dann aber wegen der *Schwierigkeiten* beim Erfüllen dieses Anspruchs schließlich doch gegen den »*naturwissenschaftlichen Exaktheitsanspruch*« (HERMAND 1969, 203) auszusprechen. Das Problem des Methodenpluralismus, das CYSARZ durch die *Maxime* lösen wollte: »die rechte Methode im rech-

ten Moment an das rechte Objekt« beantwortet die Frage nicht, sondern verschiebt sie, wie HERMAND deutlich gemacht hat, lediglich eine Ebene weiter (1969, 161 ff.). Allerdings bleibt er eine stringente Begründung für das Postulat, den »Universalismus in der Literaturwissenschaft trotz des naturwissenschaftlichen Exaktheitsanspruchs aufrechtzuerhalten« (HERMAND 1969, 169), schuldig; das liegt aber zu einem großen Teil an der inadäquaten Definition des Begriffs Exaktheit: »mit einem naturwissenschaftlichen Exaktheitsanspruch, der ein bestimmtes Problem ein für alle mal »zu erledigen« sucht, müßte man hier von vornherein verzweifeln« (HERMAND 1969, 186). Sollte es irgendwo in der Wissenschaft einen solchen »Exaktheits«anspruch geben, so ist er auf jeden Fall nicht naturwissenschaftlich, da die endgültige Lösung eines Problems dem aus der Unabgeschlossenheit des Wissenssystems folgenden Prozeßobligat – zumindest der empirischen Wissenschaften – widerspricht und von daher gänzlich als *unwissenschaftlich* zu klassifizieren ist. Sollte hinter der innerliterarischen Methode, wie es HERMAND vermutet (1969, 203), diese Form eines Exaktheitsanspruchs stehen, so wäre damit lediglich ein völlig unwissenschaftlicher Ausweg aus dem Problem der Adäquanz- und Objektivitätsfrage eingeschlagen (vgl. o. den Vorwurf der Irrationalität). Eine wissenschaftstheoretisch adäquatere Begriffsexplikation hat POLLMANN (1971, 74) gegeben, der die Deutung erst dann als wissenschaftlich ausgewiesen akzeptieren will, wenn »die Möglichkeit der Kontrolle« gegeben ist. Die Entscheidung über das *Ausmaß von Objektivität und Exaktheit* liegt dann im Anspruchsniveau, mit dem man die Kontrolle fordert. POLLMANN begnügt sich, wie die *hermeneutische Literaturwissenschaft allgemein*, mit einer *mittelbaren Erfahrung*, die davon ausgeht, daß der Gegenstand der Literaturwissenschaft »der Erfahrung im empirischen Sinn unerreichbar« ist (POLLMANN 1971, 74). Derselbe Erfahrungsbegriff unterliegt auch HERMANDS Lösungsvorschlag des »Epochalen« als neuem Sammelbegriff genau wie allen anderen methodischen Ausgangspunkten der bisherigen Literaturwissenschaft.⁴⁴ Das Postulat von der *empirischen Unerreichbarkeit des literarischen Gegenstandes* kommt aber durch die *nicht hinterfragte phänomenologisch-idealistische Literaturtheorie* (INGARDENSCHER PRÄGUNG) zustande. Diese ist nicht in der Lage, die Adäquanz- und Objektivitätsproblematik der literaturwissenschaftlichen Methoden eindeutig zu lösen; zumindest nicht in dem Maße, daß eine Integration soziologischer und im weiteren Sinne linguistisch-objektiver Aspekte gelingen kann. Die weitere Analyse wird die *literaturtheoretischen Unstimmigkeiten* zu bestimmen versuchen, von denen aus eine konstruktive Neuformulierung möglich ist.

Literaturontologische Grundlagen

Die ästhetisch-soziologische Analyse hat eine Betonung der Werkrezeption erbracht, die von der klassischen Literaturwissenschaft nicht abgedeckt wird; diese Schwierigkeit konvergiert mit der Problematik von *Methodenobjektivität und -adäquanz* innerhalb der Literaturtheorie auf der Ebene des *literaturontologischen Konzepts*.⁴⁵ Die Literaturtheorie INGARDENSCHER Provenienz hat mit den polaren Begriffen von *Konkretisation* und *Objektivierung* die aufgewiesenen Tendenzen aufgegriffen und einer – allerdings nicht widerspruchsfreien – Lösung zuzuführen versucht. Im Anschluß an die Ästhetikkonzeption des tschechischen Strukturalismus (vgl. SCHMID 1970) kennt INGARDEN den Begriff der Konkretisation eines literarischen Werkes: Dieser Begriff geht von der *Unbestimmtheit* und der Schematik des literarischen Werks aus (vgl. o. ISER 1971, der diese Begriffe von INGARDEN entlehnt) und berücksichtigt die *Intentionalität* der dargestellten Gegenständlichkeiten. Im »Prozeß des aktiven Lesens, in dem der Leser die offen gelassenen Stellen der Gegenständlichkeit ausfüllt« (SCHMID 1970, 291) werden die literarischen Gegebenheiten erst konkret. Das durch diesen besonderen Verstehensakt konstituierte literarische Werk nennt INGARDEN Konkretisation. Erst durch die *Rezeption* also *konkretisiert* sich das *literarische Werk* zu einem Gegenstand mit Bedeutung; INGARDEN konzediert: »Wir können mit einem literarischen Werke nur in der Gestalt einer seiner möglichen Konkretisationen ästhetisch verkehren und es lebendig erfassen.« (1965, 359; vgl. auch HASS 1959, 729) Literaturontologisch aber bedeutet das: »die Sache selbst . . . ist schon immer erfaßte Sache« (LEIBFRIED 1970, 72). Es gibt kein literarisches Werk ohne das es konstituierende subjektive Bewußtsein (vgl. in den beiden ersten Teilen die Grenzen zur empirischen Wissenschaft). Die Konsequenz müßte sein: Das Erfassen des rein intentionalen Gegenstandes »literarisches Werk« ist nur durch eine Wendung auf das es konstituierende Bewußtsein, d. h. Subjekt möglich (vgl. LEIBFRIED 1970, 73: »Der Wendung zum Objekt muß eine Wendung zum Subjekt folgen.«). Diesen Weg allerdings beschreitet INGARDEN nicht, sondern er stellt inkonsequenterweise der Konkretisation dann das *literarische Werk* gegenüber, das trotz der konzedierten Bewußtseinsabhängigkeit doch *bewußtseinstranszendent konstituiert* werden soll: durch *Objektivierung*. Diese Objektivierung soll versuchen, »von den einzelnen intentionalen Sachverhalten zu der dargestellten Welt vorzudringen« (INGARDEN 1968, 42). Das geschieht praktisch durch immer erneute Konkretisation und innerhalb dieser Konkretisationen durch eine »objektivierende Bemühung, die die Tatsachen nicht auf . . . additive, sondern auf . . . vereinheitlichende Weise« (INGARDEN 1968, 46) verbinden soll. Dem unterliegt das *Postulat vom intersubjektiven Charakter intentionaler Gegenstände*, so daß das »ästhetische Objekt . . . in einer der Absicht des Künstlers entsprechen-

den Weise konstituiert werden« kann (SCHMID 1970, 292). Das bedeutet, für INGARDEN gibt es »die Möglichkeit einer *idealen Konkretisation*« (SCHMID 1970). Diese ideale Konkretisation soll dadurch möglich sein, daß die Zeichensprache des Werks »autonomen Anwendungscharakter« besitzt (HASS 1959, 730). Der Vorgang der *Objektivierung* wird *praktisch durch Reduktion* der Konkretisationen erreicht, wie es LEIBFRIED explizit ausgeführt hat: Es gibt eine »Breite von möglichen Bedeutungen«, aus denen als ideale Objektivität »der diesen Bedeutungen als identisch innewohnende Sinn« (LEIBFRIED 1970, 87) herauskristallisiert wird. Dieser Versuch, ein objektives literarisches Werk als wissenschaftlichen Gegenstand durch synthetische Reduktion auf einen idealen Sinn zu gewinnen, zeigt unter mehreren Aspekten Widersprüche sowohl zu seinen Voraussetzungen wie in sich selbst. Zunächst einmal bedeutet das, wie SCHMID einsichtig macht, eine *suboptimale Verarbeitung der Ästhetikkonzepte* des Prager Strukturalismus; denn bei INGARDEN soll die *ästhetisch relevante Streuung der Konkretisationen* im Gegensatz zum ursprünglichen strukturalistischen Ansatz *eliminiert* werden: Sie bedeuten »eher die Gefahr einer Verfehlung des intendierten ästhetischen Objekts als eine Bereicherung der ästhetischen Wirkfähigkeit des literarischen Kunstwerks« (SCHMID 1970, 292). Das muß von der Analyse der modernen Ästhetik aus noch pointierter gefaßt werden: Die phänomenologisch-ideale Literaturtheorie erweist sich durch ihre Reduktionsversuche auf einen »objektiven« Sinn in der Tat als Theorie für klassische Literatur – und damit als Begründungsversuch der oben bürgerlich genannten Wissenschaft. Aber auch in sich selbst ist die Konzeption der idealen Objektivität widersprüchlich: Der Begriff der Konkretisation setzt, wie G. MÜLLER⁴⁶ betont, voraus, daß »es sich beim literarischen Werk um *potentielles Sein*« handelt (MÜLLER 1939; in ZMEGAC 1971, 155), das durch die Konkretisation erst aktualisiert wird. Der objektive Sinn eines literarischen Werks wird in der *Ablösung vom Bewußtsein des Dichters* und damit merkwürdigerweise von *Bewußtseinsakten überhaupt* als *unabhängig angesetzt*. Zwar hängt die ideale Konkretisation mit den Bewußtseinsakten des Dichters zusammen, das Bedeutungsgefüge des literarischen Werkes aber wird durch schriftliche Fixierung ideal-objektiv: »Der Satz fixiert die gemeinten Bedeutungen, nicht die meinenden Akte.« (MÜLLER in ZMEGAC 1971, 159) Damit aber ist die Bestimmung der Potentialität wieder zurückgenommen; *ideale Objektivität* und *Potentialität* des literarischen Werks stellen, wenn schon nicht einen Widerspruch, so doch eine *starke Unstimmigkeit in bezug aufeinander* dar, die zumindest eine wichtige Aufgabe verhindert: nämlich zu klären, durch welche Verfahrensweisen nun methodisch objektiv und adäquat das literarische Werk erkannt werden kann. Nimmt man die soziologische Dimension hinzu, so läßt sich die Ausgangstheorie von ISER (1971, 6; vgl. o. S. 153) modifiziert auf-

rechterhalten: Vielleicht mag nicht jede einzelne Realisierung des Textes mit dem Text überhaupt identifiziert werden, doch scheint es unter dieser Literaturtheorie unumgänglich, daß *Textaktualisierungen von einem* – auch soziologisch definierbaren – *Aspekt* aus zu übereinstimmender Objektivierung gelangen, die aber *keinesfalls Objektivität genannt werden kann*. Zweifellos kann keine »Omnivalenz« (*beliebige Konkretisationsvielfalt*) für literarische Werke behauptet werden, so daß im praktischen Fall (z. B. klassischer Werke) die *semantische Polyvalenz relativ eingeschränkt sein könnte*; die Literaturwissenschaft aber müßte der grundsätzlichen Schwierigkeit der Polyinterpretabilität gerecht werden, die ja in der Moderne noch verschärft vorliegt (s. o. Ästhetikanalyse). Das literaturontologische Konzept der idealen Objektivität des literarischen Werks kann also nicht akzeptiert werden, will man eine Literaturwissenschaft begründen, die sowohl den modernen Anforderungen einer nachklassischen Ästhetik als auch methodischen Objektivität genügen soll. Eine konsequente Literaturtheorie also dürfte sich nicht scheuen, auf dieses Postulat zu verzichten, auch wenn damit die Literaturwissenschaft nicht mehr als klassische Geisteswissenschaft hermeneutischen Stils zu konstituieren wäre. Die Analyse der gegenwärtigen literaturtheoretischen Diskussion kann Ansätze zu einer solchen konsequenten Weiterentwicklung der Literaturtheorie aufweisen sowie aus den Punkten der aufrechterhaltenen Inkonsistenzen den Ort der notwendigen Modifikation bestimmen.

Trennung von Rezeption und Interpretation

Eine erste Konsequenz ist die auch *literaturtheoretische Trennung zwischen Rezeption* bzw. Konkretisation des literarischen Werkes und (wissenschaftlicher) *Interpretation*. Nur wenn diese beiden Stufen der Gegenstandskonstituierung klar ausdifferenziert sind, läßt sich die oben abgeleitete Gefahr der Identifizierung einer beliebigen Konkretisation mit der Textbedeutung schlechthin vermeiden. Diese Ausdifferenzierung hat LEIBFRIED in seiner Weiterentwicklung der phänomenologischen Literaturtheorie durch die Unterscheidung in Verstehen I und Verstehen II geleistet, wobei er unter Verstehen I das Erleben von Dichtung, unter Verstehen II aber das Erklären des Erlebten faßt (1970, 82): »Vermöge dessen jedoch, daß das Erlebte gerade ein Erleben von Dichtung war, habe ich auch im Erklären Dichtung: nur in anderer, nicht erlebender Weise.« Er unterscheidet damit »Auffassungssystem (primäres Verstehen)« von dem »Bezugssystem (sekundäres Verstehen dieses Verstandenen)«, das z. B. für wissenschaftliche Interpretation konstituierend ist (LEIBFRIED 1970, 83). Nur durch diese *Ausdifferenzierung des Verstehens im Interpretationsprozeß* ist die mögliche *Variabilität der Werkkonkretisation gesichert*: »... ich vermag den Text selbst jeweils anders aufzufassen, ohne ihn

(d. h. seinen Sinn) damit verfehlen zu müssen« (LEIBFRIED 1970, 84). LEIBFRIED unterscheidet von hier ausgehend zwei verschiedene Ich-Pole: Das Ego I erlebt die primäre Auffassung in einem kontinuierlichen Bewußtseinsstrom, das Ego II erhebt sich zu überdauerndem Bewußtsein, reflektierend über das Ego I. Die bisherige Theorie hat das Verstehen II, das Erklären von Erlebtem (d. i. erlebter Dichtung), nicht als eigene Stufe abgetrennt: »In dieser zweiten Formel liegt... der ›Fehler‹ aller bisherigen positiven Forschung. Erklärt (interpretiert, historisch beschrieben, systematisch betrachtet, gewertet usw.) wird das Erlebte im Glauben, das sei die Sache selbst. Die Sache selbst jedoch ist nie ungebrochen im Griff, *es gibt nur die von mir erlebte Sache.*« (LEIBFRIED 1970, 116) Daraus folgt für die Stufe des Erklärens: »Ich erfasse (gleich interpretiere...) die von mir erlebte (aufgefaßte) Dichtung.« (LEIBFRIED 1970, 116) Dieses Erklären bzw. Verstehen II nun ist für LEIBFRIED durch das Ego II mit dem überdauernden Bewußtsein und dessen habituellen Schichten gekennzeichnet. Das Ego II bildet »das Integral aller Jetzt-Punkte« als ein »Substrat von Habitualitäten: der Fundus all dessen, was ich schon konstituiert habe« (LEIBFRIED 1970, 115). Das Verstehen II bzw. Interpretieren (Erklären) ist daher immer von *konstruierendem Charakter*: »interpretation is a construction of textual meaning as such« (HIRSCH 1960, 463). Solche Konstruktion steht natürlich in der Gefahr, »narzistische Meta-Literaturwissenschaft« zu werden, wenn sie sich nur auf die Besprechung und Verarbeitung von Sekundärliteratur stützt und nicht auf die Erklärung des Verstehen I (POLLMANN 1971, I, 55). LEIBFRIED führt aus dem Habitualitätenfundus des Ego II beispielhaft einige unterschiedliche Habitus (z. B. der Laudation, der Aufforderung zum Ergriffensein etc.) an. Der konstruierende Charakter solcher Habitus läßt sich (in linguistik-analoger Terminologie) noch näher beschreiben: In dem von der Linguistik herkommenden Modell einer strukturellen Literaturgeschichte von WIENOLD entspricht dem Habitus (von LEIBFRIED) die Strukturierungskompetenz, die als »vom Teilnehmer internalisierte Grammatik« (in bezug auf alle ästhetischen Strukturen) aufgefaßt werden kann. Diese Unterscheidung von Auffassung des literarischen Werks bzw. *Werkkonkretisation* und *Werkinterpretation als Textkonstruktion* (Habitus, Strukturierungskompetenz etc.) ist zweifelsohne eine notwendige Konsequenz in bezug auf die ästhetischen Voraussetzungen und Objektivationsansprüche einer modernen Literaturwissenschaft. Dabei würden wegen der bisherigen Subjekt-Objekt-Konfundierung klassische Interpretationsbemühungen natürlich zum Teil unter ›Werkkonkretisation‹ (Verstehen I) und z. T. unter ›Textkonstruktion‹ (Verstehen II) fallen. Die Entscheidung über die methodologische Fruchtbarkeit fällt allerdings erst bei der Bestimmung der Relation von Verstehen II zu Verstehen I. Das Verhältnis von Verstehen I und II soll nach LEIBFRIED durch eine

dritte Stufe, »die nochmalige Zurückwendung auf das jetzt (in der zweiten Stufe) vorliegende Syndrom« (1970, 117) abgedeckt werden: »... ich reflektiere auf meine Erfassung des von mir aufgefaßten (erlebten) Textes« (1970, 117). Hier wird durch die »Beachtung des Erfassens am Erfassten« durch eine dauernde »Reduktion von Ergebnissen im Hinblick auf die erfassenden Bewußtseinsleistungen« (LEIBFRIED 1970, 72) die Frage nach der Adäquanz der Konkretisation bzw. Interpretation zum literarischen Werk selbst gestellt. Die Beantwortung bleibt zunächst bei LEIBFRIED merkwürdig in der Schwebe, sein Konzept von »System und Theorie der Poetologie (oder Ontologie vom Text)« (LEIBFRIED 1970, 235 ff.) gibt praktisch nur ein modifiziertes Schichtenmodell, das die theoretische Grundposition INGARDENS weitgehend redupliziert. Zwar ist bei LEIBFRIED das konstruierende Merkmal von Interpretation (Verstehen II) explizit herausgestellt, doch die Adäquanz- und Objektivitätskontrolle dieser Konstruktion *durch ein Schichtenmodell* des literarischen Werks führt genau wie bei INGARDEN zu einer – pseudoobjektivierenden – *Reduktion*, die der *ästhetischen Potentialität widerspricht*. So ist denn die Kritik SCHMIDS an INGARDEN auch für die neueren Explikationen der phänomenologischen Literaturtheorie zutreffend: Von der ästhetischen Dimension aus gesehen sollte sich das Kunstwerk gerade darin erweisen, »sich den veränderlichen Konkretisationsbedingungen, die durch die allgemeinen Entwicklungsbewegungen der Gesellschaft geschaffen werden, immer neu anpassen zu können« (SCHMID 1970, 308). Das bedeutet, daß jede literarische Rezeption angemessen ist, die »das Werk als ein ästhetisches Zeichen begreift, es in den Zusammenhang des künstlerischen Zeichensystems stellt, und *eine* der mannigfachen, dem Artefakt potentiell inhärenten ästhetischen Strukturen konkretisiert« (SCHMID 1970, 311). Daß diese ästhetische Potentialität durch die Reduktion der Konkretisationsabweichungen praktisch vollständig negiert wird, zeigt sich auch in der Bewertung INGARDENS von literarischen Werken, für die er mehrere »Kristallisationszentren« der Idee des Werks, »die sich nicht harmonisieren lassen und infolgedessen zu keinem einheitlichen ›Gesicht‹ des Werkes führen«, nicht abstreiten kann; er konstatiert für diesen Fall lapidar: »Ihnen fehlt dann die schlicht innerliche, einfach werthafte Ganzheit des Kunstwerks.« (INGARDEN 1968, 87 f.)

Unaufgelöste Widersprüche: Objektivität = Stimmigkeit?

Bleibt noch, nach dem Kriterium für die *richtige Konstruktion* des ›objektiv-idealen‹ literarischen Werks zu fragen. Die Richtung der ›objektivierenden‹ Reduktion gibt eine Antwort darauf: Die zentrale Idee des literarischen Kunstwerks bildet ein durch ihn oder durch es zur konkreten Erscheinung gebrachter, ›gezeigter‹ synthetischer, we-sensmäßiger Zusammenhang aufeinander abgestimmter, ästhetisch va-

lenter Qualitäten . . . « (INGARDEN 1968, 86). Die Flut der von INGARDEN angegebenen Adjektive konvergiert in einem Punkt: Es soll *alles* möglichst *gut zueinander stimmen*. Die Adäquatheit der Konstruktion (von Verstehen II) in bezug auf Verstehen I wird also nicht in der Relation zwischen beiden bestimmt: sondern ausschließlich innerhalb der literaturwissenschaftlichen Interpretation selbst; man kann zwar erklärend anführen, daß dies durch die Identifikation von Verstehen I und II (Konkretisation und Interpretation) zustande kommt, an dem grundsätzlichen Mangel ändert das aber nichts. Das Kriterium der *Stimmigkeit als einziges Kriterium für Adäquanzt und Objektivität der Interpretation d. h. der Konstruktion des Sinns eines literarischen Werkes*, muß zu inhärenten Widersprüchen führen, die von INGARDEN rigoros gelöst werden: Bei literarischen Werken, die sich nicht auf *eine* zentrale, stimmige Idee reduzieren lassen, fehlt der »organische« Aufbau . . ., so daß es in gewissem Sinn zerfällt.« (s. o.). Fazit: »Es vermag dann die Hauptfunktion des literarischen Kunstwerks nicht zu erfüllen.« (INGARDEN 1968, 88) Das bedeutet: Was sich der phänomenologisch-idealistischen Literaturtheorie nicht fügt, ist kein Kunstwerk! Damit ist die methodologisch sinnvolle Richtung von der Ästhetik zur Literaturtheorie umgekehrt, was eine *normativ-dogmatisierende Ausrichtung* jeder darauf aufbauenden Literaturwissenschaft bedeuten muß. Denn wenn von der Literaturwissenschaft und der in ihr implizierten Literaturtheorie der Gegenstandsbereich vorsätzlich (wenn auch implizit) eingeschränkt wird, so ist bei einer solchen *Gegenstandsverkürzung* keine empirisch offene Erforschung der vorliegenden — und sich wandelnden — Phänomene mehr möglich (vgl. auch MECKLENBURG 1971, 75 ff.); das Postulat von der idealen Objektivität des literarischen Werks mit dem obersten methodologischen Kriterium der Stimmigkeit führt zur *Immunsierung* der Literaturwissenschaft gegenüber der *Entwicklung ihres eigenen Gegenstandes* (nämlich der Literatur).⁴⁷ Auch Ansätze, die über die »Dialektik von Stimmigkeit und Bruch« (MECKLENBURG 1972, 83 ff.) eine Ausweitung anstreben (vgl. KAYSER 1958), haben durch den permanenten (dialektischen) Rückbezug ebenfalls den Stimmigkeitsaspekt dieser Reduktionsgefahr nicht durchbrechen können; zudem muß, selbst wenn für das Werk die Stimmigkeitsforderung aufgegeben wird, diese doch für die Interpretation aufrecht erhalten werden, was bei der Konfundierung von Rezeption und Interpretation wieder zur Gegenstandsbeschränkung führt. So ist es nur ein letzter Schritt, daß durch die Ungeschiedenheit von Rezeption und Interpretation (Verstehen I und II) und die rein interpretationsimmanente Stimmigkeitsforderung die Wissenschaftlichkeit der Literaturbetrachtung insgesamt in Gefahr gerät: Von der Stimmigkeit zur Plausibilität (der Interpretation) ist es nur ein kleiner Schritt, vgl. z. B. die Gleichsetzung von »coherence« und »plausibility« bei HIRSCH (1960, 475); der Ausweg, eine

stimmige, ideale Objektivation nur für die Autorintention zu behaupten (vgl. z. T. HIRSCH 1960; EICHNER in PAULSEN 1971), ist schon von der vorgeordneten ästhetischen bzw. literaturtheoretischen Perspektive aus abgelehnt worden (vgl. o. S. 82; 153).

Der hermeneutische Erfahrungsbegriff als Subjekt-Objekt-Konfundierung

Damit aber sind die möglichen *Vorteile der Trennung* von Konkretisation und Interpretation durch nicht-konsequente Weiterführung dieser Trennung *wieder aufgegeben*; will man durch Reduktion Objektivität erreichen und kann als Kriterium nur die Stimmigkeit (bzw. Plausibilität) anwenden, so hat man nicht die Gefahr abgewehrt, daß die subjektive Konkretisation mit dem als objektiv postulierten Werk gleichgesetzt wird. Die konsequente Analyse der literaturtheoretischen Probleme unter soziologisch-ästhetischen und methodologischen Aspekten hat jedoch gerade diese Gefahr als das zentrale Problem der Grundlegung einer modernen Literaturwissenschaft ergeben. So steht die *Literaturwissenschaft heute* zwar nicht, wie LEIBFRIED behauptet, weitgehend unter der impliziten These, »daß Dichtung überhaupt nicht theoretisch zu erfassen sei, sondern nur nacherlebt werden könne« (LEIBFRIED 1970, 125), was in der Tat eine »ganz naive Metabasis« bedeuten würde: »man springt aus der Sekundärstufe des Erfassens in die primäre des reinen Auffassens (des Erlebens)« (ebda.); doch die *methodologische Sicherung der sekundären Stufe des Erfassens (der Interpretation also)* zeigt immer noch diese etwas *romantisierende Erlebniszentriertheit* einer die künstlerische Unbestimmtheit in die Wissenschaft hinüberziehenden Haltung, die sich dann als »Wahrer« der sog. Geisteswissenschaft versteht. Hier liegen die Gründe dafür, daß Literaturinterpretation teilweise immer noch als sekundäre Kunst betrieben wird, wie es FOSTER (1962, 151 ff.) für die immanente Interpretation vieler New Critics in überzeugender Stilanalyse nachgewiesen hat. Zwar verlangt der Leser wissenschaftlicher Werke heute »methodologische und sachliche Beweise« (POLLMANN 1971, 70); doch welcher Art sind diese Beweise? Es sind Beweise, die lediglich Evidenz anstreben: »Evidenz ist das adäquate Kriterium, dem sich die philologische Erkenntnis zu unterwerfen hat. In der Evidenz wird die Sprache der Tatsachen weder überhört, noch in ihrer Verdinglichung mißverstanden, sondern als subjektiv bedingte und in der Erkenntnis subjektiv vermittelte vernommen, also allererst in ihrer wahren Objektivität« (SZONDI 1962, 160). Der *zugrundeliegende Erfahrungsbegriff* wird hier ganz deutlich: Es handelt sich um *Nachvollziehbarkeit*. Nachvollziehbar aber kann, wie die Psychologie wissenschaftlich und von der Alltagserfahrung her gerade die neuere Geschichte Deutschlands gezeigt haben, praktisch alles gemacht werden. Bei solcher Art von Beweisen und Belegen ist die »Symbiose von Be-

weis und Erkenntnis« (SZONDI 1962, 160) *keine* methodologisch zu fordernde Sicherheit für eine verbindliche, d. h. möglichst *subjekt-unabhängige Erkenntnis*. Auf der Grundlage dieser Subjekt-Objekt-Konfundierung der klassischen Literaturtheorie kann Subjektunabhängigkeit (d. h. Objektivität) nicht methodisch gesichert, sondern lediglich beredt gefordert werden als Reflexion auf die eigenen Voraussetzungen und bleibt damit dem guten Willen bzw. dem notwendig beschränkten Können des Interpretieren – nämlich von sich selbst abzusehen – überlassen. Paradigmatisches Beispiel aus der letzten Zeit ist der Züricher Literaturstreit, in dem WEINRICH diesen Sachverhalt an STAIGER völlig berechtigt nachweist: »Er selber ist als Pfleger klassischer Literatur zugleich Spender ihrer positiven Idealität.« (WEINRICH 1970, 105) Die Subjekt-Objekt-Konfundierung aber wird von der Literaturtheorie trotz der aufgewiesenen Trennungsansätze – Rezeption contra Interpretation – aufrecht erhalten, um die ideale Objektivität des Werks als intersubjektivem Gegenstand der Literaturwissenschaft weiter behaupten zu können (so z. B. sogar in bezug auf das Werk-Erleben von HASS 1959, 741). In dem Postulat der idealen Objektivität des literarischen Werkes aber wird, da diese durch Synthese (= Reduktion) von je einzelnen Konkretisierungen gewonnen werden soll, unzulässig ein Allgemeinbewußtsein hypostasiert. Die Gründe dafür sind in der literatursoziologischen und -ästhetischen Analyse bereits ermittelt worden. Eine konsequente Literaturtheorie wird diese Hypostasierung bzw. Ontologisierung eines Allgemeinbewußtseins aufgeben müssen: Das literarische Werk hat nur ein potentielles Sein, das nicht direkt greifbar ist. Die Erfahrung des literarischen Werkes geht daher immer über die je spezielle bewußtseinsabhängige Konkretisation hinaus; Konkretisation muß daher Grundlage für die Interpretation literarischer Werke sein, die eine theoretische Konstruktion darstellt. Der (interpretativ) *konstruierte Sinn eines literarischen Werkes* ist also ein *theoretischer Begriff* (bzw. ein Netzwerk von Begriffen). Von hier aus gesehen erweist sich die *idealistische Literaturtheorie* im Zentrum als Legitimationsversuch eines grundlegenden, unhaltbaren *Essentialismus*: der »idealen Objektivität« des literarischen Kunstwerks. Demgegenüber ist für eine stringente, saubere Methodologie der Literaturwissenschaft als Folgerung aus den aufgewiesenen Inkonsistenzen festzuhalten: Die *Trennung von Verstehen I und Verstehen II* darf nicht durch essentialistische Hypostasierung nachträglich zurückgenommen werden; durch Reduktion wird keine Objektivität erreicht, höchstens Integration, die allerdings jede Theorie aufweisen muß (vgl. o. und u. Konstruktionsdiskussion). Die *»Idealität«* des wissenschaftlich erfaßten (interpretierten) literarischen Werkes liegt in dem *Theoriestatus der wissenschaftlichen (konstruierten) Begrifflichkeit*. Diese stringente mit dem als Potentialität nur indirekt erreichbaren literarischen Werk zu verbinden, ist nur über die

Konkretisation und d. h. über eine klare *Subjekt-Objekt-Trennung* möglich. Auf der Grundlage dieser Trennung kann jetzt die methodologische Grundstruktur einer empirischen Literaturwissenschaft beschrieben werden.

9. Die methodologische Struktur einer empirischen Literaturwissenschaft

Basisproblem: das subjektive Verstehen

Die *Struktur der modernen Literaturwissenschaft* lag implizit bereits der Kritik der phänomenologischen Literaturtheorie und hermeneutischen Literaturmethodik zugrunde; sie explizit auszuformulieren bedeutet, die aufgewiesenen literaturtheoretischen Ansätze und Ausdifferenzierungen methodologisch zu sichern und die Kritik an den Unstimmigkeiten bzw. Widersprüchlichkeiten konstruktiv umzuformulieren. Den zentralen Ausgangspunkt stellt dabei das Problem der intersubjektiv verbindlichen (objektiven) Feststellung des literarischen Werkes als Gegenstand dar, die präzise Entscheidungen über die Adäquanz der – theoretisch konstruierten – Interpretation in bezug auf das Werk ermöglicht.

Das empirische Basisproblem auf der Grundlage des Verstehens
Die Frage nach der zunächst einmal *von der Theorie* möglichst *unabhängigen Gegenstandskonstituierung* ist unter wissenschaftstheoretischem Aspekt als das *Basisproblem* zu benennen: Es bezeichnet die Schwierigkeit, als Grundlage für wissenschaftliche Deutungen Daten zu erlangen, die zumindest potentiell zur Falsifikation der vorgeordneten Theorie führen können. Eine Theorie nämlich, die mit jeglichen Daten, d. h. jeglicher Erfahrung vereinbar ist, ist empirie leer und bringt deswegen auch keine informative Erkenntnis über den betreffenden Gegenstandsbereich (vgl. POPPER 1966). Die Empirieleere einer Theorie kann grundsätzlich auf zwei Arten zustande kommen: einmal durch Formulierungsfehler auf theoretischer Ebene (vgl. o. logische Wissenschaftskriterien), zum anderen auch dadurch, daß die potentiell falsifizierenden Daten in *einem* Arbeitsgang mit der Theorieaufstellung erhoben werden und sie durch die auftretenden Interferenzen ihre Falsifizierungsmöglichkeit verlieren. Diese *unzulängliche Datenerhebung* konnte oben der *hermeneutischen Literaturwissenschaft* und ihren Methodiken nachgewiesen werden, so daß eine befriedigende Lösung des Basisproblems für eine umfassende Literaturwissenschaft auf hermeneutischer Grundlage nicht mehr möglich ist: Die Aufforde-

rung, bei der Interpretation von der Subjektivität des eigenen Erlebens abzusehen, gibt zwar ein Ziel an, nicht aber einen Weg, dieses Ziel auch zu erreichen. Nur die Angabe einer entsprechenden Verfahrensweise stellt eine methodische Sicherung dieses für das Erreichen verbindlicher Erkenntnis unabdingbare Kriterium dar: die *Trennung zwischen Deuten und Daten*. Dies läßt sich nur erreichen, wenn man wissenschaftliche und vorwissenschaftliche *Teilmengen* des aufeinander aufbauenden Prozesses (Erleben und Interpretation) voneinander löst und *verschiedenen Subjekten zuordnet*. Die erlebensmäßige Konkretisation des literarischen Werkes ist zweifelsohne die Grundlage der (literatur)wissenschaftlichen Betrachtung, muß selbst aber nicht wissenschaftliche Merkmale aufweisen, ja sollte es nicht einmal. Gerade die *Verschmelzung von Erleben und Interpretation* des literarischen Werkes führte zur Überforderung des Literaturwissenschaftlers und schließlich zur *Methodenkrise*. Subjektive Werkrezeption zu treiben und gleichzeitig die subjektiv-intentionalen Inhalte im Interpretationsvorgang als Objekt der theoretischen Konstruktion mit möglichst maximaler Unabhängigkeit voneinander zu verarbeiten, stellt eine psychische und methodische Unmöglichkeit dar. Die Trennung Erleben – Interpretieren ist also methodisch nur zu sichern, wenn ihr eine parallele Trennung von Rezipient und Forscher entspricht; sie ist damit innerhalb des Methodeninventars einer exakten Literaturwissenschaft so verankert, daß sie nicht nachträglich wieder zurückgenommen bzw. wieder aufgehoben werden kann.

Das ist auch im Hinblick auf den wissenschaftlichen Status der Verstehensstufe völlig gerechtfertigt: Die *theoretische* Anstrengung der Interpretation verbleibt beim Wissenschaftler, die unter dem Aspekt der Objektivität sogar eine möglichst atheoretische, d. h. *wissenschaftsunabhängige Rezeption* bei grundsätzlich *beliebigen Werkrezipienten* voraussetzt. Auf diese Weise wird der Forscher einerseits von der seinem wissenschaftlichen Bemühen zugrundeliegenden *Erlebensstufe* entlastet, andererseits sind die Gefahren, die aus der ehmaligen Konkundierung beider Ebenen entstanden, gebannt.⁴⁸ Der *Literaturwissenschaftler* konstituiert seine *Datenbasis*, d. h. seinen Gegenstand u. a. *durch intersubjektive Feststellung* und Erfassung der *subjektiv-individuellen Konkretisation* des literarischen Werkes beim Rezipienten. Damit ist gleichzeitig eines der *Grundpostulate* erfüllt, das der hermeneutischen Wissenschaftstheorie zu Recht als zentrale Voraussetzung zur Erforschung literarischer Werke galt: daß die *Gegenstandskonstituierung* nur durch *Verstehen* möglich sei. Die Intentionalität des literarischen Werkes impliziert natürlich immer schon eine gewisse minimale Theoriehaltigkeit, die wir als den Enkodierungsanteil bei der Rekodierung literarischer Werke näher bestimmen konnten (vgl. o. Iser: Appellstruktur der Texte). Dem intentionalen Charakter des Gegenstands entsprechend wird dieser durch *rezeptive*

Koition (im Sinne von F. SCHMIDT 1968) konstituiert; spontankointentionales Verstehen des je individuellen literarischen Werks stellt den *Realitätsbereich* dar, *über den Literaturwissenschaft Theorien* aufzustellen hat.

Objektive Basis: Materialität und Verstehen

Das läßt sich – bei gutem Willen – sogar mit den wichtigsten Dimensionen des überkommenen Konzepts von Literatur als objektiviertem Geist vereinen; der objektivierte Geist ist als Produkt von seinem jeweiligen Autor abgelöst und existiert in spezifischer Materialität (z. B. eines Buches) unabhängig von ihm. Das literarische Werk als »sinnlich-sinnhafte Gestalt« ist damit die »Integration natürlicher und intentionaler Bestimmtheit« (FLACH & FLACH 1967, 25). Die beiden »Aspekte der Integration von natürlicher und intentionaler Bestimmtheit« sind »Materialität und Sinnhaftigkeit« (FLACH & FLACH 1967, 26). Dabei richtet sich die Überprüfung der literarischen Werkkonkretisation auf den Aspekt der Sinnhaftigkeit; die Notwendigkeit der Überprüfung bei mehreren Rezipienten bzw. Rezipientenklassen ist von der ästhetischen Analyse her begründet worden und widerspricht nicht grundsätzlich dem Postulat, »daß die intentionale Bestimmtheit fixiert ist« in dem Sinn, »daß sie selbst intendiert zu werden vermag« (FLACH & FLACH 1967, 27). Zwar folgt daraus »das Konzept einer intentionalen ›Konstanz‹ als ›geistgebundener Konstanz‹; »wir nennen sie ... die Aktualität der Objektivation« (FLACH & FLACH 1967, 28). Die Erforschung des gegenstandskonstituierenden Verstehens läßt sich als *Ausrichtung auf die genannte Aktualität* verstehen, die durch die soziale Funktion bzw. Funktionslosigkeit von Literatur unabdingbar ist. Ob man das potentielle Sein des literarischen Werkes, das durch das rezipierende Verstehen in die konkrete Aktualität überführt wird, dann noch Objektivation nennen will oder nicht, bleibt methodologisch irrelevant. Festzuhalten ist, daß die *materiale Objektivität* des literarischen Werkes *konzediert* werden kann, nicht aber die *ideale Objektivität* auf der Sinnenebene; folgerichtig kann man die *empirische Sicherung material-objektiver Daten* auch ohne den Rezipienten vornehmen, muß diesen Aspekt aber durch die Sicherung der (subjektiven) Konkretisation intentionalsinnhafter Werkebenen ergänzen (vgl. u. Realitätsprüfung).

Die Trennung von Forscher und Rezipient als erster grundlegender Schritt zur Empirisierung der Literaturwissenschaft führt also *nicht* zur *Reduktion* des literaturwissenschaftlichen Gegenstandes; die Sinnhaftigkeit des Gegenstandes wird durch das Konzept der *kointentionalen Konkretisation als Realitätsbasis* für den Literaturwissenschaftler erhalten. Natürlich ist es unter dem Kriterium empirischer Objektivität auch möglich, *Verfahren* einzusetzen, die sich ausschließlich oder akzentuierend auf die *Materialität* des geistig-objektivierten

Produkts beziehen; sie dürfen nach dem vorgestellten literaturtheoretischen Konzept jedoch für eine an das bisherige Verständnis von Literaturwissenschaft anschließende empirische Literaturbetrachtung nicht die einzige Datenbasis abgeben, ihre Funktion wird in bezug auf das Verstehen als zentraler Gegenstandskonstituierung zu explizieren sein (vgl. u. material-objektive Verfahren).

Damit ist dem Verstehen sozusagen als »Hermeneutik ersten Grades« (POLLMANN 1971, 75) der notwendige Raum gegeben; die Interpretation als möglichst adäquate Konstruktion »von allen im Text angelegten Sinnmöglichkeiten« (HIRSCH 1960, 471) setzt die gesicherte Datenbasis der zunächst unabhängig erhobenen Konkretisationsvielfalt voraus. Einer der Vorteile, die damit gewonnen sind, besteht in der mit Sicherheit eintretenden Ausweitung des Literaturbegriffs, der die Gegenstandseinschränkungen der klassisch-hermeneutischen Literaturwissenschaft revidieren wird (vgl. Trivilliteratur etc.). Entsprechend der Grunddimension Sprache-Realität bei literarischen Werken (vgl. o. Ästhetik) läßt sich nämlich auch der Literaturbegriff quasi empirisch vom Rezipienten aus definieren, wie es FÜGEN (1970) getan hat: Literatur verweist nicht auf eine von ihr unabhängige seinsautonome Wirklichkeit, so daß die Intentionalität der Gegenstände und Sachverhalte zur Definition des Gegenstandes »Literatur« herangezogen werden kann: »Das literarische Werk bleibt hier auf die richtige, eben literaturgemäße Einstellung des Lesers angewiesen«, die in der Nicht-Identifizierung mit einer tatsächlich vorfindbaren Realität besteht. Diese »Subjektivierung« (die eher eine Prozessualisierung ist) bei der Festlegung des literaturwissenschaftlichen Gegenstandes dürfte den klassischen hermeneutischen Literaturwissenschaftler erschrecken, ist aber mit Sicherheit günstiger als eine – nur postulierte – Objektivität der Begriffsdefinition bei gleichzeitiger untragbarer Subjektivierung der Methoden; Objektivierung der Methodologie und mittelbare Subjektivierung des Gegenstandsbereichs erscheinen in Richtung auf eine verbindliche wissenschaftliche Erkenntnis auch der Literaturwissenschaft günstiger als das umgekehrte Verhältnis. Außerdem räumt diese Subjektivierung bei der Bestimmung des Gegenstandsbereichs mit der zu Unrecht unterlegten Voraussetzunglosigkeit der literaturwissenschaftlichen Realitätsebene auf; folglich wird eine endgültige Bewertung der Empirisierung erst nach Einbeziehung dieser Voraussetzungen, und das bedeutet nach Konzipierung der Literaturwissenschaft als einer umfassenden Kommunikationswissenschaft möglich sein (vgl. u. explikative Konstrukte).⁴⁹

Psychologismuskritik und Konkretisationsvoraussetzungen

An diesem Punkt, an dem auch noch die Bestimmung des Gegenstandsbereichs über die Werkkonkretisation indirekt »subjektiviert« wird, ist für den Hermeneutiker der *Verdacht des Psychologismus*

naheliegend.⁵⁰ Dieser Vorwurf aber würde die *Intention der hier vorgeschlagenen Konkretisationsüberprüfung verkennen*; selbstverständlich könnte man die thematischen Bewußtseinsinhalte nach verschiedenen Richtungen hin auswerten bzw. interpretieren. Eine dieser Richtungen wäre zweifellos psychologisch zu nennen: Wenn man in Parallelität zu DILTHEYS Akzentuierungen der Bedingungen des Schaffensprozesses (DILTHEY 1922, 186 ff.) die Bedingungen des Rezeptionsprozesses erforschen wollte, so wäre das eine zunächst überwiegend psychologische Fragestellung. Dies aber ist beileibe nicht gemeint: Von den feststellbaren Bewußtseinsinhalten – des konkretisierenden Rezipienten – lassen sich ebenso gut ästhetische Merkmalsräume (vgl. VALENTINE 1962) wie die Bereiche der intentionalen Gegenständlichkeiten (bzw. Inhalte) abheben, um auf deren Grundlage eine Interpretation des literarischen Werks vorzunehmen. Das gegenstandskonstituierende Verstehen und damit die jeweils nur individuell faßbaren Bewußtseinsinhalte sollen also dezidiert *nicht* primär auf ihren subjektiv-persönlichen Träger hin untersucht werden; vielmehr fungiert hier das *Subjekt* (»bewußtseinsfähiges Individuum«) lediglich als *Medium*, über dessen Konkretisation sinnhafte Beobachtungsdaten des literarischen Werkes als Grundlage der literaturwissenschaftlichen Theorienbildung faßbar sind. Diese Verwertung der zwangsläufig, aber nicht determinierend subjektiven Verstehensdaten läßt sich nur dann als Psychologismus kennzeichnen, wenn man bereits INGARDEN einen Quasipsychologismus der »Verwechslung zwischen dem Kunstwerk einerseits und seiner individuellen Konkretisation andererseits« vorwirft (SEIDLER 1968, 356). Das aber bedeutet eine noch viel rigorosere Forderung nach der »idealen Objektivität« des literarischen Werks als bei INGARDEN, die dem Kunstwerk als »die Haupteigenschaften idealer Seinsweise... Unzerstörbarkeit, Transsubjektivität, Zeit- und Raumlosigkeit« (SEIDLER 1968, 356) zuschreibt; diese Charakteristika jedoch treffen auf das moderne literarische Werk, wie oben gezeigt wurde, überhaupt nicht mehr zu, so daß sie adäquater lediglich als Merkmale der theoretisch konstruierten Begrifflichkeit akzeptiert werden können. Der konsequent zu Ende gedachte Vorwurf des Psychologismus wird sich also den Gegenwurf gefallen lassen müssen, mit seiner Konzeption den zu erforschenden Phänomenen der Literatur nicht gerecht werden zu können. Das gilt auch für die (hermeneutisch) objektivistische Konzeption HIRSCHS (1967); beim Versuch, die intersubjektiv Erreichbarkeit verbaler Bedeutung (verbal meaning) nachzuweisen, gibt er symptomatischerweise als Beispiele für intentional intersubjektive Akte die Wahrnehmung eines Tisches bzw. eines Phonems an (1967, 38). Daß die dort wahrscheinliche Intersubjektivität gerade in den komplexeren Schichten literarischer (besonders moderner) Werke nicht mehr zu erwarten ist, hat die Ästhetikanalyse (oben) gezeigt. Auch gegen HIRSCHS rein hermeneutische Unterschei-

Wörterbuch
des
Psychol.
Wörterb.
1970

dung von ›meaning of interpretation‹ und ›construction of meaning‹ (parallel zu LEIBFRIEDS Verstehen I und II; HIRSCH 1967, 129) ist genau wie bei INGARDEN der Vorwurf der Ontologisierung einer (objektiven) Idealität zu erheben. Es bleibt festzuhalten, daß entgegen dem gängigen Psychologismusvorwurf in unserer Konzeption des Verstehens I als empirischer Basis keine Identifikation von Bedeutung (meaning) mit mentalen Prozessen (HIRSCH 1967, 32; Hervorhebung N. G.) vorliegt: Die Inhalte der mentalen Prozesse dienen lediglich als sinnhafte Beobachtungsdaten, über die eine wissenschaftlich zu konstruierende, theoretische Werkbedeutung erschlossen wird.

Allerdings soll hier gleich auf eine andere Schwierigkeit hingewiesen werden, die eine Fülle von neuen Problemen in die literaturwissenschaftliche Betrachtung einbringen kann (was aber nicht gegen die Kreativität des vorgeschlagenen Ansatzes spricht; vgl. o. Kreativitätskriterien, Teil B.). Wir hatten bisher auf der Grundlage der Trennung zwischen Forscher und Rezipient festgelegt, daß die Konkretisation des literarischen Werkes als Datenbasis erhoben werden soll, und zwar in möglichst zahlreichen Varianten, um die zu vermutende Streubreite der Konkretisationen abzudecken. Daß nicht eine einzige Konkretisation als Grundlage für Werkinterpretationen reicht, hat auch schon INGARDEN gesehen (1969, 22). Damit aber stellt sich das Problem der Subjektrepräsentanz: d. h. die Frage, welche Subjekte bzw. Subjektclassen zu einer adäquaten Konstruktion des Werksinns herangezogen werden sollen. Zu ihrer Beantwortung muß eine Fülle von Problemen beachtet werden: Inwieweit ist die Konkretisation nicht von dem Vorwissen des Rezipienten abhängig? Ist unter diesem Gesichtspunkt nicht doch wieder ein möglichst umfassend vorgebildeter Wissenschaftler der optimale Rezipient? Wenn aber der Rezipient umfassende Vorkenntnisse hat, konkretisiert er dann nicht mehr aus dem Werk heraus, als es potentiell bietet? Ist unter dem Aspekt der größten Adäquatheit zum potentiellen Sein des literarischen Werkes vielleicht doch der Autor der ideale Rezipient? Wenn aber der Autor der ideale Rezipient ist, heißt das nicht, daß höchstens noch ein Zeitgenosse ein literarisches Werk adäquat rezipieren kann und sonst niemand? Will man am überdauernden potentiellen Sein des literarischen Werks festhalten, werden dann nicht gerade außerwissenschaftliche Voreinstellungen in ihrer Wirkung auf die Konkretisation außerordentlich interessant? usw.

Die Frage nach der Subjektrepräsentanz kann zunächst einmal versuchsweise nach zwei Richtungen hin gelöst werden: Zum einen ist nach den gefundenen Ästhetikvoraussetzungen eine möglichst umfassende, gestreute Konkretisationsüberprüfung anzustreben. Hier kann aus den Sozialwissenschaften das statistische Konzept der Stichprobenrepräsentativität für eine – faktische oder hypothetische – Grundgesamtheit eingesetzt werden; die entsprechenden Verfahren

gestatten sowohl einen zeitlich repräsentativen Querschnitt einer eventuell natursprachlich festgelegten Bevölkerung (Randomverfahren) oder auch die Herstellung einer repräsentativen Stichprobe in bezug auf bestimmte theoretisch angesetzte Dimensionen (wie z. B. Einkommen, Bildung, politische Einstellung etc.: Quotaverfahren). Zum anderen zeigt bereits die Möglichkeit des Quotenverfahrens, daß man die literarische Konkretisation hinsichtlich der Voraussetzungen innerhalb des Subjekts relativieren muß.⁵¹ Die genaue Funktion der über die Subjektrepräsentanz miteinzubeziehenden Voraussetzungen ist allerdings erst innerhalb eines kommunikationswissenschaftlichen Modells der Literaturwissenschaft zu explizieren; wir werden an diesem Punkt der Konzeptualisierung die Frage der Subjektrepräsentanz wieder aufnehmen und weiterführen. Schon jetzt aber dürfte feststehen, daß die konsequente Subjekt-Objekt-Trennung (Forscher-Rezipient-Trennung) dazu zwingt, die impliziten Voraussetzungen des Konkretisations- und Interpretationsvorgangs zu explizieren und zum Gegenstand der Forschung zu machen; damit ist eine methodologische Verankerung derjenigen Ziele erreicht, die in der hermeneutischen Literaturwissenschaft nur Aufforderung ohne Vollzugszwang bleiben mußten – als (unerfüllbare) Forderung an den Forscher, von sich selbst und seinen Voraussetzungen abzusehen.

Kontrollierende Beobachtung subjektiver Sinneinheiten

Die durch die Trennung Forscher–Rezipient aufgelöste Subjekt-Objekt-Konfundierung soll den Literaturwissenschaftler in die Lage versetzen, eine intersubjektive, eindeutige Datenbasis für die literaturwissenschaftliche Interpretation zu gewinnen. Wir haben zunächst zu sichern versucht, daß auf der Rezipientenseite durch das vorgeschlagene Konzept des konkretisierenden Verstehens als Gegenstandskonstituierung keine Gegenstandsverkürzung der Literaturwissenschaft eintritt. Als letztes theoretisches Problem ist noch die Sicherung der Konkretisationen als Verstehensdaten zu skizzieren. Die Trennung von Forscher und Rezipient kann nur dann ihre methodologische Funktion voll erfüllen, wenn die Rezipientenseite für alle Forscher intersubjektiv (identisch) erfassbar wird. Das ist allein durch kontrollierende Beobachtung (auf möglichst theoriefreier, subjektunabhängiger Sprachebene) möglich, was voraussetzt, daß die Literaturwissenschaft intersubjektiv einsetzbare Erfassungs- bzw. Meßinstrumente zur Feststellung der literarischen Konkretisationen entwickelt bzw. in modifizierter Form aus angrenzenden Wissenschaften z. B. der Sprachpsychologie, übernimmt (vgl. u. sinnzentrierte Verfahren zur Erhebung der Werkkonkretisation). Diese kontrollierte Erfassung der je individuellen Konkretisationsinhalte kann die Funktion einer vollgültigen empirischen Realitätsprüfung übernehmen. Diese Realitätsprüfung soll und muß sich natürlich auf die Sinneinheiten literarischer Werke

beziehen; die literaturwissenschaftliche Methodologie muß hier von einem überholten Positivismus- bzw. Empirismusbegriff abrücken: Empiriehaftigkeit erfordert nicht, daß völlig theorie- oder sinnfreie Einheiten beobachtet werden. Eine moderne empirieausgerichtete Wissenschaftstheorie wird, wie schon mehrfach aufgezeigt, durchaus konzedieren, daß die Theoriefreiheit der Beobachtungssprache bzw. der Feststellungsinstrumente und -methoden nicht so absolut gehalten werden mag wie bei anderen (sog. Natur- oder auch empirischen Sozial-) Wissenschaften. Das durch die Sprache des literarischen Werkes bezeichnete ist (vgl. o. Ästhetikanalyse der Un-Wirklichkeit) »keine Sache, sondern durch ein akustisches Bild erschlossene Vorstellung («Konzept»)« (KRAUSS 1970, 274). Dementsprechend müssen auch die Erfassungsmethoden für die literarische Konkretisation *Konzepte abfragen*; die Interaktion von Methode und Gegenstand verlangt unter dem Kriterium der Gegenstandsadäquanz von den Instrumenten einer empirischen Literaturwissenschaft, daß sie zur Erfassung bzw. Konstituierung von Verstehensprozessen und -inhalten geeignet sind. Für die Lösung dieses Problems (einem dogmatisch eingeschränkten Empiriebegriff unzugänglich — vgl. Einleitung) gibt es innerhalb der Psychologie wie auch Soziologie längst subtile Verfahren, die modifiziert in der Literaturwissenschaft Anwendung finden könnten. So ist durchaus davon auszugehen, daß die Beobachtungsdaten einer empirischen Literaturwissenschaft Konzepte darstellen und die Wissenschaft selbst, wenn schon nicht Theorien über Theorien, so doch Theorien über theoriehaltige Kognitionen (Konkretisationskonzepte literarischer Werke) generiert. Pointiert ausgedrückt: Auch eine etwaige mangelhafte Intersubjektivität der Werkkonkretisation beim Rezipienten (die ästhetisch bedingte Streubreite der Konkretisationen) läßt sich intersubjektiv exakt durch Beobachtungsinstrumente sichern. Diese kontrollierende Beobachtung auf seiten des Forschers macht die Empiriehaftigkeit einer Wissenschaft aus, da hierdurch Theorien falsifiziert werden können. Die *methodologische Sicherung der Falsifikationsmöglichkeit von Theorien* war bei der Verschmelzung von Forscher und Rezipient in einer Person nie gegeben, da die Unabhängigkeit der Rezeption von der Theorie eine Bewußtseinspaltung verlangt hätte. Wenn auch eine gewisse Theoriehaltigkeit der Beobachtungsdaten zuzulassen ist, um keine Gegenstandsreduktion vorzunehmen, muß gegenüber den methodologischen Tendenzen der sog. Geisteswissenschaften doch darauf beharrt werden, daß solche kontrollierende Beobachtung von literarischen Konkretisationen möglich ist. Die Vorstellung, daß eine wissenschaftlich-rationale Forschung und Sicherung von sog. »irrationalen« Sinneinheiten nicht möglich ist, ist als neoromantische »Verwechslung von Gegenstand und Methode« zu kennzeichnen: »Der irrationale Gegenstand kann sehr gut zum Objekt eines methodischen Rationalismus gemacht werden« (KOFLER o. J., 15).

Daraus folgt zweierlei: einmal, daß auch eine *postulierte Irrationalität* des literarischen Gegenstandes (und d. h. jetzt im folgenden immer der literarischen Konkretisation) *nicht* deren kontrollierte Beobachtbarkeit unmöglich machen würde; zum anderen, daß die Verarbeitung der Beobachtungsdaten keine »Kunst der Interpretation«, sondern eine theoretische Konstruktion und *Integration* darstellen muß (vgl. auch HAUFF et al. 1971, II, 38). Daß literarische Interpretation wie jegliche andere Theorie eine Integration von Daten bedeutet (vgl. RANTAVAARA 1968, 341), steht in einem spannungsvollen Gegensatz zum Ziel der maximalen Differenziertheit, unter der die Gewinnung der Beobachtungsdaten (der literarischen Konkretisationen) stehen muß. Dieses Spannungsverhältnis kann zu einem spezifischen Merkmal einer zukünftigen empirischen Literaturwissenschaft werden. Der grundlegende Unterschied einer empirischen Literaturwissenschaft zur traditionellen hermeneutischen liegt, um es noch einmal abschließend pointiert zu formulieren, in der umgekehrten Fragerichtung des Basisproblems: Während die hermeneutische Literaturwissenschaft fragte, welches (individuelle) Werkverständnis dem »ideal-objektiven« Werk entsprach, wird eine empirische Literaturwissenschaft fragen, welche *theoretische Konstruktion des Werkesinns* (Interpretation) *den intersubjektiv erhobenen Werkkonkretisationen* (rezeptives Verstehen) *adäquat* ist.

Realitätsprüfung: Empirische Objektivität 1. Material-objektive Verfahren

Das Grundprinzip: Klassifikation und Kategorisierung
Die bisher auf literarische Texte *hauptsächlich angewandten Verfahren* der Realitätsprüfung, die dem Kriterium der empirischen Objektivität genügen, sind solche, die gerade *nicht die Konkretisation* des Werks zu erfassen versuchen, sondern vielmehr den Text und seine Struktur direkt angehen wollen.⁵² Diese empirischen Verfahren, die auf das Textverständnis eines Rezipienten verzichten, müssen sich folgerichtig hauptsächlich auf den *materialen Aspekt* des (objektivierten) Produkts »literarisches Werk« beziehen. Sie tun dies, indem sie bestimmte Einheiten des Textes festlegen und rein formal die Relation zu anderen aufzeigen, um so die Textstruktur zu erhellen. Diese Einheiten sind vorwiegend *syntaktische* (im Sinne der Semiotik), können aber auch durchaus *semantische* sein (vgl. z. B. RIEGER 1971); die semantischen Einheiten werden allerdings nicht auf ihre konkretisierte Reproduktion hin befragt, sondern auf ein wie auch immer konstituiertes Beziehungsgefüge der Einheiten untereinander. Da diese auf das Verstehen des Rezipienten des literarischen Werks verzichtenden Ver-

fahren hauptsächlich vom Materialaspekt des Werks ausgehen, möchte ich sie materielle bzw. *material-objektive Verfahren* der empirischen Realitätsprüfung nennen. Eine Quantifizierung der Daten fällt bei diesen Instrumenten natürlich leichter als bei irgendwelchen anderen, ist aber nicht notwendige Voraussetzung für eine material-objektive Methode der Gegenstandskonstituierung literarischer Werke (vgl. u. Linguistik, mathematische Texttheorie etc.). Das Gemeinsame der material-objektiven Verfahren liegt darin, daß man mit ihrer Hilfe *Textteile* (von kleinsten Einheiten wie Buchstaben bis zu größten wie unbewußten Bedeutungsstrukturen) *formal klassifizieren* und durch intersubjektive Aufarbeitungsweisen zu einer objektiv gewonnenen Textbeschreibung kommen kann. Diese *Kategorisierung von Textteilen* analog einer Definition ist die *Grundoperation* der material-objektiven Verfahrensweisen, mit der sie den Gegenstand *außerhalb des Verstehenshorizonts* zu konstituieren versuchen. Pragmatisch gesprochen kann man die Vorgehensweise der material-objektiven Verfahren also dadurch verdeutlichen, daß sie *ohne Versuchspersonen* arbeiten; sie versuchen, die material-objektiv vorliegenden Texte hinsichtlich ihrer Strukturen zu rekonstruieren. Die Berechtigung für diese material-objektiven Kategorisierungs- und intersubjektiv-theoretischen Rekonstruktionsakte ist in der zugrundeliegenden Perspektive (in bezug auf den literarischen Kommunikationsweg) zu suchen: Es wird ein »homo poeticus« vorausgesetzt, der »analog dem Sprecher-Hörer der theoretischen Linguistik ... als eine Idealisierung ... fungiert« (IHWE 1971, 97). Es geht hier also analog zur CHOMSKYSCHEN Unterscheidung von Kompetenz und Performanz um die »idealisierte Abstraktion« (HERRMANN 1972, 75) des *homo poeticus*; im Bereich der Grammatik geht es der Linguistik um den »kompetenten Sprecher«, »der imstande ist, eine beliebig große Anzahl immer neuer Sätze einer Sprache zu bilden und zu verstehen«, nicht um »die aktuelle Leistung eines Sprache produzierenden bzw. rezipierenden Individuums« (HERRMANN 1972, 75) — das ist Performanz. Die Linguistik hat die theoretische Rekonstruktion z. B. eines Regelsystems zum Ziel, das die Ableitung aller »richtigen« Sätze erlaubt. Analog haben die material-objektiven Verfahren in ihrer Anwendung auf literarische Texte das Ziel der theoretischen (möglichst einfachen) Rekonstruktion der *Textstruktur(en)*; über das Prinzip der Kategorisierung von Textteilen ist das empirisch-intersubjektiv möglich und auf der Grundlage der materialen Objektivation literarischer Werke (s. o. S. 99 ff.) auch berechtigt. Die *Beschränkung* auf solche (*Kompetenz-*)*Rekonstruktion* würde allerdings eine *Reduktion* des literaturwissenschaftlichen Frageansatzes bedeuten (vgl. LÄMMERT in KOLBE 1969); die (ästhetische) Potentialität der intentionalen Werkebene und der historische Erklärungsanspruch literaturwissenschaftlicher Fragestellungen machen eine Berücksichtigung der Performanz-Ebene notwendig, für die

psychologische Methodiken heranziehbar sind (vgl. u. Außenkriterien und intentional-sinnhafte Textfeststellung).

Statistische Stildeskription

Am deutlichsten wird das Kategorisierungsprinzip bei den *statistischen Verfahren* der Textbeschreibung, für die Fucks (1968) anschauliche und weithin auch bekannte, einführende Beispiele gegeben hat. So lassen sich schon bei Berücksichtigung ganz einfacher Quotienten deutliche Ergebnisse erzielen (wenn man die richtigen Stichproben auswählt): Die Satzlänge z. B. (Wörter pro Satz) unterscheidet sich bei Dichtern und Schriftstellern bedeutsam (Fucks 1968, 39; vgl. Abb. 8).

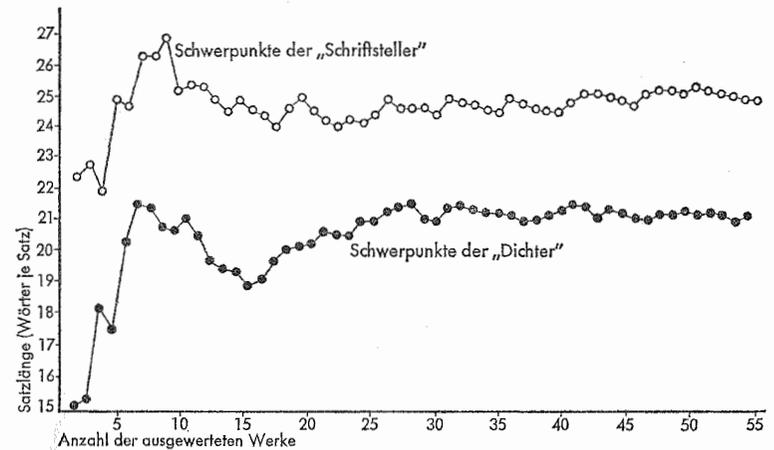


Abb. 8: Vergleich der Satzlängen bei »Schriftstellern« und »Dichtern« (Fucks 1968, 39).

Dieses Ergebnis mag dem Literaturwissenschaftler trivial erscheinen (wobei allerdings unter wissenschaftstheoretischem Aspekt zu beachten ist, daß eine empirisch gesicherte Trivialität wertvoller ist als eine ungesicherte), doch kann man durch Kombination verschiedener Meßindices auch zu weniger trivialen, aussagekräftigen Stilbeschreibungen gelangen: Fucks hat Satzschachtelung und Satzlänge zueinander in Beziehung gesetzt und damit die auch in der Literaturwissenschaft besonders beliebte Stildeskription objektiv überprüft (vgl. Abb. 9, Fucks 1968, 55).

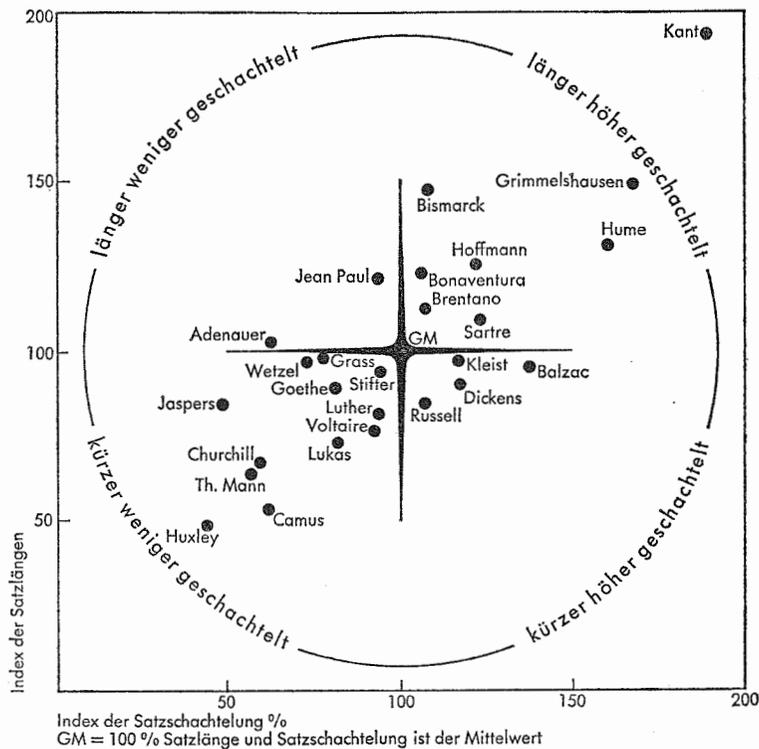


Abb. 9: Statistische Stildeskription: Satzlänge und Satzschachtelung.
GM = Gruppenmittel der 26 Autoren. (Fucks 1968, 55).

Die *objektiv-statistische Stildeskription* macht es möglich, einige überrückkommene, plausible (d. h. face-valide) Einschätzungen zurechtzurücken, man vergleiche nur die Position Kleists in Abb. 9 mit seinem traditionellen Stilimage.

Besonders für die Textebene, deren Elemente »jenseits der Grenze des Verstehens liegen« (KNAUER in KREUZER & GUNZENHÄUSER 1967, 193), ist die statistisch-deskriptive Betrachtungsweise außerordentlich geeignet. Die Analyse von Silben und Lautverteilungen innerhalb literarischer Texte (vgl. KNAUER 1967) sowie des Metrums (vgl. Fucks 1968, 67 ff.; bei ihm fälschlicherweise mit dem mehr auf Konkretisation ausgerichteten Begriff Rhythmus bezeichnet) werden auf die Dauer wohl ausschließlich durch objektiv quantifizierende Verfahren zu beschreiben sein, die die hermeneutische Beliebigkeit der Plausibilitätskonzepte unserer klassischen Literaturwissenschaft ausmerzen würden. Einen auch historisch informierenden Überblick über die stochastischen

Verfahren der Textbeschreibung, insbesondere der *Stilstatistik*, gibt PAUL (in ARNOLD & SINEMUS 1972)⁵⁸; er charakterisiert sie als »für die Auswahl und die Definition der zu zählenden Einheiten meistens auf die Sprachwissenschaft verwiesen . . . und nach den für einen Autor, ein Werk, eine Gattung, eine Epoche charakteristischen stilistischen Konstanten« suchend. Die bisherigen Untersuchungen beziehen sich hauptsächlich auf Wortschatz, Satzstrukturen, satzübergreifende Strukturen, Lehnwortschatz, Autorschaftsfragen und historische Stilwandlungen (vgl. SHERMAN 1888; YULE 1938; ZIPF 1949; HERDAN 1966; BAKER 1967; Fucks 1968; und insgesamt die bibliographischen Hinweise bei PAUL 1972). PAUL weist zu Recht darauf hin, daß die Ursache für das gegenwärtig noch unausgewogene Verhältnis von statistischen Methoden zur Textbeschreibung hauptsächlich an der *Kulturideologie* liegt, die »Mathematik und Dichtung« als wesensfremd postuliert, so daß keine in beiden Bereichen optimal ausgebildeten Wissenschaftler verfügbar sind: »Viele statistischen Arbeiten bleiben unbefriedigend, weil sie entweder ein hochkompliziertes Aufnahme-, Auswertungs- und Kontrollverfahren vorführen, das auffällig mit der literatur- oder sprachwissenschaftlichen Harmlosigkeit der Vorüberlegungen kontrastiert, oder weil der Literaturwissenschaftler seiner durchdachten Konzeption keine statistische Methode anpassen kann und die gewonnenen Ergebnisse nur von geringer Aussagekraft sind« (PAUL 1972, 8). Die zukünftige Entwicklung aber wird diese Hemmnisse mit Sicherheit überwinden und eine starke Ausweitung der statistischen Verfahren für viele Textebenen (vgl. o.) bringen.

Linguistisch-strukturelle Verfahren

Traditionsreichere Varianten des material-objektiven Betrachtungsaspekts sind in Linguistik, Formalismus und Strukturalismus zu sehen, die sich zu großen Teilen überlappen (s. u.) und weitgehend auf eine übereinstimmende Grundhaltung zurückzuführen sind. Besonders die *Textlinguistik* kann als »Versuch einer Synthese von Sprach- und Literaturwissenschaft auf eine lange wissenschaftsgeschichtliche Tradition zurückblicken« (PAUL 1972, 5). Ihre derzeitigen Bemühungen gehen in Richtung auf eine *formalisierte Textbeschreibung*, die sich zumeist auch auf formalisierte Grammatiken stützt (von der generativen Transformationsgrammatik CHOMSKYS bis zu den finite-state-Grammatiken, vgl. PAUL 1972, 6), »doch ist eine konsistente Theorie der formalisierten Textbeschreibung auf diesem Wege noch nicht in Sicht« (PAUL 1972, 6). Hier sind auch Analysen auf der Grundlage *semantischer Einheiten* (innerhalb des semiotischen Modells) einzureihen, wengleich das linguistische Programm noch weitgehend an die »oft magische Satzgrenze« (PAUL 1972, 7) stößt, die die linguistische Textbeschreibung noch in die Zukunft verweist. Diese *Betrachtungsweise* des literarischen Textes vom Sprachsystem her charakterisiert ebenso

die Ansätze, die vom *Russischen Formalismus* (z. T. in Verbindung mit der Linguistik) ausgehen. ERLICH vermutet, daß die rein auf das Wortgefüge der Dichtung ausgerichtete Einseitigkeit »z. T. auf die nicht-gegenständliche Tendenz der modernen Kunst zurückzuführen ist« (ERLICH 1964, 311). Diese Hypothese veranschaulicht deutlich die *material-objektive Ausrichtung* formalistischer Forschung: »Dichtung wurde als System begriffen, das zu einem besonderen ästhetischen Zweck mit spezifischen Mitteln organisiert ist« (HAUFF et al. 1971, II, 106). Es wird also ein hauptsächlich auf die Textmaterialität ausge richteter Querschnitt ermittelt, der die *Literarhaftigkeit* dieser Texte im Vergleich zu den übrigen sprachlichen Organisationsstrukturen festzulegen sucht (vgl. o. Ästhetikanalyse und ERLICH 1964): »Die Gesichtspunkte der Genese und der Wirkung erscheinen nur in stark reduzierter Form in der Theorie, der es auf die innerliterarische Funktion der Kunstmittel ankam« (HAUFF et al. 1971, 112). Dabei hat sich die Formalismusposition auch besonders auf grammatische Fragen konzentriert (hier liegen die Überschneidungen mit der Linguistik) und das Poetische an literarischen Texten durch strukturelle Beschreibungen (hier liegen die Überschneidungen mit dem Strukturalismus) zu erfassen versucht, die Strukturtypen, wie etwa Äquivalenz, Abweichung, Mehrdeutigkeit oder Komplexität ausdifferenzieren (vgl. PAUL 1972, 6). Dieser zunächst »Querschnitt« genannte Aspekt bezeichnet auch den Ausgangspunkt der Richtung, die sich als *Strukturalismus* etabliert hat: Sie basiert (u. a.) auf der Unterscheidung DE SAUSSURES zwischen der synchronischen und der diachronischen Betrachtungsweise; im Strukturalismus ist dabei die diachronische, d. h. historische, *Sprachbetrachtung* durch die *synchronische*, d. h. »zeitgleiche« abgelöst worden. Auch sie hat das Ziel, »die konstituierenden Eigenschaften der Sprache herauszuarbeiten« (SCHWY 1969, 39) mit einem systematisierenden Anspruch, der »den Einzelementen menschlicher Rede ihre Funktion zuweist« (SCHWY 1969, 41), wobei »die formalen Beziehungen« der Werkstruktur »als Realisation bestimmter Kombinationsmöglichkeiten der Elemente« konstituiert werden (POLL-MANN 1971, 11, 85). Die *material-objektivierende Intention* auch des *Strukturalismus* (besonders des französischen) besteht also darin, daß er Sprache als »in sich funktionierendes System ohne substantiellen Bezug zur außersprachlichen Realität« beschreibt (HAUFF et al. 1971, 112); das ist die Basis für die Übernahme linguistischer Wissenschaftsteilmengen durch den Strukturalismus. Allerdings will der Strukturalismus trotz der postulierten *Subjektunabhängigkeit* seines Ausgangspunktes die *Semantik nicht unberücksichtigt* lassen; das muß zwangsläufig zu einer starken *Voraussetzungsbelastheit* führen: »Levi-Strauss wird zu einem methodologischen Vorgriff auf das Unbewußte gezwungen, einen unbewußten Geist, in dem als letzter Struktur die »Integration... der Methode und der Wirklichkeit« angesiedelt ist«

(HAUFF et al. 1971, 124). Die Strukturen werden also nicht vom verstehenden Subjekt her erklärt, sondern eher das Subjekt von den (über das Unbewußte hypostasierten) Strukturen aus. Auf diese Art und Weise wird der material-objektive Bereich verlassen und, ohne eine entsprechende methodische Sicherung durch empirische Realitätsprüfung einzuführen, auf literarische Semantik wie auf soziale Phänomene ausgedehnt: »Ausgeweitet zu einer allgemeinen Erklärungstheorie des Sozialen, verliert der strukturalistische Ansatz seine methodologische Stringenz, die er weithin im Bereich der Linguistik besitzt, gerät in erkenntnistheoretische Aporien« (HAUFF et al. 1971, 126). Diese strukturalistischen Aspekte lassen sich nicht dem material-objektiven Deskriptionsbereich zuordnen (zur Explizierung der deskriptiven Verfahren vgl. die genannten Methodeneinführungen u. die in ihnen aufgeführte Literatur); die über den material-objektiven Bereich hinausgehenden Ansprüche sollten vorerst nur eingeschränkt in der Funktion einer Modellgenerierung für literaturwissenschaftliche Interpretationsentwürfe akzeptiert werden.

Mathematische Texttheorie und Informationsästhetik

Ähnliches gilt für die mathematische Texttheorie und die literaturwissenschaftlich relevanten Teilbereiche der Informationstheorie. Die *Mathematisierung eines Gegenstandes* und damit auch des literarischen Textes ist nicht mit einer *Quantifizierung* gleichzusetzen, wie FISCHER ausdrücklich betont (1970; 1972 in ARNOLD & SINEMUS): Die Quantifizierung stellt nur »einen Sonderfall möglicher Mathematisierung dar«, so daß statistische Deskriptionsmethodologie und mathematische Texttheorien nicht zusammenfallen (FISCHER 1972, 3). Vielmehr versucht die Mathematisierung, »über das planmäßige Sammeln, Beschreiben und Ordnen von Beobachtungstatsachen hinaus zu den Gegenständen und Beziehungen der betreffenden Relate (abstrakte) mathematische Strukturen« zu suchen. »Die eigentlichen Gegenstände mathematischer Forschung sind... allgemeine Strukturen, deren Darstellung und Untersuchung weitgehend auf nichtnumerischen Methoden beruhen« (FISCHER 1972, 3). Unter diesem Gesichtspunkt lassen sich Texte ordnungs- bzw. relationentheoretisch, algebraisch, topologisch und durch multiple Strukturen mathematisieren (FISCHER 1972, 7). Eine solche Strukturanalyse ist dann bereits als *theoretisches Modell* über die Materialseite literarischer Texte anzusprechen, das zur *Präzisierung und Explizierung literaturwissenschaftlicher Modelle* bzw. Konstrukte herangezogen werden kann (vgl. u. deskriptive Konstrukte). Auch die *Informationsästhetik* ist zunächst als Modell mit materialobjektiver Texttheorie entwickelt worden (vgl. BENSE 1964; BENSE in KREUZER & GUNZENHÄUSER 1967): »Der *semantische* Zeichenbezug wird ausgeklammert; die ästhetische Qualität ist bei BENSE mit dem syntaktischen Zeichenbezug gleichzusetzen« (PAUL 1972, 11). Die

praktische Forschung hat aber schon bald dazu geführt, den Rezipienten ästhetischer Objekte mitzuberücksichtigen, die ästhetische Information von Objekten auf der Dimension der Überraschung bzw. Redundanz für einen Betrachter zu bestimmen; so wurde eine Redundanztheorie der Informationsästhetik notwendig und auch entwickelt (GUNZENHÄUSER 1962). Diese *Einbeziehung des ästhetisch erfahrenden Subjekts* stellt die abschließende, entscheidende Frage nach dem Verhältnis der aufgezählten material-objektiven Beschreibungsverfahren literarischer Werke zu der geforderten Überprüfung der literarischen Konkretisation.

Die akzentuiert-materiale Gegenstandskonstituierung literarischer Werke als i. w. S. *Textdeskription* steht gegenüber den Merkmalen literarischer Gegenständlichkeit natürlich in der Gefahr, »daß die hermeneutische Reflexion durch die bloße Technik aufgezehrt und der Erkenntnisprozeß beschnitten« wird (PAUL 1972, 13). Daß diese Strukturanalyse durch eine »Interpretationstheorie der Texte« ergänzt werden muß, wird auch von ihr selbst explizit betont (FISCHER 1972, 21). Es lassen sich mit ihr zwar Beschreibungsdimensionen erreichen, die über die Grenzen eines für das literarische Werk konkretisierungsfähigen menschlichen Bewußtseins weit hinausgehen, doch auch die material feststellbare Textstruktur muß auf die Dimensionen hin, die in der *verstehenden Realisation* wirksam werden bzw. überhaupt *wirksam werden können*, befragt werden. Eine *Verselbständigung* (der materialen Verfahren) ohne Rückbezug auf die literarische Konkretisation wäre *funktionslos* (obwohl natürlich manche Literaturformen mehr auf eine »mathematisch-formale Struktur hin angelegt sind als andere). LEVY hat im Bewußtsein der Grenzen z. B. stochastischer Verfahren Beispiele dafür angegeben: »Es ist kaum anzunehmen, daß sich irgendwelche Wirkungen ergeben, wenn sich z. B. in einer Reihe von Lauten der f-Laut in jeder 25. Position befindet, oder wenn er auf ungerade Positionen verteilt bzw. nach den Primärzahlen geordnet wäre . . .« (LEVY in KREUZER & GUNZENHÄUSER 1967, 215).

Verhältnis: Materiale Verfahren – Werkkonkretisation

Hier ist gleich einem ersten möglichen Irrtum vorzubeugen: Die material-deskriptive Textdeskription kann nicht als die unhinterfragt zu akzeptierende Analyse der Form literarischer Werke gelten. Denn auch die *formalen Dimensionen* literarischer Gegenstände werden *konkretisiert*, – oder eben nicht (wenn sie über die Fassungsmöglichkeiten menschlichen Bewußtseins generell oder subjektiver, sozialer, historischer etc. Erwartungsstrukturen hinausgehen); diese Konkretisation kann daher nicht auf die syntaktische Ebene (im semiotischen Sinn) reduziert werden, sondern ist als *Semantik der literarischen Form* zu konstituieren – in der literarischen Entwicklung der Mo-

derne zunehmend mehr, wie die Ästhetikanalyse gezeigt hat. Auch von hier aus ergibt sich, daß die *material-objektiven Beschreibungsverfahren als einzige Möglichkeit zur Empirisierung* der Literaturwissenschaft, als einziges empirisches Fundament *bei der Interpretation* literarischer Werke *eine Gegenstandsverkürzung* gegenüber der Gegenstandsauffassung der bisherigen Literaturwissenschaft bedeuten würden. Die Identifizierung mit sog. Naturwissenschaftlichkeit (bzw. Positivismus bzw. empirischem Neopositivismus bzw. Empirismus) als Ergebnis der historisch inadäquaten Positivismusrezeption der Geisteswissenschaften und insbesondere der Literaturwissenschaft (vgl. Einleitung, auch HAUFF et al. 1971, 111) hat häufig zu einer Funktionsüberschätzung dieser Beschreibungsmöglichkeiten geführt. Zweifellos heben die auf die Materialität des Textes ausgerichteten Verfahren einen legitimen Merkmalsraum am literarischen Gegenstand ab; er ist aber nicht der einzige und nicht der zentrale: Die *sinnhaften Merkmalsräume* der literarischen Konkretisation müssen, gleichfalls empirisch überprüft, hinzukommen. Damit ist die Relation der beiden den literarischen Gegenstand empirisch konstituierenden Verfahrensebenen zueinander konstruktiv angebar: Die *material-objektive Textdeskription kann als materiales Außenkriterium für die sinnhafte Konstituierung des literarischen Werkes* bei der Interpretation mit einbezogen werden. Allerdings ist es nicht sinnvoll, diese beiden Ebenen sozusagen als Realitätsbereiche eigenständiger Art voneinander zu trennen und unterschiedliche Theorien und Interpretationen getrennt je über den material-konstituierten sowie sinnhaft-konkretisierten literarischen Text aufzubauen. *Materialität und Sinnhaftigkeit* des literarischen Werkes sind zwei *aufeinander angewiesene Dimensionen* des literarischen Gegenstandes, die im Endeffekt immer in Verschränkung miteinander interpretiert werden sollten. Die beiden Klassen der empirisch den literarischen Gegenstand konstituierenden Verfahren heben also nur akzentuierend zwei unterschiedliche Merkmalsdimensionen an dem *einen* literarischen Werk ab. Daß die material-objektiven Verfahren dabei im gegenwärtigen Entwicklungsstand hauptsächlich im Bereich der sog. literarischen Form ihre größte Fruchtbarkeit aufweisen, dürfte unbestritten sein; sie bleiben dennoch auf die empirische Überprüfung der sinnhaften Werkkonkretisation angewiesen.

Realitätsprüfung: Empirische Objektivität

2. Erhebung der Werkkonkretisation

Die empirische Erhebung des konkretisierten literarischen Werkes ist von der methodologischen Grundstruktur her der wichtigste Punkt der hier vorgeschlagenen Empirisierung der Literaturwissenschaft, gleichzeitig ist er aber vom Vorhandensein entsprechender Verfahren

aus gesehen, da sich die Literaturwissenschaft bisher hauptsächlich hermeneutisch verstanden hat, auch der bislang unentwickelste Bereich. Wir können hier nur einige Möglichkeiten von entsprechenden Methoden andeuten, die selbstverständlich der Weiterentwicklung bedürfen. Es handelt sich hauptsächlich um *Verfahrensweisen*, die von der *Sprachpsychologie* aus übertragbar scheinen und auch in psychologie-ästhetischen Untersuchungen ihre Verwendung finden; es ist daher gleich wieder prophylaktisch gegen den Verdacht des Psychologismus einzuschreiten: Daß Daten für Literaturinterpretation und Literaturästhetik mit den gleichen Verfahren erhoben werden, kann nicht verwundern (auf die Möglichkeit, die Daten in verschiedene Richtungen zu interpretieren, wurde oben schon hingewiesen). Eine empirische Literaturwissenschaft wird hauptsächlich Methoden zur *Erhebung semantischer Konzepte* für das Medium Mensch benötigen. Gegenstandsdeterminiert müssen solche Methoden zwangsläufig bisher im Bereich der Sprachpsychologie entwickelt worden sein – und sind es leider dürftig genug.⁵⁴

Inhaltsanalyse und Assoziationserhebung

Eine *unmittelbare Rezeptionsfeststellung* wäre natürlich als *Datenbasis* für die literarische Interpretation *optimal*; allerdings wäre sie als »artikulierte Inhaltsangabe«, die POLLMANN (1971, II, 90) vorschlägt, noch keine empirisch kontrollierte Beobachtung. Man wird ihr zwar, in der Terminologie der klassischen Literaturwissenschaft, eventuell zugestehen, daß sie die irrationale Sprache des literarischen Werks in eine *rationale* übersetzt, damit aber ist das Problem einer u. U. intersubjektiv unterschiedlichen Verstehensbasis für die einzelnen Forscher noch nicht ausgeräumt. Will man an einer solchen artikulierten Inhaltsangabe als unmittelbarem Feststellungsakt der literarischen Konkretisation festhalten, so bietet sich die *Contentanalyse* (vgl. OSGOOD 1959) von Inhaltsangaben als subjektunabhängige Feststellung der (vom Rezipienten aktiv produzierten) Konkretisation an. Allerdings versucht diese, zum Teil aus den sprachlich-semantischen Äußerungen Schlüsse auf die Gedankenstruktur des Senders, d. h. Autors zu ziehen (vgl. SEIDENSTÜCKER 1972). Damit könnte man auch gleich (statt der artikulierten Inhaltsangabe des Rezipienten) das literarische Werk untersuchen, was allerdings nicht grundsätzlich gegen ihre Verwendung im Bereich der Konkretisation des gleichen Werks spricht. Nur würde ein contentanalytischer Vergleich zwischen literarischem Werk und artikulierter Inhaltsangabe des Rezipienten zu sehr auf die schon als dysfunktional eingestufte Frage des Erkennens der Autorintention hinauslaufen. Immerhin wären solche contentanalytischen Vergleiche zur Desillusionierung manches Interpreten ganz sinnvoll, da so der »genetische Trugschluß« empirisch belegt werden kann. Der Haupteinwand gegen eine Contentanalyse von artikulier-

ten Inhaltsangaben literarischer Werke liegt aber darin, daß eine entsprechende Inhaltsangabe erst einmal vorliegen muß; die dazu nötige Verbalisierungsfähigkeit liegt aber mit größter Wahrscheinlichkeit nur bei Subjektklassen von hoher (Mittelschicht)Bildung vor, die auch mit der Interpretation der literarischen Werke befaßt sind (vgl. die Forschung über laborierten vs. restringierten Code; z. B. OEVERMANN in ROTH 1968; NIEPOLD 1971; HARTIG & KURZ 1971), so daß die Trennung Forscher–Rezipient nicht sauber aufrecht zu erhalten ist. Die Anwendbarkeit der empirischen Verfahren zur Erhebung der Konkretisation sollte aber für *alle Subjektklassen* (auch Unterschichten) möglich sein.

Unter diesem Aspekt wäre es schon *günstiger*, die in den »Psychologischen Interpretationsverfahren« skizzierte *Methode der freien Assoziation* anzuwenden und weiterzuentwickeln; die assoziative Betrachtungsweise *kommt der ästhetischen Struktur* literarischer Werke besonders *entgegen*, da sie in der Lage ist, die Bedeutungsaura abzubilden: Es werden »Beziehungen zwischen einer manifesten Einheit und einer (oder mehreren) latenten, nicht ausgesprochenen Einheiten« festgestellt; »eine assoziative Relation ... vereinigt ... Begriffe in absentia zu einer potentiellen Reihe« (HÖRMANN 1967, 116). Die Determination solcher freien Assoziationen kann dabei sowohl aus dem literarischen Kontext als auch aus den Erfahrungen des Rezipienten – mit Literatur wie mit Realität – resultieren. Diese von der Konkretisation des literarischen Werks ausgehenden *Assoziationsstrukturen* müssen, um für die wissenschaftliche Interpretation brauchbar zu sein, *noch weiter aufgearbeitet werden*; hier bieten sich insbesondere *Methoden zur Distanzfeststellung* zwischen einzelnen Assoziationen, Assoziationsbereichen bzw. Begriffen überhaupt an. Die *Ähnlichkeit* als Gegenpol der Distanz wird dabei wieder über den assoziativen Raum und hier durch den Überdeckungskoeffizienten nach DEESE bestimmt: »Die Zahl der responses, welche den beiden stimuli gemeinsam ist, wird zu der maximal möglichen Zahl gemeinsamer responses auf die beiden stimuli ins Verhältnis gesetzt« (HÖRMANN 1967, 8). Bei der Anwendung solcher aus der psychoanalytischen freien Assoziation heraus zu entwickelnden Methoden (vgl. zum Verfahrensaspekt o. B, 6.) bleiben vorerst noch zwei Probleme *offen*: Zum ersten müssen die zentralen Stellen des literarischen Werkes, von denen aus frei zu assoziieren ist, vom Forscher vorgegeben werden und können nur schlecht empirisch als von der Appellstruktur des Textes selbst abhängig realisiert werden, da eine Erhebung der Assoziationen nach jedem Wort viel zu aufwendig und unpraktisch ist. Zum zweiten scheint eine stringente Verbindung zwischen interpretatorischen, theoretischen Begriffen und den Assoziationsdaten kaum möglich, sondern nur indirekt über weitere Assoziationsräume und deren statistische Aufarbeitung erreichbar.

Einsetz- bzw. Ergänzungsverfahren

Will man der *Appellstruktur* des literarischen Textes selbst ein *größeres Gewicht* einräumen, so muß man praktisch für jede semantische Einheit eine Assoziationsmöglichkeit garantieren. Das ist möglich durch eine *Adaptation* der sog. *cloze-procedure* (nach TAYLOR 1953). Sie wurde ursprünglich als Lesbarkeitsprüfung entwickelt, hat sich dann aber auch in weiten Teilen der Gedächtnisforschung und in der Sprachpsychologie bei der Untersuchung verbalen Verhaltens sehr gut bewährt (vgl. auch TAYLOR 1956). Jeweils das fünfte Wort eines Textes wird ausgelassen, das die Vp dann einzusetzen hat; bei Heranziehung mehrerer Rezipienten wird dadurch für das ausgelassene Wort praktisch der assoziativ-rezeptive Bedeutungsraum konstituiert. Beim *sinngemäßen Ausfüllen der Wortlücken* durch den Rezipienten wird der Sprachkontext optimal bewahrt (vgl. GROEBEN 1970 c), so daß die Textstruktur in ihrer Sinnhaftigkeit bestehen bleibt. Das eingesetzte Wort repräsentiert damit die potentiell determinierende Appellstruktur des literarischen Werks, nicht die *Intention* des Autors, sondern die *des Rezipienten*; es trägt also die Charakteristika einer *Konkretisationssemantik*. »Durch Verschiebung des Auslassungsbeginns unter Beibehaltung des Fünferschritts erhält man fünf verschiedene Textversionen, die bei vollständiger Rotation sämtliche Worte erfassen« (PIONTKOWSKI & GROEBEN 1970, 9). Auf diese Weise kann ein vollständiger Konkretisationstext hergestellt werden. Wir haben diese Adaptation der cloze-procedure in einem Rezeptionsästhetischen Experiment bereits versucht, in dem Gedichte als Textvorlage bearbeitet wurden. Zuvor waren fünf Textversionen hergestellt worden, in denen jeweils das erste, sechste etc. bzw. zweite, siebte etc. bzw. dritte, achte etc. bzw. vierte, neunte etc. bzw. fünfte, zehnte etc. Wort fehlte und von der Vp einzusetzen war; pro Textversion waren zehn Vpn an der Herstellung der Konkretisationsfassungen der Gedichte beteiligt. Der Einfachheit halber wurden diejenigen Worte als für die literarische Konkretisation konstituierend angenommen, die grammatikalisch richtig waren und am häufigsten genannt wurden. Als Beispiel sei die Rezeptionsfassung eines Gedichts von KROLOW und das Gedicht selbst aus der oben zitierten Untersuchung angeführt (PIONTKOWSKI & GROEBEN 1970):

Rezeptionsfassung

Das Lot fällt nicht immer herab.
Wer die Augen schließt,
sieht die Sterne am Himmel.
Zwölf Uhr schlägt. Die Blumen
liegen mit gebrochenem Stil
in der Sonne.

KROLOW: Ein Uhr mittags

Das Licht fällt nicht umsonst
senkrecht.
Wer die Augen schließt,
sieht blaue Sensen am Himmel.
Ein Uhr mittags. Die Blumen
hängen mit gebrochenem Genick
in der Windstille.

Aus dem Haus gellen Rufe.
Sie gelten einer Flasche Bier
und einem Hund, der sich entfernt.
In den Büschen
rascheln Kleider
und klatschen Füße.
Der Strahl
fällt jetzt
mit dem leisen Ton.
der zu hören war.

Aus dem Steinbruch kommen Pfliffe.
Sie gelten einer Flasche Bier
oder einem Hund, der sich verlieft.
In den Heuschobern
rascheln Mäuse
und weibliche Schenkel.
Handbreiter Schatten
verschwindet gleichzeitig
mit dem letzten Laut
der zu hören ist.

Mit diesem Verfahren ist m. E. eine *optimale Kontrolle der literarischen Konkretisation* möglich: Durch die cloze-procedure wird die literarische Konkretisation so *nah wie möglich* an dem sie bedingenden potentiellen Sein des *literarischen Werkes* selbst konstruiert; durch die Aktivierung des Lesers beim Ausfüllen der ausgelassenen Texteinheiten wird die bei der ästhetischen Analyse geforderte Berücksichtigung der *Reproduktion* verwirklicht. Die eingesetzten Einheiten lassen sich in allen für die *Interpretation* relevanten Richtungen auswerten: nicht nur nach der *inhaltlichen Seite* hin, sondern auch in Richtung auf die *formale*, z. B. unter Berücksichtigung, welche Wortklassen konkretisiert worden sind etc. Außerdem ist es auch möglich, *unterschiedliche Konkretisationen* von verschiedenen Subjekten (bzw. Subjektklassen) zu berücksichtigen – was beim Aspekt der sozialen Einbettung bedeutsam wird (vgl. u. explikative Konstrukte). Zudem läßt sich das Prinzip eines solchen Einsetz- bzw. Ergänzungsverfahrens auch auf größere Texteinheiten ausdehnen: Satzteile, Satzsysteme etc.⁵⁵ Diese Form der Erhebung literarischer Werkkonkretisationen erfordert ebenfalls noch zusätzliche, intersubjektive Modelle bzw. Verfahren der Aufarbeitung, die eine stringente Verbindung von Interpretationskonzepten und Rezeptions- bzw. Konkretisationsdaten ermöglichen. Hier bieten sich wieder die statistischen Modelle der Distanz- bzw. hierarchischen Clusteranalyse an (vgl. u.). Leider sind auch diese Aufarbeitungsmöglichkeiten z. Z. für den Literaturwissenschaftler noch absolut suboptimal; ihre Ausdifferenzierung wird weitgehend von den Bemühungen um eine Empirisierung der Literaturwissenschaft abhängen. Als *Starthilfe* für eine empirische Realitätsprüfung der literarischen Werkkonkretisationen dürften aber Einsetz- und Ergänzungsmethoden eine günstige Möglichkeit bedeuten. Natürlich ist die Handlungs- und Erlebensrepräsentanz (HOLZKAMP 1964) dieser Verfahrensweisen für die Vorgänge bei der literarischen Rezeption nicht optimal: Die Aktivität der Vp bei der cloze-procedure überschreitet doch wohl die Reproduktionsaktivität bei der normalen Rezeption; nicht was der Leser selbst einsetzen würde, sondern wie er vorliegende semantische Einheiten versteht, scheint hier die sinnvollere Frage. Aber solche Nachteile können durch die Kombination mit anderen Verfah-

ren überwunden werden. Überhaupt müßte sich ein empirischer Literaturwissenschaftler daran gewöhnen, daß man mit einzelnen Methoden immer nur ausschnitthaft Merkmalsräume am Gegenstand – nicht den gesamten Gegenstand – konstituieren können (was vielleicht nur unbemerkt auch für den hermeneutischen Methodenbereich gilt); doch solche Schwierigkeiten sollten um der größeren Exaktheit und des Geltungspotentials dieser Verfahren willen in Kauf genommen werden.

Semantische Differenzierung: Polaritätenprofil

Für den gegenwärtigen Stand allerdings scheinen Verfahren noch geeigneter, die es gestatten, Begriffe bzw. Konzepte miteinander in Beziehung zu setzen und so z. B. Konkretisations- und Interpretationsebene direkt zu vergleichen. Man kann dann z. B. die durch bestimmte literarische Figuren evozierten Assoziationen und die für sie entwickelten interpretatorischen Konzepte mit dem gleichen Instrument prüfen und über den Ähnlichkeitsgrad kontrollieren, inwieweit das Interpretationskonzept der literarischen Konkretisation entspricht. Eine solche Möglichkeit stellt z. B. das *semantische Differential* nach OSGOOD dar. Auch hier wird die Bedeutung über den assoziativen Raum erhoben; allerdings geht OSGOOD vom lerntheoretischen Modell aus und faßt Bedeutung als Hierarchie mediativer responses (vermittelnder Assoziationen, die u. U. nur implizit vorliegen) auf. Zur leichteren empirischen Überprüfung läßt OSGOOD nun nicht frei assoziieren, sondern legt eine Standardstichprobe von möglichen assoziativen Antworten vor – die natürlich für literarische Reize (stimuli) modifiziert werden müßte (vgl. zum Modell HÖRMANN 1967, 185 ff.). Die möglichen Antworten müssen nämlich für die Dimensionen, in denen sich die Bedeutungen oder Konzepte unterscheiden bzw. in denen sie kovariieren können, relevant sein. »Dieses Programm realisiert OSGOOD, indem er der Vp zu dem in seiner Bedeutung zu bestimmenden Wort eine Reihe bipolarer Adjektivskalen vorlegt. Die Aufgabe der Vp ist es, das vorgelegte Wort »semantisch zu differenzieren«, d. h. das Wort auf jeder Skala einzustufen bzw. zu beurteilen« (HÖRMANN 1967, 199 f.). Das sieht dann etwa so aus:

	Josef K.							
	1	2	3	4	5	6	7	
glücklich								traurig
hart								weich
langsam								schnell
zufrieden								unzufrieden
•								•
•								•
•								•

Das semantische Differential stellt damit »eine Kombination von kontrollierter Assoziation und Skalierung dar« (HÖRMANN 1967, 200). Die Übereinstimmung von Begriffen bzw. Konzepten läßt sich über die Ähnlichkeiten der Skalierungen innerhalb der polaren Adjektive mit Hilfe des Profilkorrelationsmaßes quantitativ ausdrücken (vgl. HÖRMANN 1967, 201). Ein recht interessantes Beispiel aus dem Bereich der vergleichenden Kulturpsychologie (VON HOFSTÄTTER, der das semantische Differential als »Polaritätenprofil« in Deutschland etabliert hat) mag das verdeutlichen: HOFSTÄTTER hat u. a. den Begriff »Einsamkeit« im deutschen sowie amerikanischen Sprachraum untersucht und mit Hilfe von 24 Polaritäten durch zwei Vpn-Gruppen (amerikanische bzw. deutsche Studenten) skalieren lassen; Abb. 10 zeigt die beiden Profile in einer Grafik (offene Kreise: deutsche Studenten; ausgefüllte: amerikanische).

Im Amerikanischen wird der Begriff Einsamkeit (loneliness) sehr viel mehr mit negativen Assoziationen gekoppelt erlebt als im Deutschen: »schwach, leer, klein, verschwommen, krank, traurig, häßlich, abgestanden, feig, seicht, schlecht« (HOFSTÄTTER 1957, 64). »Im Unterschied zum Deutschen fühlt sich der »einsame« Amerikaner restlos unwohl. Mit anderen Worten: er verträgt diesen Zustand sehr viel schlechter als der Deutsche; es ist auch kaum anzunehmen, daß er ihn aus freien Stücken aufsuchen würde« (HOFSTÄTTER 1957, 65). Die quantitative Auswertung weist einen Ähnlichkeitskoeffizienten (Q genannt) von 0,40 auf. Das ist eine nur sehr geringe Ähnlichkeit (das Ähnlichkeitsmaß Q rangiert wie jeder Korrelationskoeffizient von minus 1 bis plus 1). Es gibt dagegen deutsche Begriffe, die dem amerikanischen lonesomeness sehr viel ähnlicher sind, so z. B. Angst (Q = 0,86), Langeweile (Q = 0,79) und Ermüdung (Q = 0,52) (HOFSTÄTTER 1957, 66). Solche Ähnlichkeitsuntersuchungen lassen sich nicht nur im Vergleich zwischen zwei natürlichen Sprachen und deren Bedeutungsräumen für bestimmte Begriffe vornehmen. Bei entsprechender Adaption wird man mit Sicherheit Vergleiche zwischen den Sprachebenen der literarischen Konkretisation und der literaturwissenschaftlichen Interpretation (als Textkonstruktion) vornehmen können; über den Ähnlichkeitskoeffizienten ist sogar ein Vergleich von Konkretisations- mit mehreren Interpretationskonzepten und damit die Entscheidung möglich, welche Interpretation einem (konkretisierten) literarischen Werk am adäquatesten ist. Zur vorher nötigen Feststellung der zentralen Konkretisationsstellen eines Werks lassen sich Kombinationen mit den oben angeführten Verfahren vornehmen, die bei der Erhebung des literarischen Erlebens dem Rezipienten mehr Aktivität zugestehen. Die Kritik, die von linguistischer Seite aus am OSGOODSchen Modell und Verfahren des Polaritätenprofils geübt worden ist, weist dessen Geeignetheit zur Erhebung von Konkretisationsakten und -inhalten sehr deutlich nach; WEINREICH hat (1958) eingewandt, »das seman-

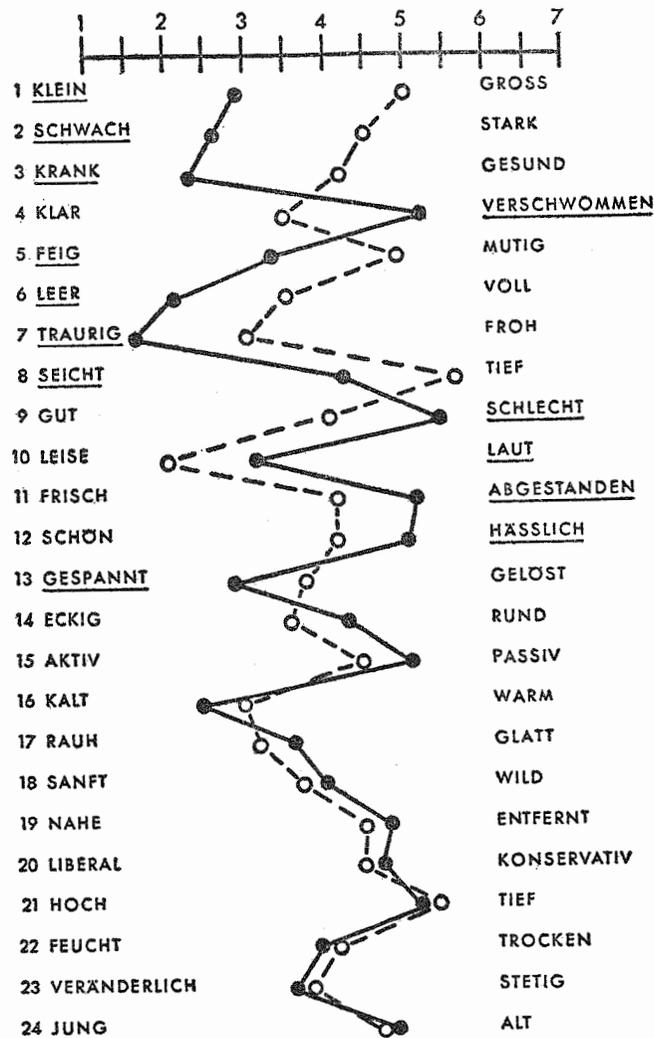


Abb. 10: Polaritätenprofil über »Einsamkeit« bzw. »loneliness« (Hofstätter 1957, 64).

tische Differential erfasse nicht so sehr *Bedeutung an sich* als vielmehr *Bedeutung für mich*« (HÖRMANN, 1967, 205). HÖRMANN bezeichnet zu-treffend diese Kritik eher als Kompliment für OSGOOD, der als Sprach-psychologe auf die Interaktion von Sprache und Sprachbenutzer aus-gerichtet ist: »Der Bezug auf Sprachbenutzer und Situation« ent-

spricht »durchaus der in der neueren Sprachphilosophie vollzogenen Abkehr von der »reinen« Semantik im Sinne einer dyadischen Beziehung zwischen Zeichen und Bezeichnetem« (HÖRMANN 1967, 205). Das, was durch das semantische Differential im Bedeutungsraum erhoben wird, bezieht sich mehr auf die *konnotativen Aspekte der Gesamtbedeutung* eines Wortes, Begriffs etc.⁵⁶ Die Erhebung der konnotativen Bedeutungsräume aber macht das semantische Differential für eine *Erfassung literarischer Konkretisationen* außerordentlich *wertvoll*, da die *Literarhaftigkeit von Sprache*, wie wir gesehen haben, gerade darin besteht, eine *konnotative Aufladung* der semantischen Räume gegenüber der kommunikativen Alltags- oder Wissenschafts-sprache zu evozieren. Da innerhalb moderner sprachpsychologischer Theorien eine dezidierte Scheidung zwischen Denotation und Konnotation sowieso nicht mehr möglich ist (vgl. HÖRMANN 1967, 206), mag hier gerade eine gute Chance liegen, im konnotativen Bereich die *Verbindung zwischen literatursprachlicher Konkretisation und wissenschaftssprachlicher Interpretation* vergleichend herzustellen: Die *Brücke zwischen der Ebene eindeutiger Wissenschaftssprache und der Ebene mehrdeutiger Literatursprache wird über den an beiden abheb-baren konnotativen Assoziationsraum geschlagen*. Endgültig wird das aber erst eine empirische Anwendung des »Polaritätenprofils« in der aufgezeigten modifizierten Funktion für eine empirische Literaturwis-senschaft zeigen können.

Ähnlichkeitsskalierung: Free card sorting

Um den experimentellen Aufwand ein wenig herabzumindern, kann man versuchen, Begriffe bzw. Konzepte im direkten Vergleich sofort nach der Ähnlichkeit skalieren zu lassen. Entsprechende, schon recht ausdifferenzierte Skalierungsverfahren und -modelle sind in der (ma-thematischen) Psychologie entwickelt worden (vgl. SIXTL 1967; beson-ders das EKMAN-Modell symmetrischer Ähnlichkeitsskalierung). Aller-dings ist für die Anwendung dieser Modelle notwendig, daß jeder Begriff mit jedem anderen thematischen verglichen und skaliert wird, so daß bei mehreren zu überprüfenden Konzepten bereits ein außer-ordentlich umfangreiches Datenmaterial erhoben werden muß. Man kann hier zwar, wie beim Polaritätenprofil schon vorgeschlagen, Kon-zepte aus dem Bereich der literarischen Konkretisation und der lite-raturwissenschaftlichen Interpretation kombinieren und über die Ähn-lichkeitsfeststellung die Adäquatheit der interpretatorischen Kon-strukte nachprüfen, doch ergibt sich durch die notwendigen Paarkombi-nationen insgesamt ein hoher zeitlicher Aufwand, der die Praktika-bilität solcher Verfahren einschränkt.

Allerdings findet sich in der neueren Diskussion der Sprachpsychologie ein Ansatz, der zur Steigerung der Praktikabilität geeignet ist: Es handelt sich um das sog. *free-card-sorting* von MILLER (vgl. 1969;

außerdem in STEINBERG & JAKOBOWITS 1971, 569 ff.). MILLER versucht, an dem Ziel einer *objektiven Feststellung der Struktur kognitiver Landkarten* von Individuen festzuhalten, aber *gleichzeitig* eine relativ *schnelle Analyse* zu erreichen (1971, 569). Von den vier generellen Ansätzen, mit denen Psychologen *Ähnlichkeiten zwischen semantischen Einheiten untersuchen: Assoziation, Skalierung, Substituierung* (vgl. die oben dargestellten Verfahren) und *Klassifikation*, basiert das free-card-sorting auf der letzten Grundoperation. Während die Ähnlichkeitskalierung relativ umständlich alle semantischen Einheiten nacheinander darbietet, wird bei der Methode des free-card-sorting die Vp mit der Gesamtheit der items auf einmal konfrontiert. Die Begriffe oder Konzepte werden je für sich auf eine Karte geschrieben und »a judge is asked to sort them into piles on the basis of similarity and meaning« (MILLER 1971, 574). Klassenanzahl sowie Zahl der items pro Klasse stehen der Vp völlig frei (deshalb free-card-sorting). Die Klassifikationen können dann in einer Matrix zusammengefaßt werden, die angibt, wie oft die entsprechenden Begriffe oder Konzepte zusammen einer Klasse zugeordnet worden sind (vgl. Abb. 11).

DATA

S₁: (COW, TIGER)(CHAIR, ROCK)(FEAR, VIRTUE)
(TREE)(MOTHER)

S₂: (COW, MOTHER, TIGER, TREE)(CHAIR, ROCK)
(FEAR, VIRTUE)

S₃: (COW, MOTHER, TIGER)(CHAIR, ROCK, TREE)
(FEAR, VIRTUE)

MATRIX

	CHAIR	COW	FEAR	MOTHER	ROCK	TIGER	TREE	VIRTUE
CHAIR					3		1	
COW				2		3	1	
FEAR								3
MOTHER		2				2	1	
ROCK	3						1	
TIGER		3		2			1	
TREE	1	1		1	1	1		
VIRTUE			3					

Abb.11: Klassifikationsmatrix bei 3 Beurteilern (Miller 1971, 574).

Nach den Erfahrungen von MILLER kann eine Vp bis zu 200 Items (Begriffe) auf einmal klassifizieren, und durchschnittlich 20 Vpn reichen aus, um eine valide Datenbasis zur weiteren Aufarbeitung zu schaffen. Diese *Aufarbeitung* versucht, mit Hilfe einer *Clusteranalyse* die *hierarchische Struktur* der Begriffe festzustellen. Ein einfaches Beispiel gibt wiederum MILLER auf der Grundlage der eben angeführten Matrix (vgl. Abb. 12).

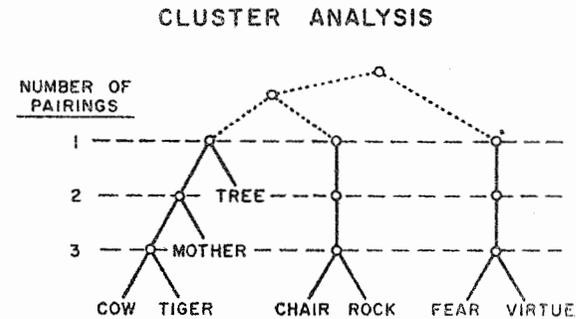


Abb.: 12: Hierarchische Clusteranalyse der Klassifikationsmatrix (Miller 1971, 575).

Die übergeordneten Klassen können dann hypothetisch benannt werden. Selbstverständlich lassen sich auch umgekehrt aus übergeordneten, hypothetisch konstruierten Interpretationskonzepten heraus Voraussagen über die Zusammenhänge der vorliegenden Begriffe (bzw. eventuell Konkretisationseinheiten) aufstellen. Mit Hilfe der Clusteranalyse kann man also das free-card-sorting bei entsprechender Adaptation an den literaturwissenschaftlichen Gegenstand (u. U. durch Kombination mit anderen Methoden zur Erstellung literarischer Konkretisationen) sowohl zur *Konstruktion von Interpretationskonzepten als auch zu deren Überprüfung* heranziehen. Bei größerem Ausmaß von Ausgangsdaten müssen dann komplexere statistisch-mathematische Modelle der hierarchischen Clusteranalyse angewandt werden, die aber bereits weitgehend entwickelt sind (vgl. dazu JOHNSON 1967, 241 ff.; LEVELT in D'ARCAIS & LEVELT 1970, 101 ff.). Free-card-sorting in Verbindung mit der hierarchischen Clusteranalyse ergibt gegenüber den klassischen Skalierungsverfahren (für Ähnlichkeit) ganz erhebliche Zeitvorteile: Ein Datenmaterial, das mit klassischer Ähnlichkeitskalierung in ca. 2 Stunden erhoben wird, läßt sich mit Hilfe des free-card-sorting in 15 Minuten gewinnen. Die Ergebnisse sind durchaus vergleichbar: Sie korrelieren bei beiden Methoden mit einem Koeffizienten von über 0,80 (OLDENBÜRGER 1972). Für die nähere Zukunft geurteilt scheint im free-card-sorting ein Instrument zur Überprüfung

von interpretatorischen Konstrukten der Literaturwissenschaft vorhanden zu sein, das gegenstandsadäquat entwickelt werden kann sowie einfach und relativ wenig zeitaufwendig zu handhaben ist.⁵⁷

Die angeführten Beispiele von Untersuchungsverfahren sind nicht als eine Methodenlehre für eine empirische Literaturwissenschaft gemeint, sondern lediglich als Anregungen für die noch ausstehende Lösung methodischer Probleme in bezug auf eine mögliche empirische Erforschung literarischer Konkretisierungen (Anregungen, die auch heute schon aus anderen Bereichen der Sozialwissenschaften – Soziologie, Sozialpsychologie etc. – ergänzt werden können; vgl. FILLENBAUM & RAPOPORT 1971). Nachdem eine empirisch-objektive Realitätsprüfung sowohl für den materialen wie sinnhaft-intentionalen Textaspekt methodologisch expliziert ist, müssen die klassischen hermeneutischen Verfahren der Literaturinterpretation einer neuen Funktionsbestimmung unterzogen werden. Ihre Einbeziehung mitsamt der Explikation ihrer möglicherweise gewandelten Funktion rundet dann das methodologische Modell einer empirischen Literaturwissenschaft ab.

Hermeneutische Verfahren: Konstruktgenerierung

Die Funktion der hermeneutischen Verfahren innerhalb einer empirischen Literaturwissenschaft läßt sich praktisch direkt aus der oben dargestellten konsequenten Literaturtheorie ableiten, die die Notwendigkeit einer empirischen Grundlegung auch literaturwissenschaftlicher Forschung ergeben hat. Die hermeneutischen Interpretationsbemühungen basieren durchweg auf der *Operation des Verstehens*; die hermeneutische Zirkularität der Interpretation (vgl. HIRSCH 1960, 476), u. a. bedingt durch die Forscher-Rezipient-Verschmelzung, führte dazu, daß sich das Erleben des literarischen Werkes (Verstehen I) nicht als Falsifikationsinstanz abgelöst vom Interpretieren (Verstehen II) etablieren konnte. Nachdem durch die methodologische Ausdifferenzierung in der empirischen Realitätsprüfung über die Trennung von Verstehen I und II diese Falsifikationsbasis geschaffen worden ist, bleibt für die hermeneutischen Verfahren die *Funktion, die interpretativen Konzepte aufzustellen*. Diese Interpretationskonzepte haben sich als *theoretische Konstruktionen* erwiesen, die innerhalb der theoretischen Sprachebene mit einem Bedeutungsüberschuß gegenüber ihrer Datenbasis aufgestellt werden. Die hermeneutischen Interpretationsverfahren dienen also zur Aufstellung theoretischer Konzepte, zum Aufstellen von Hypothesen, erfüllen *innerhalb einer empirischen Literaturwissenschaft eine heuristische Funktion*. Das stimmt mit den Ergebnissen wissenschaftstheoretischer Analysen der empirischen Wissenschaften überein; auch hier weisen heuristische Bemühungen »mit Notwendigkeit eine hermeneutische Formalstruktur« auf (GROEBEN

1970 d, 280). Da nach der referierten Entwicklung (vgl. Einleitung) empirischer Wissenschaften die Aufstellung von Hypothesen – besonders im Bereich der Sozialwissenschaften – mit dem Aufstellen hypothetischer Konstrukte weitgehend identifiziert werden kann, stellen hermeneutische Interpretationsverfahren also eine *Konstruktgenerierung* dar, die allerdings an der empirischen Datenbasis (materialer wie sinnhafter Textaspekte) überprüft werden muß. Die *unterschiedlichen Interpretationsmethodiken* führen dann zu *verschiedenen Konstruktclassen*, die entsprechend ihrem Zugangsaspekt zu den literarischen Werken innerhalb eines Interpretationsverfahrens vergleichbare Klassencharakteristika aufweisen. Damit hat eine potentielle empirische Literaturwissenschaft eine sehr ausdifferenzierte Heuristik anzubieten, so daß hier mit dem Gegengewicht zu den methodischen Bemühungen der empirischen Realitätsprüfung eine außerordentliche *Ausgewogenheit von Theorie und Empirie* zustandekäme (die bisher für die meisten anderen Wissenschaften noch nicht behauptet werden kann). Gemäß der unterschiedlichen Zielrichtungen der hermeneutischen Interpretationsverfahren lassen sich die entsprechenden Konstruktclassen genauer ausdifferenziert kategorisieren.

Deskriptive (werkimmanente) Konstrukte

Neudefinition der immanenten Interpretation
Die *werkimmanente Literaturbetrachtung* scheint auf den ersten Blick der vorgeschlagenen *Empirisierung* der Literaturwissenschaft am meisten *Widerstand* zu bieten, wenn es darum geht, ihr innerhalb einer empirischen Wissenschaft eine Funktion zuzuweisen, die mit ihrem Selbstverständnis zumindest ansatzweise in Verbindung bleibt. Denn sie lehnt (s. o.) dezidiert die Berücksichtigung von Faktoren außerhalb des »rein literarischen« Bedeutungshorizonts des einzelnen literarischen Werkes (bzw. von Werkklassen) ab: »Ihre Arbeit zielt nicht auf Analyse und Erklärung von Faktorenkomplexen, sondern vollendet sich im Begreifen des Wesens eines Wortkunstwerks« (HAUFF et al. 1971, II, 40). Das ist als eine verschärfte Variante der hermeneutischen Grundposition aufzufassen, die nicht den »Bedingungs-, sondern den Bedeutungszusammenhang« (HAUFF et al. 1971, II, 12) erforschen will. Die werkimmanente Literaturinterpretation macht mit dem wissenschaftstheoretischen Topos der nicht-erklärenden Hermeneutik ernst: Sie *schließt* alle Faktoren, die als *Bedingung* und damit als *Erklärung für das literarische Werk* und seine Bedeutung gelten könnten, als *Werktranszendenz* und damit als nicht im »eigentlichen« Sinn zur Literaturwissenschaft gehörig *aus*. Wenn es auch schwerfällt, einzelne reine Beispiele immanenter Interpretationen zu nennen, da die einzelnen Forscher doch immer eine Methoden- bzw. Aspektvielfalt

einsetzen, läßt sich die immanente Interpretationsrichtung doch idealtypisch abheben. Hier kommt es zentral nur auf den ›reinen‹ Sinn literarischer Werke an, auf die theoretisch-integrative Konstruktion eines literarischen Textes unter der (geglaubten) Abdeckung aller denkbaren Voraussetzungen. Auch solche theoretischen Konzepte (mit dem Postulat der Voraussetzungslosigkeit) bedürfen einerseits, wie gezeigt werden konnte, der Basis einer empirischen Realitätsprüfung; mit dieser ist andererseits ebenfalls eine akzentuierte Ausrichtung auf den Werksinn in einer empirischen Literaturwissenschaft durchaus funktional denkbar, vorausgesetzt, daß man das Problem der Subjektrepräsentanz (vgl. o.) in Richtung auf eine allgemeine, statistische Repräsentativität gegenüber der Grundgesamtheit interpretiert. In diesem Fall kann man wissenschaftstheoretisch die aufgestellten Interpretationskonzepte als *singuläre Deutungshypothesen* (in bezug auf die Interpretation eines literarischen Werks z. B.) bezeichnen (vgl. HAUFF et al. 1971, 52). Wir ziehen es vor, innerhalb der bisher verwandten Terminologie im Anschluß an HERRMANN (1969) von *deskriptiven Konstrukten* zu sprechen. Die deskriptiven Konstrukte *legen fest, was empirisch beobachtete bzw. gemessene Daten bedeuten* sollen. Sie »betreffen gewissermaßen die begrifflichen *Invarianten* oder Klassen, in die konkretes . . . Erleben und dergl. beschreibend eingeordnet wird« (HERRMANN 1969, 61). Die beschreibende Funktion dieser Konstrukte entspricht dem Immanenzaspekt; trotzdem handelt es sich um eine theoretische Begrifflichkeit, die erhobene Daten unter einer theoretischen Konstruktion zusammenfaßt und integriert: In der Psychologie z. B. kann man Eltern einen Fragebogen über Erziehung geben und die erhaltenen Daten mit Hilfe des Konstrukts Erziehungsstil *interpretieren*: »Erziehungsstil ist . . . ein empirischer Sachverhalt« (HERRMANN 1969, 61). Das bedeutet: »die Vielfalt der Daten wird unter einem theoretischen Gesichtspunkt geordnet, z. B. dem autoritären Erziehungsstil.« »Dieses theoretische Konstrukt *beschreibt* das Verhalten der Mutter, nicht aber dasjenige des Kindes. Es ist jedoch vielleicht geeignet, das Verhalten des Kindes zu *erklären*.« (HERRMANN 1969, 61) Die Funktionsbestimmung für das beschreibende Konstrukt läßt sich direkt auf die Interpretation literarischer Texte übertragen: die werkimmanenten Interpretationsverfahren generieren theoretische Konstrukte, die die empirischen Daten (der Materialien wie intentionalen Textstruktur) unter bestimmten Ordnungsgesichtspunkten integrieren und beschreiben. Die Werkimmanenz sieht programmatisch von den Voraussetzungen und damit den Erklärungen dieser Daten ab. Die werkinterpretierenden Konstrukte haben allerdings nur dann Anspruch auf ›verbindliche Erkenntnis‹, wenn sie in der Tat die geforderte Ordnungsfunktion für empirische Daten erfüllen, oder anders ausgedrückt: *ohne entsprechende Datenbasis kann eine Werkinterpretation nicht als adäquates deskriptives*

Konstrukt anerkannt werden. Die werkimmanenten Interpretationsverfahren erfüllen also die Funktion von deskriptiven Konstrukten über je spezielle literarische Werke (bzw. Texte).

Funktionswandel

Entsprechende Konstruktclassen der immanenten Werkinterpretation lassen sich parallel zu den etablierten Formen immanenter Interpretationsverfahren unterscheiden. Die grundsätzliche Ausrichtung wird am Beispiel der zweiten Verschränkungsstufe von Psychologie und Literaturwissenschaft (Teil B.), der hermeneutischen Assimilation zu psychologischen Interpretationsverfahren, recht deutlich: die literaturwissenschaftliche Assimilation der psychologischen Position hatte genau die Wissenschaftsteilmengen herausgelöst, die rein hermeneutisch verwertbar sind. So zeigen dann die Interpretationskonzepte selbst eben jene Zirkularität, deren Falsifikationsunmöglichkeit für eine immanent-hermeneutische Betrachtungsweise so charakteristisch ist. Diese hermeneutische Assimilation war dadurch möglich geworden, daß die psychologischen Interpretationsmodelle mit sehr weitreichenden und komplizierten Voraussetzungsmodellen überfrachtet worden waren. Höchstens von der Überprüfung dieser Voraussetzungen her ergab sich noch eine Möglichkeit zur Einschränkung der Gültigkeit psychologischer Interpretationsansätze. So war insbesondere die literaturwissenschaftlich assimilierte, mythologische Interpretation durch einen praktisch rein werkimmanenten Betrachtungsaspekt gekennzeichnet. Bei der psychoanalytischen Interpretation ergab sich in der ausschließlichen auf das Werk selbst ausgerichteten Symbolanalyse ebenfalls eine rein immanente Adaptation; doch führte hier die Forderung nach der Explikation der freien Assoziation als Methode zur Feststellung der Interpretationsdaten konsequenterweise an die Grenzen der hermeneutischen Grundposition (vgl. das leserzentrierte Modell von LESSER und HOLLAND). Damit ist die Grenze ganz klar gezogen: *Die immanenten Interpretationsadaptationen psychologischer Modelle, nämlich die mythologische Interpretation und die psychoanalytische, nur werkzentrierte Symbol- und Komplexinterpretation, können als Heuristik für deskriptive Konstrukte* gelten; ihre Adäquanz wird, wie sich schon an der Methode der freien Assoziation und ihren weiterführenden Modellen andeutete, durch beim Rezipienten erhobene Konkretisationsdaten entschieden. Die explizierten Voraussetzungen dieser Interpretationsmodelle sowie die genetisch ausgerichtete psychoanalytische Interpretation, die Werk- und Autoranalyse verbindet, zählen zu den werktranszendierenden Aspekten, die zur Generierung von erklärenden (explikativen) Konstrukten (s. u.) führen. Während die zweite Verschränkungsstufe (oben Teil B.) von der Grundlage der hermeneutischen Wissenschaftstheorie aus darzustellen war, läßt sich nun in bezug darauf der *Funktionswandel für*

eine empirische Literaturwissenschaft deutlich absehen: Was dort als Interpretationsmethodik galt, gilt jetzt als Heuristik; was dort als die hermeneutische Grundposition überschreitender methodischer Ansatz galt, geht jetzt unter empirischer Realitätsprüfung ein; was dort als Voraussetzung oder den immanenten Aspekt (teilweise) überschreitende Methodik galt, geht jetzt unter explikative Konstrukte ein.

Konstruktclassen

Der systematisierende Anspruch unserer Konzeptualisierung verlangt, zumindest beispielhaft die gängigsten *werkimmanenten Heuristiken* zu nennen bzw. einzuordnen. Dabei wird man das ganzheitlich subjektive Interpretationsverfahren (nach STAIGER und KUHN; vgl. POLLMANN 1971, II, 72 ff.) kaum als echtes Verfahren der Konstruktgenerierung anerkennen können; denn die subjektiven Kriterien der Evidenz und des (befriedigenden) Gefühls (vgl. POLLMANN 1971, II, 73) führen eher zur »Interpretation als Kunst« als zu einem wissenschaftssprachlich-rationalen Interpretationskonzept. Die *geistesgeschichtliche Literaturinterpretation* allerdings, die sich z. T. mit den oben genannten mythologischen Zugangsweisen überdeckt, stellt zweifellos eine Heuristik dar, die von anthropologischen, kulturphilosophischen, existentialistischen etc. Perspektiven aus theoretische Interpretationskonzepte zu generieren versucht. In der deutschen Literaturwissenschaft besonders bevorzugt ist das *form-analytische Interpretationsverfahren* (von WALZEL bis KAYSER; vgl. POLLMANN 1971, II, 74 f.), das in Zukunft wohl noch mehr als bisher die von der materialen Textstruktur ausgehenden Modelle einbeziehen muß. Diese auf den *material-objektiven Verfahren der Textkonstituierung* aufbauenden Modelle dürften mit besonders *starker heuristischer Fruchtbarkeit im Bereich der überindividuellen Aspekte* literarischer Werke eingesetzt werden; unter überindividuell ist das zu klassifizieren, »was an der Literatur allen oder mehreren Werken gemeinsam ist« (POLLMANN 1971, II, 16). Klassische Fragestellungen aus diesem Bereich sind Stoff-, Quellen-, Motivforschung etc. (bei der Mythenforschung ergeben sich wieder Überschneidungen mit der schon genannten mythologischen Interpretation); diese Probleme »haben eine zwischen Überindividuellem und Besonderem vermittelnde und bewegliche Basis« (POLLMANN 1971, II, 24). Auch die formanalytischen Aspekte weisen sich innerhalb der überindividuellen Perspektive literarischer Werke als traditionsreiche literaturwissenschaftliche Fragestellungen aus: hierher gehören Fragen der Poetik, der Struktur und des Aufbaus von literarischen Werken etc. (gl. POLLMANN 1971, II, 16 ff.). In diesen Teilbereichen lassen sich auch die oben angeführten *Modellkonstruktionen* z. B. des Strukturalismus *heuristisch fruchtbar* machen. Das gilt für den reinen *Strukturalismus* (vgl. POLLMANN 1971, II, 49 ff.), der sich mit dem genannten Unbewußtheitspostulat als von

der empirischen Basis abgelöst versteht (POLLMANN 1971, II, 48), mehr aber noch für den von POLLMANN sog. »empirischen Strukturalismus« (1971, II, 51 f.), dessen Grundausrichtung eine relativ problemlose Verbindung mit empirischen Daten verspricht. Die größte Applikationsbreite scheinen diese Modelle für das Gebiet der *Gattungstheorie zu besitzen* (POLLMANN 1971, II, 52). Von hier aus gesehen ergeben sich auch *Kombinationsmöglichkeiten verschiedener Interpretationsverfahren*, für die die strukturanalytisch-interpretatorische Methode (HESELHAUS; vgl. POLLMANN 1971, II, 75) ein Beispiel ist. Auch *literaturtheoretische Analysen* können mit *Modellfunktion* für die Analyse des Aufbaus von literarischen Werken nutzbar gemacht werden, man denke nur an die Schichtmodelle bei INGARDEN (1931) bzw. WELLER & WARREN (1963; vgl. auch SEIDLER 1968, 358 f., der noch HARTMANN 1953 anführt). Diese überindividuellen Abstraktionen und Modelle transzendieren das Einzelwerk in Richtung einer Klassenspezifikation und stehen so einem »nomothetischen« Aspekt näher, als man ursprünglich mit dem Begriff der Werkimmanenz verbindet; dennoch sind sie m. E. noch *unter die deskriptiven Konstrukte zu subsumieren*. Sie bleiben unterhalb des Aspekts von erklärenden Beziehungen, da sie zwar außerliterarische Bedeutungsstrukturen (teilweise) mit einbeziehen, nicht aber Bedingungsverhältnisse thematisieren und so nicht als explikative Konstrukte angesprochen werden können (s. auch mathematische Texttheorie). Allerdings stehen sie mit dem *hohen Abstraktions- und Integrationswert überindividuellen Fragerichtung am Rande der immanenten Perspektive* und haben deshalb eine besonders brauchbare Funktion für erklärende Fragestellungen (s. u.).

Die so gewonnenen *Interpretationskonzepte* weisen damit alle *Charakteristika* auf, die als wissenschaftstheoretische Anforderung aus der oben entwickelten Literaturtheorie konsequent abgeleitet worden sind. Sie *integrieren* die vorhandenen *Einzeldaten unter bestimmten Ordnungsgesichtspunkten*, die je nach der Interpretationsheuristik zu bestimmten Konstruktclassen führen; die interpretatorischen Konzepte sind als über die Realität *konstruierte Theorien* zu verstehen, die das literarische Werk in der ihm eigenen Qualität abdecken sollen: der Aktualisierung seines potentiellen Seins (vgl. CHISHOLM 1964, 177). Die empirische Grundlegung geschieht durch die *von der Theorie unabhängige empirische Realitätsprüfung* (der Textmaterialität wie der literarischen Konkretisation). Die angestrebte *Analyse der Wesenszüge literarischer Werke* (BÖCKMANN 1966, 457) muß damit *nicht mehr essentialistisch* eine ideale Objektivität des literarischen Werks hypostasieren, sondern ist als theoretische *Konstruktion* zu verstehen. Die konstruierte Interpretation ist höchstens durch theoretische Quasiidealität, dafür aber durch empirische Objektivität gekennzeichnet. Ob man die rein klassifikatorischen Ansprüche der deskriptiven

Konstrukte als Protowissenschaft bezeichnet (vgl. BUNGE 1967, I, 354 f.), wie es LEVIN (1967, 19) tut, bleibt der jeweiligen wissenschaftstheoretischen Position überlassen; die Notwendigkeit des Hin-ausgehens über Deskriptivität (d. h. in bezug auf die Literaturwissenschaft: Werkimmanenz) liegt allerdings schon in der empirischen Methodologie zwingend begründet.

Explikative (werktranszendente) Konstrukte

Werktranszendenz und Erklärung

Die empirische Feststellung der literarischen Konkretisation beim je individuellen Subjekt macht über das Problem der Subjektrepräsentanz zwangsläufig die *Voraussetzungen literarischen Verstehens* mit thematisch (s. o. Basisproblem). Die soziale Einbettung literarischer Werke führt zur *Notwendigkeit*, nicht nur nach der Bedeutungskonstitution, sondern auch nach dem *Bedingungszusammenhang* zu fragen, in dem sie mit *außerliterarischen Variablen* in Abhängigkeit wie *Wirksamkeit* verbunden sind. Interpretationsverfahren, die solche Variablen mit einbeziehen, werden gemeinhin *werktranszendent* genannt (POLLMANN 1971, II; vgl. »Außenbetrachtung« bei KALLWEIT & LEPENIES in KOLBE 1969). Was der werkimmanenten hermeneutischen Interpretation nur als Heuristik dient, z. B. die biographische Analyse (vgl. Teil A; auch POLLMANN 1971, II, 12), wird hier als konstituierender Teil eines Interpretationsverfahrens anerkannt. Dabei ist es natürlich unbestritten, daß eine werktranszendente Fragestellung die *immanente Bedeutungskonstituierung* des literarischen Gegenstandes als *logisch vorgeordnet* voraussetzen muß; sie »lebt sozusagen von der reifen Werkimmanenz« (POLLMANN 1971, II, 96). Das werktranszendierende »Paradigma« stößt also aus dem deskriptiv konstruierten literarischen Werk in Richtung »auf das Leben, die Gesellschaft, das Milieu, die Psyche« etc. vor (POLLMANN 1971, II, 96). Es erklärt das *literarische Werk von bestimmten Bedingungen her bzw. erklärt bestimmte Wirkungen des literarischen Werks in Interaktion mit anderen außerliterarischen Variablen*. Damit ist der Schritt vom deskriptiven zum *explikativen Konstrukt* getan (vgl. HERRMANN 1969, 61 ff.). Seine Funktion soll wieder an dem psychologischen Ausgangsbeispiel verdeutlicht werden: »Erziehungsstil« war als deskriptives Konstrukt, d. h. als das Erzieherverhalten beschreibender theoretischer Begriff mit der Unterklasse »autoritärer Erziehungsstil« eingeführt worden. Wenn man jetzt das Verhalten eines Kindes als abhängig vom erfaßten Erziehungsstil nachweisen kann, so ist das kindliche Verhalten mit Hilfe des Konstrukts »Erziehungsstil« *erklärbar*: »Erziehungsstil« ist hier explikatives Konstrukt. Man kann natürlich auch Bedingungen aufsuchen, die wiederum die *Unterschiedlichkeit* von Erziehungsvorstel-

lungen bzw. -stilen bei bestimmten Individuen erklären: z. B. eine bestimmte gesellschaftliche Klassenzugehörigkeit oder dergl. Analoges gilt für das literarische Werk: Man kann z. B. versuchen, das *Werk und seine Qualitäten aus bestimmten gesellschaftlichen Erwartungsstrukturen heraus zu erklären*; die gesellschaftliche Erwartungsstruktur wäre dann ein *explikatives Konstrukt*. Der Literaturwissenschaftler sieht bei dem Anspruch des Erklärens immer schnell die Gefahr der Reduktion »als Gefahr des Begreifens der schönen Literatur nur aus *kausalen* Bedingungen, die es für sie wegen ihres eigenständigen Schöpfungscharakters nicht geben kann« (POLLMANN 1971, II, 97). Es erübrigt sich hier, auf die *petitio principii* einzugehen, die vor aller wissenschaftlichen Analyse die Nicht-Existenz von kausalen Bedingungen bereits kennen will: Die wissenschaftstheoretische Entwicklung ist längst über die vom Hermeneutiker immer angegriffenen Prinzipien hinausgegangen: »Indes wird in den Naturwissenschaften und auch in der Psychologie von der Heranziehung des Ursachbegriffs und der Kausalbezeichnung heute fast ausnahmslos abgesehen« (HERRMANN 1969, 65). Es handelt sich lediglich darum, *Bedingtheiten* festzustellen: Es wird über den Zusammenhang von zwei Variablen hinaus die Abhängigkeit der einen von der anderen unterstellt. Deskriptive und explikative Konstrukte unterscheiden sich also hinsichtlich der verschiedenen weitreichenden Voraussetzungen, die in sie eingehen: »So geht in die *Erklärung* von A mit Hilfe von B die Voraussetzung mit ein, daß B von A *abhängt*« (HERRMANN 1969, 66). Solche *Abhängigkeiten* zu bestimmen, ist auch das Ziel der *werktranszendenten Interpretationsverfahren* in der hermeneutischen Literaturwissenschaft; sie können also berechtigerweise als Heuristik für erklärende Konstrukte der empirischen Literaturwissenschaft gelten, d. h.: *werktranszendente Interpretationsverfahren generieren explikative Konstrukte über literarische Werke*.

Kommunikationswissenschaft: Klassische Perspektiven

Durch *explikative Konstrukte* wird angestrebt, »den Produktions- und Konsumtionsprozeß kultureller Produkte wissenschaftlich zu analysieren« (PEHLKE in KOLBE 1969, 49). Das bedeutet, die *Literaturwissenschaft* als Teil einer *Kommunikationswissenschaft* zu etablieren, wie es auch innerhalb der Literaturwissenschaft von unterschiedlichen Positionen aus gefordert wird; sowohl marxistische Literatursoziologie (vgl. PEHLKE in KOLBE 1969) wie strukturelle Literaturgeschichte (vgl. WIENOLD 1971) sehen in solcher *interdisziplinärer Tendenz* den einzigen *Ausweg aus Unfruchtbarkeit und Methodenbeschränkung* der bisherigen Literaturwissenschaft. Das hier vorgelegte Konzept einer empirischen Literaturwissenschaft mit den (notwendig immer in andere Disziplinen ausgreifenden) explikativen Konstrukten kann m. E. diesen Anforderungen und gleichzeitig dem Gegenstands-

verständnis der bisherigen hermeneutischen Literaturwissenschaft gerecht werden. Ein Modell der in einer kommunikationswissenschaftlichen Literaturwissenschaft thematischen Variablenbereiche hat WIE-NOLD sehr stringent ausdifferenziert vorgelegt (1971, 59 ff.); dabei wird deutlich, daß über klassische werktranszendierende Fragestellungen (der »Richtung auf Geschichtlichkeit, Erwartungshorizont, Leser, Gesellschaft, Autor, Mensch, Bewußtsein, Vorbewußtsein, Psyche, Leben etc.« – POLLMANN 1971, II, 9 –) hinaus noch eine Fülle weiterer Problembereiche einer modernen Literaturwissenschaft relevant werden. Doch scheint es zu diesem Zeitpunkt noch verfrüht, Variablenbereiche in Modellen zu fixieren, für die eine entsprechende methodologische Umorientierung der klassischen Literaturwissenschaft noch lange nicht vollzogen ist. Vorerst soll zunächst einmal den augenblicklich aktuellen methodischen Aspekten ihre konstruktive Funktion unter dem Modell explikativer Konstrukte einer empirischen Literaturwissenschaft zugewiesen werden.

Die aufgezählten klassischen Fragestellungen überschneiden sich zu einem großen Teil (mit Ausnahme der soziologischen Aspekte; dazu weiter unten) mit den in der ersten Verschränkungsstufe zwischen Literaturwissenschaft und Psychologie (Teil A.) behandelten Fragen: *Biographische Analyse, künstlerische Persönlichkeitsstruktur, Rezeptionsfragen, Leservariablen* und die *Voraussetzungen* der hermeneutisch assimilierten, psychologischen Interpretationsverfahren wären in einer empirischen Literaturwissenschaft als *explikative Theorien* bzw. Hypothesen zu behandeln. Damit erweist sich die dritte Verschränkungsstufe zwischen Literaturwissenschaft und Psychologie, die als Grundlegung einer empirischen Literaturwissenschaft fungiert, gegenüber den beiden ersten noch einmal als ein diese dialektisch aufhebendes, historisch anschließendes Stadium: Die oben sog. »*Psychologische Heuristik*« und die Voraussetzungen der immanenten Interpretationsverfahren führen zur *Generierung explikativer Konstrukte* – und da wo sie empirisch geprüft sind, auch zu wissenschaftlich verbindlicher Annahme oder Ablehnung der entsprechenden Hypothesen. Die aufgewiesene Funktionsverschiebung wird sich auch auf andere Interpretationsbereiche ausdehnen lassen: was einer werkimmanenten Literaturwissenschaft als Heuristik gilt, fungiert innerhalb einer empirischen literaturwissenschaftlichen Kommunikationswissenschaft als explikative Theorie (Hypothese, Konstrukt). Dabei sind die entsprechenden *werktranszendenten Aspekte* (die Biographie noch am ehesten ausgenommen) fast durchweg *nicht* auf das individuelle Werk ausgerichtet; doch kann diese mehr »*nomothetische Ausrichtung*« keineswegs eine Ablehnung von explikativen Konstrukten über den literarischen Gegenstand begründen. Die 1904 von WINDELBAND in einer Rektoratsrede aufgestellte Unterscheidung von nomothetischer (»Naturwissenschaft«) und idiographischer (»Geistes«)

Wissenschaft wird meistens angewandt, um empirische bzw. Gesetzesaspekte von den sog. hermeneutischen Wissenschaften fernzuhalten. Dabei wird diese Unterscheidung, die höchstens akzentuierend sinnvoll ist, als scharf distinktive – zumindest unkritisch – überinterpretiert: denn die meisten *idiographischen Deutungshypothesen* sind *ohne einen nomothetischen Bezugsrahmen gar nicht denkbar*. Für das entsprechende Problem der Diagnose im psychologischen Bereich hat WESTMEYER (1972) die Äquivalenz der Diagnose mit dem Erklärungsmodell nachgewiesen. Die Diagnose sucht nach Bedingungen, die zusammen mit empirisch bestätigten Gesetzen eine Erklärung für einen gegebenen Tatbestand liefern können (WESTMEYER 1972, 10 ff.). Parallel dazu läßt sich die Interpretation eines einzelnen literarischen Werkes als eine Bedingungsanalyse konzipieren, die sich auf allgemeine Gesetzmäßigkeiten bezieht und von hier aus ihren Erklärungs-wert gewinnt. Innerhalb einer Literaturwissenschaft als Kommunikationswissenschaft wird dieser Art der *Kombination von idiographischen und nomothetischen Aspekten* sogar die größte Bedeutsamkeit zugeschrieben werden müssen.

Literatursoziologische Aspekte und Methodenprobleme

Damit ist der am weitesten reichende werktranszendente Aspekt in bezug auf das literarische Werk erreicht, von dem aus auch in der Diskussion die *Immanenzproblematik* besonders thematisiert worden ist: die *literatursoziologische Perspektive*. Hier stehen sich gegenwärtig zwei Positionen gegenüber, deren Einordnung in unser Konzept zu einer weiteren Verdeutlichung, aber auch zu Klarheit über die offenen Probleme bzw. möglichen methodologischen Entwicklungen führen kann: die *empirische* (positivistische) *Literatursoziologie* und die i. w. S. *marxistische* bzw. sozialistische *Literaturinterpretation*. Die empirische Literatursoziologie (vgl. POLLMANN: statistische, dokumentar-historische und hypothetische Literatursoziologie) läßt sich natürlich in das Konzept einer empirischen Literaturwissenschaft unter der Kategorie der explikativen Konstrukte – bei Ergänzung durch die Ebene der deskriptiven Interpretationskonzepte – problemlos einordnen. Die sozialistische Literaturinterpretation dagegen begreift Literatur als eine Teilmenge der »gesellschaftlichen Totalität« und analysiert sie »kritisch« aus und in Richtung auf die Gesellschaft als komplexes Sozialsystem. Sie versucht so, »durch die Analyse der Literatur Sozialkritik zu praktizieren« (FÜGEN in GÖBEL 1971, 10). Von der empirischen Literatursoziologie aus gesehen wird das Verhältnis zwischen beiden folgenderweise bestimmt: „Deshalb sind Literatursoziologie und über das Medium der Literatur geübte Sozialkritik nicht identisch. Man könnte den zwischen beiden bestehenden Zusammenhang bestenfalls so bestimmen, daß die Literatursoziologie die Voraussetzung darstellt für eine über das Medium Literatur ge-

übte Sozialkritik, der es darauf ankommt, das von ihr an einem außerwissenschaftlich gewonnenen Wertmaßstab Gemessene als faktisch zu beweisen und nicht nur zu unterstellen« (FÜGEN in GÖBEL 1971, 10). Die sozialistisch-dialektische Literaturinterpretation dagegen *versteht sich als Überwindung eines systemstabilisierenden Empirismus*, der in der bloßen empirischen Feststellung des Vorhandenen *die Funktion seiner Methoden* innerhalb des bestehenden Gesellschaftssystems *nicht hinterfragen* kann. Mit dem Modell einer *Literaturinterpretation als Teilmenge einer gesellschaftlichen Praxis* ergibt sich eine potentielle Kritikposition für das vorgeschlagene Modell einer empirischen Literaturwissenschaft, da die marxistische Interpretation mit dem Anspruch einer nachempirischen (im marxistischen Vokabular »nach-empiristischen«, da nur der Marxismus wahre Empirie besitzt) Wissenschaftsentwicklung auftritt.

Wir hatten in der bisherigen Konzeptualisierung der empirischen Literaturwissenschaft besonders die Überwindung der hermeneutischen Beliebigkeit bei der Erkenntnisgewinnung und damit die Gewinnung einer empirischen Objektivität für die Literaturwissenschaft akzentuiert; diese Argumentationskette versuchte, unter Nachweis der Unstimmigkeiten einer hermeneutischen Literaturtheorie die sozusagen vorempirische Konzeption der Literaturwissenschaft auf das wissenschaftstheoretisch entwickeltere und begründetere Niveau einer empirischen Wissenschaftskonzeption zu heben. Die dabei relevante Dimension war die *wissenschaftsimmanente Verbindlichkeit und deren Sicherung durch die methodologische Grundstruktur*. Es erweist sich nun auf der Ebene der explikativen Konstrukte als notwendig, diesen empirischen Ansatz auch *in Relation zu den Modellen* (marxistischer Provenienz) zu explizieren, die unter Voraussetzung eines komplexen Gesellschaftsmodells auf das *Kriterium der wissenschaftstranszendenten Verbindlichkeit* ausgerichtet sind. Ohne dogmatische Voreinstellung sollen dabei berechnete Aspekte wissenschaftstranszendenter Verbindlichkeit mit einbezogen werden, andererseits aber die gewonnene (methodologisch abgesicherte) wissenschaftsimmanente Verbindlichkeit nicht leichtfertig aufs Spiel gesetzt werden. Das – auch hier wieder methodologisch ausgerichtet⁵⁸ – Ziel ist damit eine *optimale Verbindung zwischen wissenschaftsimmanenter und -transzendenter Verbindlichkeit*. Um das zu erreichen, wird man versuchen müssen, die aufgezeigte methodologische Grundstruktur der empirischen Literaturwissenschaft zu erweitern, so daß sie auch den Anforderungen wissenschaftstranszendenter Verbindlichkeit genügen kann. Eine Erweiterung ist durch die Einbeziehung der methodologisch noch unterbestimmten Verfahrensaspekte einer i. w. S. marxistischen Literaturinterpretation möglich. Die Unterbestimmtheit ist dabei durch eine präzisierende Explikation (vgl. OPP 1970, 158 ff.) zu beheben: Das setzt den Nachweis voraus, daß diese Begriffe in bezug

auf das thematische Adäquatheitskriterium der methodologischen Stringenz nicht optimal präzise sind, so daß die explizierende Präzisierung zu einer konstruktiven Modifikation (des Explikandums durch das Explikat) berechtigt ist. Diese explikativen Modifikationen von impliziten Methodikvorstellungen der (dialektischen) literatursoziologischen Betrachtungsweise sind dann als mögliche *Zukunftsentwicklungen* in die methodologische Grundstruktur einer empirischen Literaturwissenschaft einzubeziehen. Explikation bedeutet also eine an die moderne (empirische) Methodologie anschließende Präzisierung; Modifikation heißt, daß mit dieser Präzisierung *nicht* auf jeden Fall *das marxistische Selbstverständnis* getroffen werden soll, vielmehr werden in sich widersprüchliche oder irrationale Elemente vernachlässigt bzw. explizit abgelehnt.

Marxismus als dogmatische Metabasis?

Die erste *Schwierigkeit*, die bei der methodologischen Adaptation dieser literatursoziologischen Position – bezeichnenderweise für den Hermeneutiker wie Empiriker – auftritt und bei der man sich vielfach in der kritischen Rezeption ausschließlich aufhält, besteht darin, daß ein hochkomplexes und kompliziertes *Gesellschaftsmodell als Voraussetzung für die Begründung eines wissenschaftlichen Verfahrens* angesetzt wird. Das widerspricht nun zweifellos der üblichen wissenschaftlichen Tradition, die bei der Konstituierung wissenschaftlicher Methoden zumeist eine maximale Voraussetzungslosigkeit anstrebt oder doch zumindest deren Anschein; da aber eine völlige Voraussetzungslosigkeit, wie die Wissenschaftsgeschichte gezeigt hat, gar nicht erreichbar ist, kann man grundsätzlich gegen die Ausweitung des Voraussetzungsbereichs auf eine Verbindung von erkenntnistheoretischem und gesellschaftlichem Aspekt kaum etwas einwenden. Die Traditionsverletzung allein jedenfalls dürfte kaum als rationales Argument für die Ablehnung solcher Modelle akzeptabel sein. So ist denn in dem ungewohnten Übergewicht der Modellvoraussetzungen gegenüber den effektiven methodologischen Explikationen (man vgl. z. B. das quantitative Verhältnis des Kapitals »Marxismus als Theorie der bürgerlichen Gesellschaft« mit »Marxismus und Literatur« bei HAUFF et al. 1971, II) noch nicht von vornherein eine Einschränkung der wissenschaftlichen Gültigkeit der möglichen Konsequenzen zu sehen. Der *Dogmatismusverdacht*, den die Positionen marxistischer Provenienz allenthalben auf sich ziehen, liegt in einer anderen Dimension begründet: Die *hermeneutische Voraussetzung*, daß der Erkenntnisprozeß in den »individuellen wie kollektiven Sozialisationsverhältnissen (des Menschen) festgemacht werden muß« (HAUFF et al. 1971, II, 33), wird dabei *durch ein bestimmtes Modell gesellschaftlicher Interaktion und Strukturen präzisiert*. Dieses Modell (das hier natürlich nicht darzustellen ist; vgl. z. B. die kurze Einführung und die Literatur-

angaben bei HAUFF et al. 1971, II, 83 ff.) führte zu Postulaten, die empirisch überprüfbare Implikationen aufweisen: Die Annahmen, daß der Mensch durch sein Produzieren die Welt zu einer Welt von Gegenständen verändere, daß er gleichzeitig sich »selbst von Gegenständen (gleich bearbeitete Natur) bereits bestimmt . . . vorfindet« (HAUFF et al. 1971, II, 94), daß jede »reine« Theorie von der »gesellschaftlichen Produktion und Reproduktion des materiellen Lebens« abhängig sei (HAUFF et al. 1971, II, 6; Materialistische Dialektik), daß »Produktivkräfte . . . selber gesellschaftlich vermittelt und nicht objektiv fixiert, geschichtlich voraussetzungsvoll und nicht naturgeschichtlich generell zu verstehen« sind (HAUFF et al. 1971, II, 116), all diese Annahmen sind zum Gegenstand soziologischer, kulturvergleichender, psychologischer, ökonomischer Forschung zu machen. Sie sind also auf ihren empirischen Wert hin überprüfbar. Nicht die Anwendung dieser Voraussetzungen allein ist bereits *dogmatisch* zu nennen, wie es auf dem Hintergrund politischer Glaubensbekenntnisse in der Hitze der Diskussion bisweilen geschieht. Dogmatismusverdacht ist erst dann angebracht, wenn die *empirischen Implikationen des vorgeschalteten Gesellschaftsmodells der »Gefahr« einer Falsifikation* entzogen werden sollen. Auf diese Gefahr, daß »die marxistische Geschichtsphilosophie den bloß technologisch zu deutenden Realwissenschaften übergeordnet« wird, »wodurch sie gleichzeitig der Kritik von dieser Seite entzogen ist« (ALBERT 1971, 20), hat der kritische Rationalismus des öfteren hingewiesen. Die Benutzung marxistischer Gesellschaftsmodelle als *dogmatische Metaphysik* (mit einem »höheren epistemologischen Status« — ALBERT 1971, 20) liegt aber *nicht* im Interesse einer marxistischen Literatursoziologie, so daß sie sich auf die Dauer dem Nachweis des empirischen Werts ihrer Gesellschaftsmodelle gar nicht wird entziehen wollen, zumal nur auf diese Weise die angestrebten Systemmodifikationen erreichbar sind. Ein offener Diskussionspunkt allerdings bleibt, mit *welchen Falsifikationskriterien* solche empirische Prüfung vonstatten gehen soll: auf dem Hintergrund der technologisch genannten realwissenschaftlich-empirischen Methodologie oder dem des marxistischen Praxisbegriffs. Zur Integration beider sollen die folgenden Explikationen dienen; daher gehen wir davon aus, daß die empirischen Voraussetzungen des vorgeordneten Gesellschaftsmodells empirisch geprüft werden und die explizierten *Methodikkonsequenzen entsprechend dem empirischen Wert ihrer Voraussetzungen* in die Methodologie der Literaturwissenschaft eingehen. Da diese empirische Prüfung bisher noch nicht umfassend und in allen Punkten vorgelegt worden ist, sprechen wir vorerst noch von zukünftigen bzw. möglichen Methodikentwicklungen.

Widerspiegelung vs. Utopie

Innerhalb des Modells marxistischer Literaturinterpretationen ist *wissenschaftliche Erkenntnis eine Teilmenge der gesellschaftlichen Praxis*. Der Begriff der gesellschaftlichen Praxis fragt mehr nach den *Bedingungen und Möglichkeiten von (gesellschaftlicher) Erfahrung*, als daß er explizite Verfahrensweisen zur Gewinnung verbindlicher Erkenntnisse angibt. Diese gegenüber dem »technologischen« Empirismus *methodologische Unterbestimmtheit des Praxisbegriffs* führt aber bei dezidierter Anwendung der inhaltlichen Modellvoraussetzungen in dem geschaffenen Leerraum, zumindest im Bereich der Literaturwissenschaft, zu einer *Gegenstandsverkürzung*, wie die marxistische Literaturästhetik LUKACSScher Prägung zeigt: Der dabei relevante Aspekt der Widerspiegelung geht davon aus, daß die herrschende Klasse (z. Z. die bürgerliche) ihre Machtstellung durch die Ausformulierung einer entsprechenden Ideologie zu sichern versucht, die als »begrifflicher Ausdruck der gesellschaftlichen Verhältnisse . . . wie sie dem bürgerlichen Bewußtsein erscheinen« (HAUFF et al. 1971, II, 103), eine adäquate Erkenntnis der gesellschaftlichen Verhältnisse verhindert. Die bürgerliche Ideologie verhindert so das Erkennen der »konkreten Zusammenhänge in der gesellschaftlichen Totalität«. »Die Theorie der kapitalistischen Gesellschaft muß solange ideologisch bleiben, wie sie den bürgerlichen Klassenstandpunkt nicht verläßt« (HAUFF et al. 1971, II, 120). Dieses Hinausgehen aber soll in Richtung auf die (historisch noch nicht »dran« gewesene) Klasse des Proletariats erfolgen. Bei der Konstituierung des von hier aus zu konzipierenden adäquaten Bewußtseins übernimmt in der LUKACSSchen Literaturtheorie auch die *Literatur eine Hilfsfunktion* (innerhalb des Überbaus), nämlich zum *Erkennen oder Wiedererkennen der gesellschaftlichen Wirklichkeit* zu führen. Damit aber verbaut sich die marxistische Ästhetik, wie JAUSS (1970, 162) herausgearbeitet hat, selbst die Möglichkeit, das revolutionäre Potential der Kunst voll auszuschöpfen: »Wer Kunst auf Widerspiegelung einengt, beschränkt auch ihre Wirkung . . . auf das Wiedererkennen von schon Erkanntem.« Die daraus abgeleitete Kategorie des »Realistischen« bedeutet die »richtige Widerspiegelung der Wirklichkeit« (MAREN-GRISEBACH 1970, 91). Dem klassischen Literaturwissenschaftler erscheint das — nicht ganz zu Unrecht — als Gegenstandsverkürzung, da Literatur hier lediglich als »Indikator der ohnehin und womöglich auf direkterem Weg zu erhebenden sozialen Verhältnisse« (LÄMMERT in KOLBE 1969, 98) fungiert oder vorab vom (normativen) Begriff her eingeschränkt wird. Dieser Vorwurf der Gegenstandsreduktion trifft zweifellos auf die Positionen LUKACSScher Prägung zu, die einen zu rigiden Primat des Unterbaus (s. u. Interaktion) implizieren; diese z. T. schon bei MARX und ENGELS zu bemerkende Simplifikation des Realismusproblems (vgl. RADDATZ 1969, 24) ist denn auch von marxistischer

Seite selbst kritisiert worden (vgl. HAHN in GLASER et al. 1971, 151 ff.). Daß die ›Parteilichkeit der ästhetischen Theorie‹ des Marxismus zum größten Teil in einer solchen simplifizierten Propagierung des ›sozialistischen Realismus‹ besteht (vgl. z. B. KAGAN 1965, WINOGRADOW 1966), wird sich nicht bestreiten lassen. Doch hat gerade HAHN die »Möglichkeiten eines gesellschaftsbezogenen Kunstbegriffs zwischen Ideologie und Utopie« (in GLASER et al. 1971) aufgezeigt (vgl. auch RADDATZ 1969, 5 fl.). Besonders die BLOCHsche Konzeption der »Kunst als ideologietranszendierende Utopie« gesteht dem Überbau eine Eigendynamik zu, die dann auch in der Literatur, »obschon ideologischen Ursprungs« »stets mehr als Ideologie« sehen müßte (HAHN 1971, 218). Die Schwierigkeit für den (möglichst) unvoreingenommenen Beobachter liegt hier in der Vereinbarkeit eines normalen Utopiebegriffs mit der marxistischen Geschichtsphilosophie: Mit dem »Primat des vorwegbestimmten Geschichtsablaufs« (RADDATZ 1969, 23) würde hier nämlich lediglich Literatur eines gesellschaftskonträren Typs gefordert, der als Kampf gegen das bourgeoise Bewußtsein und für die Machterstellung der Proletarierklasse zu fungieren hätte. Solche finite-state-Geschichtsphilosophie müßte — obzwar wissenschaftlich überholt (vgl. SEIFFERT 1971) — den Gegenstand der Literaturwissenschaft determinieren wollen, was gegenüber den vorhandenen literarischen Entwicklungen (auch der gesellschaftsabgewandten modernen Literatur wie der gesellschaftskonformen Trivialliteratur) wieder in die Gegenstandsreduktion des ›sozialistischen Realismus‹ einmündet. Literatur als Utopie läßt sich also nur widerspruchsfrei konzipieren, wenn der »antizipatorische Überschuß« (HAHN 1971, 218) sich auch auf die »Rolle von Geschichte und Gesellschaft« erstreckt (RADDATZ 1969, 49). Will man eine moderne Literaturwissenschaft als *Kommunikationswissenschaft* etablieren, die von der methodologischen Struktur her eine *maximal breite Erforschung potentieller literarischer Entwicklungen* ermöglicht, so wird man in ihr den *Widerspiegelungsaspekt* des Praxisbegriffs in Anknüpfung an die berichteten Weiterentwicklungen der marxistischen Ästhetiktheorie also nur *modifiziert* verankern können: Literatur als Teilmenge eines möglicherweise ideologisierenden Bewußtseins über die eigene gesellschaftliche (Klassen) Situation macht eine *Einbeziehung sozialer Variablen* bis hin zu den ökonomischen Grundlagen notwendig. Diese Einbeziehung kann zur *Aufdeckung* der im Sinne der Psychoanalyse *rationalisierenden Bewußtseinsstrukturen* führen wie auch eventuell ökonomische Grundlagen als Voraussetzung für das *Verständnis* von Literatur in ihren *utopischen Funktionen* offenlegen; damit ist der angezielte emanzipatorische Effekt erreicht, ohne eine Gegenstandsreduktion zu provozieren: Mit der Einbeziehung sozial-ökonomischer Variablen in eine kommunikationswissenschaftliche Literaturwissenschaft sind sowohl ein sozialistischer Realismus in der Literatur als auch andere Entwick-

lungen in bezug auf die gesellschaftliche Funktion von Literatur abdeckbar; u. U. ist als *Weiterentwicklung des gesellschaftsabgewandten Typus von Literatur* nicht die Konzentration von Macht auf eine neue (in diesem Fall proletarische) Klasse, sondern die Verringerung von Macht durch ihre Dispersion möglich.⁵⁰ Die — noch weitgehend unentdeckten — Kreativitäts- und Innovationspotentiale moderner literarischer Formung (vgl. Ästhetikanalyse, Formalismus) geben hier zumindest Hoffnungen. Mit dieser Einbeziehung sozio-ökonomischer (materieller) Variablen sind die zentralen Anforderungen des marxistischen Praxisbegriffs erfüllbar: Die empirisch-methodologischen Forderungen der experimentellen (oder quasiexperimentellen) Variation würden bei werktranszendenten Theorien natürlich auch eine *Variation dieser ökonomischen Variablen* (damit sie überhaupt als unabhängige Größen fungieren können) verlangen. Damit wären aber auch (zumindest partielle, experimentelle) ›Umgestaltungen der materiellen Realität‹ (in thematischen gesellschaftlichen Subsystemen) möglich, ja nötig; das *entspricht* der zentralen *methodologischen Substanz des Praxisbegriffs*, nämlich der »Umgestaltung der objektiven Realität durch die Menschen« (WITTICH 1965, 16).⁶⁰

Methodologische Präzisierung: Falsifizierbare Interaktionstheorien

Was am marxistischen Praxisbegriff dadurch nicht abgedeckt wird — und auch nicht abgedeckt werden soll (s. o. Modifikation), ist das Postulat, daß Praxis erst bei einer »gesamtgesellschaftlichen Veränderung der Außenwelt« (WITTICH 1965, 23) vorliegt; das widerspricht nämlich dem Prinzip des Experimentierens und damit dem *Falsifizierbarkeitskriterium*, da bei der Verbindung von gesamtgesellschaftlicher Variation und finite-state-Geschichtsphilosophie die Gefahr einer Realisation um jeden Preis, und das heißt unter Vernachlässigung (Exhaustion; bzw. Brechung) der Realisationswiderstände, übermächtig wird (wie die Entwicklung vieler sog. sozialistischer Staaten zeigt). Über das potentielle Verhältnis der sozial-ökonomischen Variablen als explikative Konstrukte einer empirischen Literaturwissenschaft zu den deskriptiven Werkinterpretationen gibt das *Verhältnis von Basis und Überbau* Hinweise. Die These von Basis und Überbau bezeichnet selbstverständlich nur ein veranschaulichendes Modell der außerordentlich komplexen »Beziehung zwischen Wirtschaft und Gesellschaft, Produktionsweisen und Bewußtseinsformen, historischer Praxis und Theorie« (HAUFF et al. 1971, II, 117). Das Verhältnis zwischen beiden ist im marxistischen Modell ein *dialektisches*; allerdings hängt von der Bestimmung dieser Dialektik die Art der methodischen Konsequenzen ab, die sich je nach der primär angenommenen Richtung unterscheiden. Denn entsprechend dem »auf die Füße gestellten« Hegel kann man in diesem dialektischen Verhältnis die Priorität der gesellschaftlich-materiellen Seite, d. h. des Unterbaus, vermuten. Dann wird zwar keine

»einseitige Bestimmungsrichtung angenommen... , wie sie in einer bloßen Kausalitätsbeziehung vorhanden wäre... , aber das Primat wird durchgehalten« (MAREN-GRISEBACH 1970, 83). Dieser Primat wird andererseits gerade dafür verantwortlich gemacht, daß »durch die Hintertür das ungeschichtlich-abstrakte Kausalitätsprinzip eingeführt« wird (HAUFF et al. 1971, II, 119). Will man dem mit einer entsprechenden methodologischen Verankerung gerecht werden, so wird man über die zur Präzisierung des Begriffs Dialektik bereits immer angeführte Wechselwirkung noch hinausgehen müssen. Zunächst einmal ist festzuhalten, daß literarische und sozioökonomische Variablen in *Interaktionstheorien* miteinander zu verbinden sind. Beide Seiten müssen sowohl als *abhängige als auch als unabhängige Variablen* theoretisch konstituiert werden. Die Wechselwirkung zwischen beiden zu untersuchen, ist gerade im Konzept einer literarischen Kommunikationswissenschaft adäquat unterzubringen. Sowohl Bedingungen als auch Wirkungen literarischer Werke waren bereits oben als die *zwei Richtungen der explikativen Konstrukte* der Literaturwissenschaft charakterisiert worden. Ungewohnt ist dabei nur, daß nicht allein in Richtung von relativ theoriefreien (ökonomischen) Variablen auf theoriehaltige (literarische), sondern auch umgekehrt von literarischen auf ökonomische hin geforscht werden soll. Das wird nur durch eine Zwischenschaltung von vermittelnden Variablen möglich sein; damit ist auch eine nächste methodologische Bestimmung angedeutet, die die Interaktionstheorien näher spezifiziert: Sie müssen in bezug auf den Gegenstandsbereich einen möglichst großen Integrationswert aufweisen, der die entsprechenden Wechselwirkungen über alle gesellschaftlichen Vermittlungsprozesse hin umspannt. Das stimmt auch gut mit der Konsequenz, die aus der Vermeidung des Kausalitätsprinzips zu ziehen ist, überein: Wie schon oben nachgewiesen, basieren *explikative Konstrukte* gerade *nicht auf dem Kausalitätsprinzip*, sondern erlauben eine bedingungsanalytische Forschung. Damit ist aber eine möglichst ausdifferenzierte Erforschung der thematischen Variablenbereiche angezielt, die eine Erklärung bis zu den schwächsten, nicht sicherbaren Zusammenhängen hin versucht. Die geforderte *konkrete Dialektik* läßt sich also methodologisch explizieren als Aufstellung *bedingungsanalytischer Interaktionstheorien von möglichst hohem Integrationswert in der Verbindung von idiographischen und nomothetischen Aspekten*.

Bewußtsein und Empirie

Als letzter Aspekt ist die konstruktiv-aktive Ausrichtung des Praxisbegriffs einzubeziehen, die dem für marxistische Literaturinterpretation zentralen ideologiekritischen Impetus zugrunde liegt; konkrete Aufgaben einer solchen auf ein *emanzipatorisches Erkenntnisinteresse* verpflichteten Wissenschaft sollen sein: »die ideologiekritische Auf-

arbeitung der eigenen Wissenschaftstradition ebenso wie die materialistische Analyse des Produktions- wie Verwertungszusammenhangs von Literaturwissenschaft selbst, ihrer Funktion und ihres institutionellen Rahmens in Universitäten, Schulen, Massenmedien« (HAUFF et al. 1971, II, 132). Erkenntnistheoretisch führt das zu einer *Problemmatisierung der Subjekt-Objekt-Trennung*: Diese war gegenüber der hermeneutischen Position zur Sicherung der theorie-transzendenten Verbindlichkeit eingeführt worden und wird nun von der marxistischen Position aus unter dem Aspekt wissenschaftstranszendenter Verbindlichkeit (d. h. dem Verwertungsaspekt) wieder modifiziert. Die Nicht-Identität von Subjekt und Objekt ist zwar auch im Marxismus der Ausgangspunkt, doch ergibt sich darauf aufbauend eine dialektische Verschränkung, die zumindest die völlig Unabhängigkeit des Objekts vom erkennenden Subjekt leugnet. Die materiellen Veränderungen der *Objektseite* sind ja gerade mit *abhängig vom erkennenden Subjekt* (s. o. Praxisbegriff), so daß Erkenntnis der objektiven Realität auch subjektive Selbsterkenntnis ist. »Selbsterkenntnis ist Wissen des Subjekts über seine Stellung in der objektiven Wirklichkeitsstruktur« (LEKTORSKI 1968, 124). Werden unter der angestrebten »objektiven« Realität die sozio-ökonomischen Voraussetzungen verstanden, so sind diese bereits in unser Modell einbezogen (s. o.); sollen darunter ökonomische Variablen mitsamt den übergeordneten Theorien (dialektisch verschränkt: Basis-Überbau) verstanden werden, so ist diesem Postulat durch die *Einbeziehung reflexiver Konzepte* als Gegenstände der Forschung zu entsprechen. Das wird durch das oben dargelegte Modell des Verstehens als Gegenstandskonstituierung ebenfalls bereits (z. T.) abgedeckt. Die *Subjektabhängigkeit des Objekts* muß also *nicht zur Aufgabe des empirischen Erfahrungsbegriffs* der Beobachtbarkeit führen, sondern diesen lediglich erweitern: Auch theoriehaltige Gegenstandsbereiche müssen als der empirischen Beobachtbarkeit zugänglich verankert werden; daß dies durchführbar ist, haben die Verfahrensweisen zur empirischen Realitätsprüfung intentionaler Verstehensakte und -inhalte gezeigt. Damit wird es möglich, die Subjektabhängigkeit des Objekts nicht nur zu postulieren, sondern auch empirisch zu überprüfen. An diesem Punkt wird der Stellenwert des schon angesprochenen Subjektrepräsentanzproblems endgültig deutlich: Die Abhängigkeiten des konkretisierten literarischen Objekts von den subjektiven Voraussetzungen des Rezipienten (im Bereich sozio-ökonomischer Voraussetzungen bis hin zu kognitiven Voreinstellungen) werden durch die Auswahl bestimmter Subjektklassen thematisiert und in den Forschungsprozeß mit einbezogen. Zweifellos gibt es durch Auswahl geeigneter Subjektklassen bzw. Induzierung bestimmter Voreinstellungen die Möglichkeit, die Konstituierung des literarischen Werks (in ihrer Konkretisation) zu manipulieren; solche konstruierend in die wissenschaftliche Gegenstandskonstituierung eingebrachten Ver-

änderungen bzw. Einflüsse müssen innerhalb einer empirischen Literaturwissenschaft schon von der methodologischen Struktur her notwendig offengelegt werden; hier liegt eine *emanzipatorische Relevanz im Vergleich zur hermeneutischen Literaturwissenschaft* vor, wo diese Einwirkungen durch die Subjekt-Objekt-Konfundierung verschleiert werden konnten. Gegenüber der marxistischen Literaturinterpretation bleibt das *ideologiekritische Potential* gewahrt, ohne durch das Aufgeben empirischer Beobachtbarkeit wieder einen (quasihermeneutischen) *Verbindlichkeitsverlust* zu erleiden.

Wissenschaft von der Literaturwissenschaft

Diese Optimalisierung wird dadurch ermöglicht, daß das menschliche Subjekt nicht nur als Objekt (in seinen theoriefreien Verhaltensdimensionen z. B.), sondern eben als *reflexives Subjekt* konstituiert wird. Das postulierte Interaktionsverhältnis zwischen Bewußtsein und Realität im marxistischen Praxisbegriff führt aber noch zu einer zweiten Konsequenz: Auch das erkennende Subjekt (der Forscher) muß sich selbst *als Objekt* verstehen bzw. wissenschaftlich konstituieren. Damit ist der »Verwertungszusammenhang von Literaturwissenschaft selbst« thematisiert, der auch die Voraussetzungen und Wirksamkeiten der literaturwissenschaftlichen Interpretation erforschen muß. Das Erklären des Verstehens (als Interpretation = Verstehen II nach LEIBFRIED) muß durch das Erklären der Interpretation selbst (nach LEIBFRIED Verstehen III) ergänzt werden: Das ist durch eine empirische Wissenschaft von der Literaturwissenschaft möglich. Die Konsequenz der *Wissenschaftswissenschaft* deckt diesen letzten Aspekt der *Bedingtheit auch wissenschaftlichen Erkennens* innerhalb des marxistischen Praxisbegriffs ab, dessen Notwendigkeit interessanterweise bisher empirisch am besten von allen Voraussetzungen des marxistischen Gesellschaftsmodells bestätigt ist (vgl. RADNITZKY 1970 a und b). Damit ist auch die letzte Dimension des Subjektrepräsentanzproblems ausgefüllt: Die Voraussetzungen in den potentiellen Werkkonkretisationen der Subjektklasse »Forscher« werden ausformuliert und empirisch überprüft — und nicht nur unterstellt (vgl. o. FÜGEN). Auf diese Weise lassen sich durchaus eventuell vorliegende, an den Klassenstandpunkt gebundene »Parteilichkeiten der Wahrheit« (WITTICH 1965, 58) nachweisen, mit deren Hilfe — je nach Größe der Subjektklasse »Forscher« — in der Tat »die Gesellschaft als Subjekt des Erkennens« (LEKTORSKI 1968, 133) konstituiert werden kann.

Innerhalb dieser Wissenschaftswissenschaft ist dann auch ein Großteil der bisherigen klassischen literaturgeschichtlichen Forschung unterzubringen: Literaturgeschichte als Theorie über historisch gewandelte Erwartungsstrukturen (im Sinne von JAUSS 1970, 183) läßt sich bei Vorliegen der empirischen Werkkonkretisationen leicht als empirische »Geschmacks«geschichte (im Sinne von SCHÜCKING, vgl. in MÜLLER-

SCHWEFE 1966, 133 ff.) aufbauen. Die *Theorie des Wandels wissenschaftlicher Interpretationen* aber stellt den *unreduzierbar hermeneutischen Anteil* jener Disziplin dar, die in der hermeneutischen Wissenschaftskonzeption unter Vermischen von Verstehen und Interpretation Literaturgeschichte genannt wird. Diese nur mittelbar empirisch über die literaturwissenschaftlichen Theorien aufgebaute Theorie hat damit eine *ideologiekritische Funktion* gegenüber der jeweils kontemporären empirischen Literaturwissenschaft und ihrer Wissenschaftswissenschaftsentwicklung und ist so als Teil einer sekundär-empirischen Wissenschaftswissenschaft aufzufassen. Hier sind sowohl historische Analysen »der für die jeweilige Gesellschaft charakteristischen Erkenntnismechanismen in ihrer Gesamtheit« (HAHN 1968, 40) wie selbst-reflexive *Literaturkritik und -wertung* möglich, die in der Synthese von »instrumentalem und kommunikativem Handeln« (im HABERMASschen Verständnis 1968; vgl. NEUMANN & OTTE in SCHÄFFERS 1969, 136) die utopischen Dimensionen (s. o.) literarischer Werke emanzipatorisch verwerten kann; allerdings wird nur eine solche auf empirisch-instrumentalem Handeln aufbauende literaturgeschichtliche Kritik die »Pluralität ästhetischer Normensysteme« methodisch garantiert erreichen, die MECKLENBURG als »notwendige Bedingung« für kritische Wertung ansieht (1972, 167). Eine Literaturgeschichte ohne Kritikfunktion dagegen dient nur zur ideologisierenden Vereinheitlichung der traditionellen Bildungs»kultur«, wie es für die bisherige hermeneutische Literaturgeschichte und ihren Blick in die Vergangenheit zutrifft. Eine *emanzipatorische Literaturgeschichte* mit dem Blick in die Zukunft (die einzig den Utopiefunktionen von Literatur gerecht würde) ist aber nur auf der *Grundlage einer empirischen Literaturwissenschaft* als Kommunikationswissenschaft und einer Wissenschaftswissenschaft möglich; ihre ausdifferenzierte Konzeption muß daher der Empirisierung der Literaturwissenschaft (auch zeitlich) nachgeordnet bleiben (und kann daher jetzt und hier nicht geleistet werden).

Die *modifizierende Explikation des Praxisbegriffs* hat im Sinne einer dialektischen Synthese gegenüber voreiligen marxistischen Verabsolutierungen die gewonnenen *Vorteile einer empirischen Literaturwissenschaft* bewahrt und die *Möglichkeiten* einer zukünftigen methodologischen Entwicklung im Sinn eines *gesteigerten, wissenschaftstranszendenten Relevanzbewußtseins* aufgezeigt. Daß marxistische Literaturinterpretation »Empirie und damit empirische Methoden« nicht ausschließt, wird von ihr selbst betont (vgl. HAUFF et al. 1971, II, 132). Die entwickelten methodologischen Konsequenzen: Einbeziehung sozial-ökonomischer Variablen, bedingungsanalytische Forschung, Aufstellung von Interaktionstheorien mit hohem Integrationswert, Verbindung von idiographischen mit nomothetischen Aspek-

ten, Zulassung theoriehaltiger Gegenstandseinheiten, die Konstituierung der Subjektabhängigkeit des Objekts über das Subjektrepräsentanzproblem und die Etablierung einer Wissenschaftswissenschaft sind der *rationale Korpus* des marxistischen Praxisbegriffs und können entsprechend der empirischen Überprüfung des vorausgesetzten Gesellschaftsmodells in die Methodologie einer empirischen Literaturwissenschaft einbezogen werden⁶¹ (vgl. Ausgangspunkt der ›Voraussetzungen‹).

10. Modellschema der empirischen Literaturwissenschaft

Die methodologische Struktur der konzipierten Literaturwissenschaft (vgl. Abb. 13) weist alle *wissenschaftstheoretischen Charakteristika* moderner *empirischer Wissenschaften auf* (u. a. Trennung von Theorie- und Beobachtungssprache, intersubjektive Verfahren der Realitätskontrolle, Adäquanzprüfung der theoretischen Konstrukte über ihren empirischen Wert, theoretische Erklärungen durch explikative Konstrukte etc.).

Der Anschluß an die bisherige Wissenschaftsentwicklung ist gewahrt, da auf dieser Grundlage allen bisher mit literarischen Phänomenen befaßten Verfahrensweisen eine Funktion zugewiesen werden kann; der hohe Integrationswert dieser Konzeption erweist sich m. E. auch daran, daß die Funktionen der Methodikteilungen in eindeutiger und stringenter Relation zueinander konstituiert sind. So ergibt sich ein Modell von zukünftiger Literaturwissenschaft, das mit einer *maximalen Applikationsbreite* die Methodenkrise löst und trotzdem das *protowissenschaftliche Gegenstandsverständnis* (der bisherigen Literaturkritik) miteinbezieht. Die Aufrechterhaltung dieses Gegenstandsverständnisses war allerdings nur durch die Adaptation (psychologischer) Verfahrensweisen der Realitätsprüfung möglich, die die Merkmalsräume des sinnhaften (intentionalen) Textaspekts am literarischen Gegenstand konstituieren. So fungiert die dritte – methodologische – Verschränkungsstufe von Psychologie und Literaturwissenschaft gerade *nicht* in der vom Psychologismusverdacht her immer befürchteten Weise der *Reduktion*; vielmehr hält sie gegenüber den impliziten Reduktionismusgefahren der objektiven, aber akzentuierend auf den materialen Textaspekt ausgerichteten Methoden den intentional-sinnhaften Merkmalsraum am Gegenstand der Literaturwissenschaft aufrecht. Die Konzeption einer empirischen Literaturwissenschaft von der Linguistik aus (vgl. IHWE 1971, 98 f.) muß die über den material-objektiven Aspekt hinausgehenden Textqualitäten in der empirischen Methodologie anderen Wissenschaften überlassen;

EMPIRISCHE Literaturwissenschaft		als Kommunikationswissenschaft	Methodologische Prinzipien:
Theoretische Konstruktion	Werktranszendente (explikative)	Verbindung (der deskript. Konstrukte) mit außerlit. Variablen, z. B.: Leben (Biographie) Gesellschaft (Milieu) Psyche Geschichtlichkeit Leser (Erwartungshorizont) etc.	Wissenschaftswissenschaft Interaktionstheorien mit hohem Integrationswert Einbeziehung sozial-ökonomischer Variablen Bedingungsanalytische Forschung
	Konstrukte	Überindividuelle Aspekte: Stoff-Quellen-Motivforschung Poetik Gattungstheorie etc.	Verbindung idiographisch-nomothetischer Aspekte
	Werkimmanente (deskriptive)	innerlit. Merkmalsräume, z. B.: mythologische psychoanalytische (Symbol- u. Komplex) geistes-geschichtliche form-analytische Verfahren etc.	Subjektabhängigkeit des Objekts Trennung: Forscher - Rezipient
Empirische Realitätsprüfung		Objektive Verfahren: statistisch-stochastische linguistische formalistische mathematische Materialer Textaspekt	Kontrollierende Beobachtung
		Assoziations-Skalierungs-Substituierungs-Klassifikations- Lit. Konkretisation: Sinnhafter Textaspekt	

Abb. 13: Modellschema der methodischen Grundstruktur einer empirischen Literaturwissenschaft

in dieser Konzeption von der Psychologie aus ist m. W. zum ersten Mal eine methodologisch nicht-reduktive Synthese aller empirisch objektiven Verfahrensaspekte erreicht. Die inhaltliche Reduktion auf die impliziten psychologischen Gegenstandscharakteristiken mag in weiten Bereichen der Sozialwissenschaften berechtigt sein (vgl. HUMMEL & OPP 1971), hier ist sie wegen der methodologischen, nicht inhaltlichen Ausrichtung der Verschränkungsebene gar nicht thematisch. Die rein formale Implikation, daß die literarische Konkretisation über (psychische) Bewußtseinsinhalte erhoben wird, weist der Psychologie allerdings eine *mediative Funktion* zu: Literaturtheoretisch vermittelt das (als legitimer Gegenstand der Psychologie anzusprechende) Bewußtsein des Rezipienten zwischen der objektivierten Materialität des Textes und der auf Intentionalität ausgerichteten Theorie der literaturwissenschaftlichen Interpretation. Parallel dazu übernimmt in unserer Konzeption auf wissenschaftstheoretischer Ebene die Psychologie eine mediative Funktion zwischen sog. »Natur«- und »Geistes«-wissenschaft: Sie ermöglicht (als empirische Sozialwissenschaft) eine *Überführungsversion* zwischen den beiden klassischen Wissenschaftskonzepten, die zur Konstituierung einer *empirischen Kulturwissenschaft* führen kann; für eine solche empirische Kulturwissenschaft soll das hier vorgelegte Konzept der empirischen Literaturwissenschaft – ansatzweise – ein Beispiel sein. Die grundsätzliche, wissenschaftstheoretische Ausrichtung für die Überwindung dieser m. E. überholten Dichotomisierung zwischen Natur- und Geisteswissenschaft ist dabei paradigmatisch bereits deutlich geworden: Es wird ein *einheitlicher* – im ausgeweiteten engeren Sinne empirischer (s. o.) – *Erfahrungsbegriff* angesetzt, der aber unterschiedlich theoriehaltige Gegenstandsebenen als Ausgangspunkt zuläßt. Damit ist ein einheitlicher Wahrheitsbegriff und -wert der Wissenschaften geschaffen, ohne die *Eigenständigkeit ihrer Gegenstandskonstituierung* zu reduzieren. Ob auf diese Weise auf die Dauer ein aufeinander aufbauendes Gesamtsystem der Wissenschaften erreicht werden kann (vgl. STADLER & SEEGER 1972), wird die Wissenschaftsgeschichte zeigen (vgl. GROEBEN 1970 d). Die Voraussetzung dazu im Heute ist allerdings, daß von der Literaturwissenschaft der notwendige Schritt zur Empirisierung, wie ihn vor ihr auch schon die traditionell hermeneutische Pädagogik getan hat (vgl. BLANKERTZ 1970), vollzogen wird. Da die Tendenzen zu ihrer Aufzehrung durch die sprachwissenschaftliche Objektivität allenthalben auszumachen sind, bietet der hier vorgelegte Entwurf vielleicht das für die Literaturwissenschaft günstigste Reformpotential.

- 1 Es soll nicht verkannt werden, daß gerade in der modernen Literaturwissenschaft solche Assimilationen geleistet worden sind, was Begriffe wie Literatursoziologie etc. zeigen.
- 2 Erklärungshypothesen: 1. Die gesellschaftskritisch ausgerichtete, inhaltlich-tendenziöse Literatur bringt nur das in literarische Form, was die Wissenschaft bereits propagiert, benutzt also Wissenschaft als Heuristik. 2. Die formal progressive, »ästhetische« Literatur ist von der Literaturwissenschaft noch so wenig aufgearbeitet, daß es für den Nachbarwissenschaftler keine zugänglichen Decodiermethoden zur Gewinnung neuer Hypothesen gibt.
- 3 Denn die modifizierte Methodologiestruktur darf natürlich keinen Wechsel der thematischen Gegenstandsqualitäten nach sich ziehen. Das ist auch zu sichern, wenn entsprechend der angezielten Gegenstandsqualitäten spezifische Konstruktarten zugelassen werden (vgl. II).
- 4 Hier ist noch einmal daran zu erinnern, daß die Darstellung der »psychologischen Heuristik« auf dem Hintergrund der gängigen hermeneutischen Literaturtheorie erfolgt; die Voraussetzung der »Werkautonomie« als problematisch zu diskutieren und durch modernere Konzeptionen zu ersetzen, wird sich der Teil C (Empirisierung der Literaturwissenschaft) zum Ziel setzen.
- 5 Deskriptive Konstrukte beziehen sich auf die Bedeutung einer (Verhaltens-) Beschreibung als »begriffliche Invarianten«, explikative Konstrukte erklären den Zusammenhang beschreibbarer Sachverhalte (vgl. Einleitung und C, 9).
- 6 POKORNY verwendet u. a. als Methode die Graphologie, allerdings mit der Voraussetzung der völligen Erkennbarkeit von Persönlichkeit aus der Handschrift; das rechtfertigt die Einordnung auch der Graphologie hier als hermeneutische Methodik, da sie innerhalb einer empirischen Methodologie lediglich als Prädikator mit einer Validität von ca. 0.3 für Persönlichkeitsvariablen gelten kann, also nur etwa 10% der Persönlichkeitsunterschiede aufklärt.
- 7 Hier ist noch einmal zu betonen, daß es sich beim Referieren von empirischen Methoden oben immer nur um deren Anwendung innerhalb der *literaturwissenschaftlichen* Biographie gehandelt hat.
- 8 Eine Spezialfrage des Inhalts von Biographien wurde hier ausgeklammert: psychologisches Wissen und Denken der Literaten. Bei Literaten mit Brotberuf im psychologischen Bereich ein legitimes biographisches Thema (vgl. WELLS 1955 über M. Moore), taucht diese Frage doch meistens in der Version: psychologische Kenntnisse und Denkungsart des mit dem »Menschen« befaßten Dichter etc. auf (vgl. KRIES 1924 über Goethe). Diese Frage aber ist adäquater innerhalb des Problembereichs von wissenschaftlich-psychologischen Einflüssen auf Literaten und Literatur zu behandeln (vgl. B. Interpretationsmethodik).
- 9 Zur generellen Gültigkeit dieser These vgl. das folgende Kapitel.
- 10 »standardisiert« heißt, es wird bei jedem Objekt ein und dasselbe genormte Frageinstrument verwendet.
- 11 Zweifellos sind die unterschiedlichen Arbeiten z. T. nicht direkt vergleichbar, da sich das psychiatrische Kategoriensystem natürlich auch verändert hat; das gilt besonders für die ganz frühen Arbeiten, da erst von KRÄPELIN, BLEULER und K. SCHNEIDER die jetzige Grundstruktur des psychiatrischen Systems geschaffen wurde. Wir gebrauchen jedenfalls die entsprechenden Termini nach dem heutigen Stand, der körperlich begründbare Psychosen (Paralyse, Epilepsie etc.) von den endogenen Psychosen (Schizophrenie,

- Manie-Depression) trennt und beiden den abnormen Persönlichkeits- sowie Erlebnisreaktionen (Neurosen) gegenüberstellt (vgl. z. B. WEITBRECHT 1963).
- 12 Die Klasse des Athletikers — mit der Krankheitsform der Epilepsie und entsprechenden Persönlichkeitsqualitäten beim Normalen — kam erst 1936 in Zusammenarbeit mit seinem Schüler ENKE hinzu; ich beschränke mich hier auf den kurzen Aufriß der Grundpolarität, die auch praktisch ausschließlich für die Übertragung auf den künstlerischen Bereich relevant wurde.
 - 13 Ähnliche Verfahren lagen auch den oben angeführten Untersuchungen mit Hilfe von bekannten Schriftstellern, Künstlern etc. zugrunde. Die Korrelationen sind im allgemeinen so hoch, daß man von einer genügend validen Identifizierung der Kreativen sprechen kann.
 - 14 Wobei die quantitativen Vergleiche nach heutigen Standards auch nicht optimal inferenzstatistisch abgesichert sind, so daß nicht ausführlich auf die Ergebnisse eingegangen werden soll.
 - 15 Die Abwertungs- und Vermeidungstendenzen mancher Literaturwissenschaftler gegenüber drogenbeeinflussten Erfahrungsausweitungen bei Literaten legen hier die Hypothese nahe, daß es sich bei ihnen um gescheiterte Literaten handeln mag, die ambivalent die Hoffnung und den Verdacht hegen, durch Drogeneinfluß könne doch noch so etwas wie eine ‚literarische Quelle‘ entspringen, wegen ihrer akünstlerischen Persönlichkeitsstruktur aber auch diesen Sprung in die gesellschaftliche Unkonventionalität der Drogeneinnahme nicht wagen.
 - 16 Hier ließe sich noch einiges anfügen über die Angst von Künstlern vor dem Computer (bzw. der Computerkunst); das Neuheitskriterium z. B. versucht der Wissenschaftler mit Hilfe von zufallsgenerierenden Programmen über den Computer zu etablieren. Entsprechend braucht es auch für alle anderen Kriterien wissenschaftlicher Analyse und Programmierung bestimmter Strukturen etc. Es kann also höchstens um den Gegensatz von intuitionaler und wissenschaftlicher Kunst gehen (und nur für letztere wird Computerkunst eine Möglichkeit sein). In der gegenwärtigen Diskussion ist aber bedeutsamer, daß auf der Transponierung dieses Neuheitskriteriums auch die Grundidee der BENSESchen Informationsästhetik beruht; da sich die zugrundeliegenden Bezugssysteme mathematisch-statistisch ausdrücken lassen, z. B. durch die Wahrscheinlichkeiten bestimmter Assoziationsverbindungen, ist auch die Neuheit errechenbar: ästhetische Information.
 - 17 In welcher Weise der normative Aspekt dabei zu verarbeiten bzw. zu übernehmen ist, kann man der Theorie der literarischen Wertung überlassen. Zumindest die heuristische Fruchtbarkeit für eine umfassende moderne Ästhetik ist allerdings sehr groß (vgl. C 8).
 - 18 Diese Probleme werden unten im Rahmen einer empirischen Literaturwissenschaft unter dem Aspekt der Subjektrepräsentanz wieder aufgenommen; vgl. S. 172 f.
 - 19 Daß eine direkte empirische Überprüfung für den Bereich der Literatur bisher m. W. nicht vorliegt, ist in den Hemmnissen interdisziplinärer Kommunikation begründet; mir persönlich jedenfalls war dieses Thema schon zu meiner psychologischen Vorexamensarbeit zu ineffektiv: bei literaturtheoretisch reflektierenden Wissenschaftlern war schon damals (1965) kein Blumentopf mehr damit zu gewinnen; und wer heute immer noch implizit nach dem ›Wollen des Dichters‹ (s. u.) interpretiert, wird solche Untersuchungen entweder nicht rezipieren oder erst gar nicht zur Publikation zulassen.
 - 20 Inwieweit das auch die Gültigkeit und Aussagebreite bzw. -kraft der historischen Methode tangiert, scheint mir bisher literaturtheoretisch noch nicht konsequent genug reflektiert.
 - 21 Entwickelt von PEIRCE (vgl. 1958): unterscheidet Syntaktik (Analyse der Aufeinanderfolge von Zeichen), Semantik (Analyse der Bedeutung von Zeichen) und Pragmatik (Analyse von Zeichenbedeutungen im System Sender — Empfänger); Weiterentwicklung besonders von MORRIS (ab 1939).
 - 22 Wobei natürlich Teilaspekte auch schon zeitlich vor psychoanalytischen Einflüssen vorhanden sind (vgl. Einbeziehung der Kindheit bei ROUSSEAU etc.).
 - 23 Es sei denn, was aber m. W. noch nicht geklärt ist, man könnte Darstellungstechnik und unterlegte Theorie unter dem heuristischen Aspekt einzelner psychischer Mechanismen interpretieren.
 - 24 JUNGS Theorie als Modifikation des FREUDSchen Modells weist sehr viel stärkere Parallelen zur Hermeneutik auf als die ursprüngliche Psychoanalyse (vgl. u. Produktionsprozeß); hier sind daher paradigmatisch nur die Merkmale der hermeneutischen Assimilierbarkeit beim psychoanalytischen Modell herauskristallisiert, sie gelten in verstärktem Maße für die Jungsche Richtung.
 - 25 Für nicht im Text erklärte Fachtermini der Psychoanalyse sei auf ein ausschließlich psychoanalytische Begriffe umfassendes Wörterbuch verwiesen: MOORE & FINE (1968); s. a. LAPLANCHE & PONTALIS (1972).
 - 26 Die Analogieproblematik läßt sich noch viel komplizierter ansetzen und kann insgesamt noch nicht als endgültig geklärt angesehen werden (vgl. HASKELL 1968/69).
 - 27 Die Definition des Ich hat sich im Laufe der FREUDSchen Theorienbildung häufig gewandelt (vgl. BALLY 1961; WYSS 1966).
 - 28 Was bei der derzeitigen Blüte der Aggressionsforschung als Modeerscheinung sicher nicht mehr lange auf sich warten lassen wird.
 - 29 Das kann auch der Grund dafür sein, daß LEIBFRIED (1970) beide Richtungen in einen Topf wirft und zum Beleg R. WELLEK falsch zitiert, indem er hinter mythologische Literaturkritik die bei Wellek nicht vorhandene Klammer setzt: »(d. i. die psychoanalytische)« — 1970, 143 —. R. WELLEK trennt nämlich völlig korrekt zwischen beiden (1965, 211).
 - 30 Die Konsequenz, die Adäquanz der Voraussetzungen zu prüfen, ist auf hermeneutischem Wege wiederum nicht eindeutig möglich: die empirische Prüfung aber würde über die hier thematische hermeneutische Interpretationsmethodik hinaus zu einer empirischen Literaturwissenschaft führen, vgl. II.
 - 31 Was unter anderem durch die Einführung von Dispositionsprädikaten geschah; CARNAP 1933.
 - 32 Daß dabei die Heuristik u. U. wieder *innerhalb des Bereichs* einer dann interdisziplinär verankerten Literaturwissenschaft auftaucht, erscheint nach dem bisher Gesagten zumindest möglich.
 - 33 Das ist im kommunikationswissenschaftlichen Sinn gemeint; eine Begründung ist erst unten bei der Definition des Literaturbegriffs möglich.
 - 34 Ich werde sie hier nur stichwortartig kurz erläutern, soweit es zum Verständnis des Modells nötig ist, da es ja hauptsächlich um die Gewinnung einer Minimalsystematik einer modernen Ästhetik geht.
 - 35 Die syntaktische Analyse als Aufeinanderfolge von Zeicheneinheiten ohne Berücksichtigung ihrer Bedeutung ist der semantischen Analyse logisch vorgeordnet, obwohl sie im Vergleich zu dieser, die hauptsächlich die Begriffsbildung untersucht, mit komplexeren Zeichenstrukturen, nämlich Aussagen arbeitet. Die umgekehrte Reihenfolge in der Darstellung ist hier wegen der besseren Verständlichkeit gewählt.
 - 36 Darin sind sich (abgesehen von den Konventionalisten) alle wissenschaftstheoretischen Positionen einig, wenngleich sie die Begründung der Repräsentation auch unterschiedlich konzeptualisieren, so z. B. als Konstruktion, Induktion oder dergl.

- 37 Ein endgültiger systematischer Entwurf für die moderne Ästhetik wird diesen dann überholten Ausdruck durch einen adäquateren, umfassenderen Begriff, der auch die »nicht mehr schönen Künste« umschließt, ersetzen müssen. Da aber hier ein so hoher Anspruch nicht gesetzt ist, wird man sich mit einem der vorläufigen Begriffe begnügen können.
- 38 Es handelt sich dabei natürlich um nicht-empirische Ästhetikanalysen, die sich auf die Literatur seit 1890 bezieht; eine empirische Ästhetik der Moderne liegt noch nicht vor.
- 39 Nicht identisch mit den neueren wissenschaftlichen Ansätzen des Strukturalismus etc.
- 40 Auch für ISEK (s. u.) gilt — wenn auch in schwächerem Maße —, daß er »das Verifikationsproblem« umgeht (KAISER 1971); zur Problematisierung der Hermeneutik vgl. dabei S. 167 ff.
- 41 Außer bei sozialistischen Ästhetikern, da diese praktisch eine normative Ästhetik vorlegen und damit noch »nicht-empirischer« sind als die Hermeneutiker; vgl. u. die LUKACS-Kritik.
- 42 Der weiterhin mit der bürgerlichen Gesellschaft konforme Schriftsteller produziert, formal gesehen, wiederum Literatur vom ersten, nämlich dem gesellschaftskonformen Typus; Kriterien vgl. bei FÜGEN 1970, 156. Der gesellschaftskonträre Typ wird u. U. heute durch Richtungen wie »Tendenzkunst«, engagierte sozialistische Literatur etc. repräsentiert.
- 43 Hier zeigt sich, daß man auch von sog. positivistischer Soziologie aus zu ideologiekritischen Ergebnissen gelangen kann; allerdings wird diese Ideologiekritik, das ist schon jetzt zu sagen, nicht zur Aufhebung der Suche nach objektiven Falsifikationskriterien führen.
- 44 Vielleicht mit Ausnahme der marxistischen Literaturbetrachtung; vgl. u. »explikative Konstrukte«.
- 45 Uns interessieren hier hauptsächlich die methodologisch relevanten Aspekte der literatur-ontologischen Ebene; der Anspruch einer philosophisch-ontologischen Analyse ist keineswegs angezielt.
- 46 MÜLLER hat INGARDEN in der deutschen Literaturwissenschaft mit seiner Kurzdarstellung von dessen Literaturtheorie die Bahn gebrochen.
- 47 Daher auch die Berechtigung, die heutige Literaturwissenschaft, wie oben geschehen, als eine überholte, bürgerliche zu bezeichnen; um allerdings gleich Mißverständnisse auszuschalten: auch für die marxistische Literaturinterpretation wird unten diese umgekehrte dogmatisierende Richtung von der Literaturtheorie zur Ästhetik nachgewiesen werden.
- 48 Das bedeutet natürlich nicht, daß man diese Stufe der individuellen Werkkonkretisation nicht auch, z. B. als Privatmann, ausfüllen darf; als Wissenschaftler jedoch hat er sie bei anderen intersubjektiv nachzuprüfen und daher für seine Tätigkeit vorauszusetzen.
- 49 Wegen dieser Relativierungsnotwendigkeit durch den umfassenderen Zusammenhang der sozialkommunikativen Einbettung ist auch bisher z. B. in den beiden ersten Teilen (A u. B) gar nicht erst der Versuch gemacht worden, den Begriff Literatur objektivistisch zu definieren.
- 50 Dieser Einwand wird voraussichtlich der gewichtigste sein, um sich dem hier vorgetragenen Konzept einer Empirisierung der Literaturwissenschaft zu entziehen; da die Empirisierung jedoch lediglich aus historischen Gründen gerade von der Psychologie als methodisch am nächsten stehender Sozialwissenschaft ausgehen muß, ist es überaus wichtig, die diesbezüglichen Vorbehalte soweit wie möglich zu zerstreuen. Die Abwendung der möglichen Psychologismuseinwände wird daher noch an anderen Punkten dieses Konzepts versucht werden, da eine Behandlung »an einem Stück« nicht möglich erscheint.
- 51 Damit ist erneut durch die methodologische Ausdifferenzierung — aus der

- Subjekt-Objekt-Konfundierung heraus — die implizit behauptete Voraussetzunglosigkeit der hermeneutischen Literaturwissenschaft durchbrochen.
- 52 Soll der vorgeschlagene Ansatz zur Empirisierung der Literaturwissenschaft eine kreative Applikabilität haben, so muß er aber an den gegenwärtigen Wissenschafts- und Methodenstand anknüpfen (vgl. o. Teil B: Kreativitätskriterien) und auch diese Verfahren mit einbeziehen bzw. ihnen eine Funktion zuweisen.
- 53 Im Druck, hier nach dem Manuskript zitiert.
- 54 Die Überschneidungen zwischen Sprach- und Literaturwissenschaft (s. o. Formalismus, Linguistik, Strukturalismus) sind gerade in der modernen Wissenschaftsentwicklung so groß, daß die Herkunft unserer Methodenvorschläge aus dem Bereich der Sprachpsychologie nicht den Vorwurf des Psychologismus rechtfertigen sollte, wenn die entsprechenden Methoden nur in der postulierten Funktion für die Literaturwissenschaft einsetzbar sind.
- 55 Rezeptionsästhetische Experimente zur Adaption auf der Satzteilenebene laufen derzeit im Psychologischen Institut in Münster.
- 56 Die Denotation stellt die lexikalische Bedeutung eines Wortes dar (z. B. Mond: Erdtrabant); dagegen bezeichnet Konnotation mehr den subjektiv-emotionalen Bedeutungshof, der für den Rezipienten beim Hören oder Lesen eines Wortes, Begriffs, Konzepts etc. anklingt (z. B. bei Mond: »Nacht, kühl, Stille, romantisch, Liebe etc.« — HÖRMANN 1967, 357).
- 57 Auch Experimente zur Adäquanzüberprüfung literaturwissenschaftlicher Interpretationen sind z. Z. in Arbeit.
- 58 Ein klassischer Marxist wird schon diese Ausrichtung allein als liberal einstufen; sie erscheint mir aber nötig, um nicht in einen inhaltlichen Dogmatismus zu verfallen. Trotzdem sollte auch der Marxist weiter mitgehen, denn möglicherweise trägt die methodologische Aufarbeitung einiger Teilaspekte des Praxisbegriffs zur Durchsetzung seiner Konzepte bei.
- 59 Damit ist die marxistische *petitio principii*, daß Macht in der »klassenlosen Gesellschaft« etwas ganz anderes werde, natürlich nicht mitgemacht.
- 60 Wobei der Marxist unter »objektiv« immer die materiell-ökonomische Grundlage versteht.
- 61 Dabei sollte man selbstverständlich unter dem Aspekt einer Methodik-Theorienisomorphie die Anwendung der explizierten methodologischen Maximen bei der Überprüfung dieses Gesellschaftsmodells bereits als berechtigt akzeptieren; die empirischen Teilmengen der marxistischen Gesellschaftskonzeption müssen keineswegs außerhalb eines methodologisch-rational explizierten Praxisbegriffs (und damit in einem gegen sie gerichteten »technologischen« Empirieverständnis) überprüft werden, wie es ab und zu von dialektischer Seite aus unterstellt wird.

Literaturverzeichnis

- Abell, W., *The collective dream in art. A psycho-historical theory of culture based on relations between the arts, psychology, and the social sciences.* Cambridge 1957
- Adams, R. M., *Literature and psychology. A question of significant form.* *Literature and Psychology* 1955, 5, 67—72
- Adorno, T., *Zur Logik der Sozialwissenschaften, Koreferat, Kln. Z. f. Soziologie.* 1962, 14, 249—263
- Adorno, T. et al., *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie,* Neuwied 1969
- Akmakjian, H., *Psychoanalysis and the future of literary criticism, Psychoanalysis and the Psychoanalytic Review,* New York 1962
- Albert, H., *Konstruktivismus oder Realismus? Bemerkungen zu Holzkamps dialektischer Überwindung der modernen Wissenschaftslehre, Z. f. Sozialpsych.* 1971, 2, 5—23
- Albett, R. S., *Genius: Present-day status of the concept and implications for the study of creativity and giftedness, American Psychologist* 1969, 24 (8), 743—753
- Alderidge, A. O., *Biography in the interpretation of poetry, College English* 1964, XXV, 412—420
- Allen, C., *Homosexuality and Oscar Wilde: a psychological study, Internat. Journal Sexology* 1949, 2, 2—5, 215
- , *The moment of poetry,* Baltimore 1962
- Allen, W. E. (ed.), *Writers on writing,* New York 1958
- Allport, G., *The use of personal documents in psychological science, Social Science Research Council* 1951
- Anastasi, A., *Psychological testing,* New York 1968³
- Anastasi, A. and Foley, J. P., *A Survey of the literature on artistic behavior in the abnormal: I. Historical and theoretical background, Journ. Gen. Psychol.* 25: July, 1941
- , *A Survey of the literature on artistic behavior in the abnormal: II. Approaches and interrelationships, Ann. N. Y. Acad. Sci.,* 1941, 42, 1—112
- , *A Survey of the literature on artistic behavior in the abnormal: III. Spontaneous productions, Psychol. Monog.* 52 (6): 1—71. 1940
- , *A Survey of the literature on artistic behavior in the abnormal: IV. Experimental investigations, Journ. Gen. Psychol.* 25: July 1941
- Anderson, H. H., *Creativity and programmed learning: the open and close systems of education, in: Programmierter Unterricht und Lehrmaschinen, Berlin/Bielefeld* 1964, 168—175
- Andreas-Salomé, L., *Des Dichters Erleben, Neue Rundschau* 1919
- Andree, O., *Die Wirkung von Literatur und Dichtung auf Patienten in einer rationalen Psychotherapie, Psychiatrie, Neurologie und med. Psychologie* 1969, 21 (4), 152—156
- Andrews, M. F. (ed.), *Creativity and psychological health, Syracuse University* 1961
- Annis, A. P., *The autobiography: Its uses and values in professional psychology, J. counsel. Psychology* 1967, 14, 9—17
- Anon, *Thomas Mann und die Psychoanalyse, Internat. Zeitschrift für Psychoanalyse* 1925, 11, 247
- Arnheim, R., *Art and visual perception: a psychology of the creative eye, Berkeley* 1954
- , *Toward a psychology of art, Berkeley* 1966
- , and Auden, W. H., Shapiro, K., Stauffer, D. A., *Poets at work, New York* 1948
- Arnold, H. und Sinemus, V. (eds.), *Grundriß der Literaturwissenschaft (in Vorbereitung)* München 1972
- Askew, M., *Psychoanalysis and literary criticism, Psychoanal. Review* 1964, 51, 43—50
- Asselineau, R., *The evolution of Walt Whitman. The creation of a personality, Cambridge, Mass.,* 1960
- Atkin, S., *Psychoanalytische Betrachtungen über Sprache und Denken, Psyche* 1972, 26/2, 96—126
- Bachelard, G., *The psychoanalysis of fire, Boston* 1959
- Bachler, K., *Alfred Kubin und die Flucht ins Traumreich; ein Beitrag zur Deutung des künstlerischen Schaffens, Psychoanalytische Bewegung* 1933
- , *Psychoanalyse im Roman — Roman der Psychoanalyse, Psychologie* 1954, 6, 458—461
- Bader, A., *Wunderwelt des Wahns, Köln* 1961
- Baker, W. E., *Syntax in English poetry 1870—1930, Berkeley/Los Angeles* 1967
- Balcom, L., *The value of a comparative analysis of an author's autobiographical and fictional writings for interpretation of aspects of his personality, Dissertation* 1956
- Bally, G., *Einführung in die Psychoanalyse Sigmund Freuds, Hamburg* 1961
- Barker, W., *The stereotyped western story, Psychoanalytic Quarterly* 1955, 24, 270—280
- Barmeyer, E., *Die Musen: Ein Beitrag zur Inspirationstheorie, München* 1968
- Barrett, W., *Writers and madness, Partisan Review* 1947, 14, 5—22
- Barron, D., *A study in symbolism, Psychoanalytic Review* 1947, 7, 34, 395—431
- Barron, F., *The disposition toward originality, J. abnormal and social Psychology* 1955, 51, 478—485
- , *Originality in relation to personality and intellect, J. of Personality* 1957, 25, 730—742
- , *The needs for order and for disorder as motives in creative activity, in: Taylor, C. W. (ed.),* 1958 a, 119—128
- , *Creativity and psychological health, Nostrand, Princeton* 1963
- , *The psychology of the creative writer, in: Mooney, R. & Razik, T. (eds.): Explorations in creativity, New York/London/Evanston* 1967
- , *Creative person and creative process, New York* 1967
- Basler, R. P., *Sex, symbolism and psychology in literature, New Brunswick* 1948
- Baumgarten, F., *Character traits derived from biographies, Character and Personality* 1937, 6, 147—149
- Baumgart, R., *Was soll die Germanistik heute?, in: Kolbe (ed.)* 1969, 9—17
- Beck, W., *Die biographische Methode in der Sozial-Psychologie, Psychologische Rundschau* 1952, 3, 203—213
- Behagel, O., *Bewußtes und Unbewußtes im dichterischen Schaffen, Leipzig* 1907
- Beharriel, F. J., *Freud's debt to literature, Psychoanalysis, J. of the National Psychological Association for Psychoanalysis* 1956, 4, 18—28
- , *Freud and literature, Queen's Quarterly* 1958, 65, 118—125
- Behn, S., *Die Dichtung als Quelle der Psychologie, Psych. Beiträge* 1953, 1, 554—582
- , *Biographie und Psychoanalyse, Psychologische Beiträge* 1956, 2, 375—389
- Beittel, K. R., *Instructional Media for Creativity in the Arts, in: Taylor, C. W. and Williams, F. E. (eds.), Instructional Media and Creativity, New York* 1966
- Bellak, L., *On the psychology of detective stories and related problems, Psychoanalytic Review* 1945, 32, 403—407

- , Creativity, *J. Proj. Techniques* 1958, 22, 363—380
- Benn, G., Probleme der Lyrik, Wiesbaden 1951
- Bense, M., Aesthetica, Baden-Baden 1964
- , Zusammenfassende Grundlegung der modernen Ästhetik, in: Kreuzer und Gunzenhäuser (eds.) 1967, 295—312
- Berczeller, E., The „aesthetic feelings“ in Aristotle's catharsis theory, *J. Psychology* 1967, 65, 261—271
- Beres, D., The contribution of psychoanalysis to the biography of the artist: a commentary on methodology, *Intern. J. of Psycho-Analysis*, London 1959, 40, 26—37
- Bergler, E., Die Biographik macht der Psychoanalyse Konzessionen, *Psychoanalytische Bewegung*, 1933, 5, 501—512
- , Psychoanalysis of writers and of literary productivity, in: Roheim 1947
- , Does „writer's block“ exist?, *American Imago* 1950, 7, 43—54
- , Symposium: psychoanalysis and literature, *Queens Coll.* 1950
- Bernhard, R. K., Stifter's personality as a factor in the reevaluation of his literary works, *Papers of the Michigan Academy of Science, Arts and Letters* 1951, 37, 415—422
- Betti, E., Allgemeine Auslegungslehre als Methodik der Geisteswissenschaft, J. B. C. Mohr, Tübingen 1967
- Bienek, H., Werkstattgespräche mit Schriftstellern, München 1965
- Binswanger, L., Henrik Ibsen und das Problem der Selbstrealisation in der Kunst, Heidelberg 1949
- Blanck, K., Heine und die Frau, München 1913
- Blankertz, H., Pädagogik unter wissenschaftstheoretischer Kritik, Antrittsvorlesung vom 25. 4. 1970 in Münster
- Blatt, S. J. and Stein, M. I., Some personality, value and cognitive characteristics of the creative person, *American psychologist* 1957, 12, 406
- Blöcker, G., Definitionen. Kap.: Biografie — Kunst oder Wissenschaft?, 1963
- Bloom, B. S., Report on creativity research by the examiner's office of the university of Chicago, in: Taylor, C. W. and Barron, F. (eds.): *Scientific creativity: its recognition and development*, 1964
- Bodkin, M., Archetypal patterns in poetry, *Psychological Studies in Imagination*, New York 1934
- Böckmann, P., Formensprache, Darmstadt 1966
- Boeschstein, H., Psychoanalysis in modern literature, in: Smith, H. (ed.): *Columbia Dictionary of Modern Literature*, New York 1947, 651—657
- Bonaparte, M., The life and works of Edgar Allen Poe. A psychoanalytic Interpretation, London 1949
- Bottomo, Ph., Is neurosis a handicap to genius?, *Literature and Psychology* 1955, 5 (2), 20—25
- Bräuer, G., Das Finden als Moment des Schöpferischen, in: Bollnow, G. F. et al. (eds.): *Forschung zur Pädagogik und Anthropologie*, Tübingen 1966
- Brenner, Ch., Psychoanalysis and science, *J. of the American Psychoanalytic Association* 1968, 16(4), 675—696
- , Grundzüge der Psychoanalyse, Frankfurt a. M. 1967
- Britton, J. N., Evidence of improvement in poetic judgement, *British J. of Psychology* 1954, 45, 196—208
- Broekman, J. M., Das Gestalten und die moderne Kunst, in: Galerie Rothe, Heidelberg 1967
- Brod, M., Kafka: father and son, *Partisan Review* 1938, 4, 21—28
- Brodgen, H. and Sprecher, T. B., Criteria of creativity, in: Taylor, C. W. (ed.): *Creativity: Progress and potential* 1964, 155—176
- Bruner, J. S., On knowing: essays for the left hand, Cambridge (Mass.) 1963
- Bullough, G., *Mirror of minds*, London 1962
- Bunge, M., *Scientific research I/II*, Berlin/Heidelberg/New York 1967
- Burke, K., Freud — the analysis of poetry, *The American J. of Sociology* 1939/40, XLV, 391—417, und in: Phillips, W. (ed.): *Art and psychoanalysis*, New York 1957
- Buytendijk, F. J. J., *Psychologie des Romans*, Salzburg 1966
- Campbell, C. M., *Psychology and biography*, *American J. of Psychiatry* 1930/31, 77, 708—722
- Campbell, J., *The hero with a thousand faces*, New York 1949; dtsh. Ausgabe 1953
- Campbell, P. N., An experimental study of the retention and comprehension of poetry resulting from silent reading and from oral interpretation, *Dissertation* 1960
- Cassirer, E., *Language and myth*, New York 1946
- Cattell, R. B., The personality and motivation of the researcher from measurements of contemporaries and from biography, in: Taylor, C. W. and Barron, F. (eds.): *Scientific creativity: its recognition and development*, 1964, 119—131
- Cerf, W., *Psychoanalysis and the realistic drama*, *J. of Aesthetics and Art Criticism* 1957/58, 16, 328—336
- Chambers, J. A., Relating personality and biographical factors to scientific creativity, *Psychological Monographs* 1964, 7, 78
- Chase, R., Notes on the study of myth, *Partisan Review* 1946, 12, 338—346
- , *The quest for myth*, Baton Rouge 1949
- Chasseguet-Smirgel, J., Letztes Jahr in Marienbad. Zur Methodologie der psychoanalytischen Erschließung des Kunstwerks, in: Mitscherlich, A. (ed.), *Psycho-Pathographien I*, Schriftsteller und Psychoanalyse, Frankfurt 1972
- Chisholm, A. R., Towards an Analytic Criticism of Poetry, *J. of the Australian Univ., Language a. Literature Ass.*, No. 22, 1964, 164—177
- Clancier, G. E., *Psychoanalyse, littérature et critique*, La Nef: Cahier Trimestriel, Paris 1967, 101—110
- Clark, C., Verldman, D. and Thorpe, J. S., Convergent and divergent thinking abilities of talented adolescents, *J. of Educational Psychology* 1965, 56, 157—163
- Craven, P. R., *Biography*, Belmont (Cal.) 1969
- Cremerius, J. (ed.), *Neurose und Genialität*, Fischer, Frankfurt a. M. 1971
- Crockett, C., *Psychoanalysis in art and criticism*, *J. of Aesthetics and Art Criticism* 1958/59, 17, 34—44
- Cronbach, L., *Essentials of psychological testing*, New York/Evanston/London 1966³
- Cross, P. G., Cattell, R. B. and Butcher, H. J., The personality pattern of creative artists, *British J. of educational psychology* 1967, 37 (3), 292—299
- Cruikshank, J., *Psychocriticism and literary judgement*, *British J. of Aesthetics* 1964, IV, 155—159
- Crutchfield, R. S., Conformity and creative thinking, in: Gruber, H. E. et al. (eds.): *Contemporary approaches to creative thinking*, 1963, 120—140
- , Creative thinking in children, its teaching and testing, in: Brim, O. G. J. et al. (eds.): *Intelligence: Perspectives*, New York 1966, 34—64
- Daiches, D., *Criticism and psychology*. In: *Critical approaches to literature*, New York 1956
- , *Psychoanalytic study of the characters in a literary work*. In: *Critical approaches to literature*, New York 1956
- Das, J. P., Rath, R. and DAS, R. S., Understanding versus suggestion in the judgement of literary passages, *J. of Abnormal and Social Psychology* 1955, 51, 624—628
- Decurtius, F., *Beiträge zur Kenntnis der Persönlichkeit Franz Grillparzers*

- (1791—1872), *Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie*, Berlin 1934, 102, 313 ff.
- Dehorn, W., *Psychoanalyse und neuere Dichtung*, *Germanic Review* 1932, 7, 245—262; 330—358
- Delacroix, H., *Psychologie de l'art*, Paris 1927
- Demetz, P., *Rainer Rilkes Prager Jahre*, Düsseldorf 1954
- Deri, S., *Interpretation and language*, in: Hammer, E. F. (ed.): *Use of interpretation in treatment: Techniques and art*, New York 1968
- Detmering, P., *Dichtung und Psychoanalyse*, München 1969
- De Voto, B., *Freud's influence on literature*, *Saturday Review* 1939, 20, 10—11
- , *Freud in american literature*, *Psychoanalytic Quarterly* 1940, 9, 236—245
- De Vries, L. P., *The nature of poetic literature*, Seattle, Wash., 1930
- Dexter, E. S., *What is imagination?*, *J. of General Psychology* 1943, 28, 133—138
- Diemer, A., *Grundriß der Philosophie*, Hain, Meisenheim a. Glan 1962
- Dilthey, W., *Das Erlebnis und die Dichtung*, Leipzig 1922
- Dingler, H., *Die Grundlagen der Physik — synthetische Prinzipien der mathematischen Naturphilosophie*, De Gruyter, Berlin/Leipzig 1923²
- Downey, J. E., *A program for a psychology of literature*, *J. of Applied Psychology* 1918, 2, 366—377
- , *Creative Imagination*, New York 1929
- Dracoulides, N. N., *Regression infantile et littérature moderne*, *Bulletin de l' APB* 1951, No. 13, 19
- Drevdahl, J. E. and Cattell, R., *Personality and creativity in artists and writers*, *J. of Clinical Psychology* 1958, 14, 107—111
- Dudek, S. Z., *Regression and creativity*, *J. of Nervous and Mental Disease* 1968, 147, 535—546
- Dumitriu, P., *Die Transmoderne*, Frankfurt 1965
- East, E. M., *Insanity and genius*, *Journal Heredity* 1938, 29, 275—279
- Edel, L., *Notes on the use of psychological tools in literary scholarship*, *Literatur und Psychology* 1951, 1 (4), 1—3
- , (ed.), *The psychological novel 1900—1950*, Philadelphia 1955
- , *Literary biography*, New York 1957
- , *The biographer and psychoanalysis*, *International J. of Psycho-Analysis* (London) 1961, 42, 458—466
- Edgar, I. I., *Shakespeare's psychopathological knowledge: a study in criticism and interpretation*, *J. of Abnormal and Social Psychology* 1935, 30, 70—83
- Ehrenstein, W., *Der Dichterspsycholog und der Fachpsycholog*, *Zeitschrift für pädagogische Psychologie* 1930, 31, 305—318
- Ehrenzweig, A., *A new psychoanalytical approach to aesthetics*, *British J. of Aesthetics* 1960/62, II, 301—317
- , *The hidden order of art: A study in the psychology of artistic imagination*, Berkeley (Cal.) 1967
- Eisenmann, R. and Robinson, N., *Complexity-simplicity, creativity, intelligence, and other correlates*, *J. of Psychology* 1967, 67 (2), 331—334
- Eisenstein, S. A., *Literature and myth*, *College English* 1968, 29, 369—373
- Eliade, M., *Myths, dreams and mysteries*, New York 1961
- Ellis, H., *A study of British Genius*, London 1904
- Emrich, W., *Protest and Verheißung. Studien zur klassischen und modernen Dichtung*, Frankfurt/Bonn 1963
- Enachescu, C., *Le roman schizophrénique*, *Annales Médico-Psychologiques* 1968, 1 (2), 177—202
- Erlich, V., *Russischer Formalismus*, München 1964
- Essler, K. E., *Wissenschaftstheorie I (—IV)*, Freiburg/München 1970 ff.

- Eysenck, H. S., *Some factors in the appreciation of poetry, and their relation to temperamental qualities*, *Character and Personality* 1940
- Fairbairn, W. R. A., *Prolegomena to a psychology of art*, *British J. of Psychology* 1937/38, 28, 288—303
- Farrar, J., *Sex psychology in modern fiction*, New York 1926
- Federn, P. und Meng, M., *Das psychoanalytische Volksbuch*, Stuttgart 1957
- Fehrmann, C., *The moment of creation*, *Orbis Litterarum* 1967, 22, 13—23
- Feigl, H. and Scriven, M. (eds.), *Minnesota studies in the philosophy of science I*, Minneapolis 1956
- Feigl, H., Scriven, M. and Maxwell, G. (eds.), *Minnesota studies in the philosophy of science II*, Minneapolis 1958
- Feigl, H. and Maxwell, G. (eds.), *Minnesota studies in the philosophy of science III*, Minneapolis 1962
- Feldmann, A. B., *Fifty years of the psychoanalysis of literature: 1900—1950*, *Literature and Psychology* 1955, 5, 40—42; 54—64
- Fiedler, L. A., *Archetype and Signature*, in: Phillips, W. (ed.): *Art and psychoanalysis*, New York 1957
- , *Archetype and Signature*, Boston 1960
- Fillenbaum, S. und Rapoport, A., *Structures in the subjective lexicon*, New York/London 1971
- Fischer, W. L., *Mathematik und Literaturtheorie*, *Sprache i. Techn. Zeitalter* 34, 1970, 106—120.
- , *Mathematische Texttheorie*, in: Arnolds und Sinemus (eds.) 1972 (zit. nach Manuskript)
- Fischelli, V. R. and Welch, L., *The ability of college art majors to recombine ideas in creative thinking*, *J. of Applied Psychology* 1947, 31, 278—282
- Flach, B. und Flach, W., *Zur Grundlegung der Wissenschaft von der Literatur*, Bonn 1967
- Foster, J. H., *An approach to fiction through the characteristics of its readers*, *Library Quarterly* 1936
- Foster, R., *The new Romantics. A reappraisal of the new criticism*, Indiana University Press 1962
- Fraiberg, L., *Psychology and the writer: the creative process*, *Literature and Psychology* 1955, 5 (4), 72—77
- , *Psychoanalysis and American Literary Criticism*, Detroit 1960
- , *New views of art and the creative process in psychoanalytic ego-psychology*, *Literature and Psychology* 1961, 11, 45—55
- Freud, S., *Gesammelte Werke*: Bd. I—XVIII, London 1955; besonders in: Bd. II u. III (1900—1901): *Die Traumdeutung* (mit den Zusätzen bis 1935); Bd. VII (1906—1909): *Der Wahn und die Träume in W. Jensens „Gradiva“*; *Der Dichter und das Phantasieren*. Bd. VIII (1909—1913): *Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci*. Bd. X (1913—1917): *Der Moses des Michelangelo*. Bd. XII (1917—1920): *Eine Kindheitserinnerung aus „Dichtung und Wahrheit“*; *Das Unheimliche*. Bd. XIV (1925—1931): *Nachtrag zur Arbeit über den Moses des Michelangelo*; *Dostojewski und die Vätertötung*.
- Friedemann, K., *Die Rolle des Erzählers in der Epik*, Darmstadt 1965
- Friedrich, H., *Die Struktur der modernen Lyrik*, Hamburg 1956
- Fromm, E., *The forgotten language. An introduction on the understanding of dreams*, New York 1957
- Frosch, J. (ed.), *Annual survey of psychoanalysis*, New York 1950 ff.
- Frye, N., *Analyse der Literaturkritik*, Stuttgart 1964
- , *The archetype of literature*, in: Vickery, J. B. (ed.): *Myth and literature: Contemporary theory and practice*, Lincoln 1966
- Fucks, W., *Nach allen Regeln der Kunst*, Stuttgart 1968

- Fügen, H. N., Die Hauptrichtungen der Literatursoziologie und ihre Methoden: Ein Beitrag zur literatursoziologischen Theorie, Bonn 1970.
- , Wege der Literatursoziologie, Neuwied 1968
- Galerie Rothe, Heidelberg 1967
- Gamble, K. R. and Kellner, H., Creative functioning and cognitive regression, *Journal of personality and social psychology* 1968, 9 (3), 266—271
- Gamble, A. O., Suggestions for the future research, in: Taylor, C. W. (ed.): The 3. (1959) University of Utah research conference on the identification of creative scientific talent, 1959, 292—297.
- Garraty, J., The interrelations of psychology and biography, *Psychological Bulletin* 1954, 51, 569—582
- , The nature of biography, New York 1957
- Gebser, J., Über das Wesen des Dichterischen, *Schweizer Zeitschrift für Psychologie* 1944, 3, 216—231
- Gerard, R. W., How the brain creates ideas, in: Parnes, S. J. and Harding, H. F. (eds.): A source book for creative thinking, New York 1962, 115—162
- Getzels, J. W. and Jackson, Ph. W., The highly intelligent and the highly creative adolescent: a summary of some research findings, in: Taylor, C. W. (ed.): The 3. (1959) University of Utah research conference of identification of creative scientific talent, 1959, 46—57
- Geyer, H., Dichter des Wahnsinns, Göttingen 1956
- Ghiselin, B., Automatism, intention and autonomy in the novelist's production, *Daedalus* 1963, 92, 297—311
- , Ultimate criteria for two levels of creativity, in: Taylor, C. W. and Barron, F. (eds.): Scientific creativity: its recognition and development, New York 1964
- Glicksberg, Ch. J., Psychoanalytic Aesthetics, *Prairie Schooner* XXVIII, 1954, 13—23
- , Depersonalization in the modern drama, *Personalist* 1958, 39, 158—169
- Göbel, H. D. (ed.), *Texte zur Literatursoziologie*, Frankfurt/Berlin/München 1971
- Görres, A., Methoden und Erfahrungen der Psychoanalyse, München 1958
- Goertzel, V. and Goertzel, M., *Cradles of eminence*, Little Brown, Boston 1962
- Golann, S. E., The creative motive, *J. of Personality* 1962, 30, 588—600
- Gold, Freud's view on art, *Psychoanalysis and Psychoanalytic Review* 1961, 48, 111—115
- Goldmann, H., *Katabasis: Eine tiefenpsychologische Studie zur Symbolik der Dichtungen Georg Trakls*, Salzburg 1957
- Goldstein, M., Literature and psychology, 1948—1968: A commentary, *Literature and Psychology* 1967, 17, 159—176
- Goodman, P., The psychological revolution and the writer's life-view, *Psychoanalytic Review* 1963, 50, 17—24
- Gordon, R., Symbols: Content and Process, in: Wheelwright, J. B. (ed.): The reality of Psyche: Proceedings of the Third International Congress for Analytical Psychology 1968, 293—304.
- Grant, V. W., *Great abnormals*, New York 1968
- Graves, R., *Jungian mythology*, *Hudson Review* 1952, 5, 245—257
- Gray, J. J., An investigation of the relationship between primary process thinking and creativity, *Dissertation Abstracts* 1968, 28 (12—13), 5206
- Griffin, W. J. (ed.), The use and abuse of psychoanalysis in the study of literature, *Literature and Psychology* 1951, 1 (4), 3—20
- Grinstein, A., *The index of psychoanalytic writings*, International University Press 1956—1966
- Groeben, N., »Natur« als Ziel der Dichtung. Eine kritische Sichtung der Kunsttheorie von Arno Holz, Unveröffentlichtes Manuskript, Mainz 1967
- , Kritische Besprechung von Buytendijk: *Psychologie des Romans*, *Archiv für die gesamte Psychologie* 1968, 120, 307—308
- , Die Kommunikativität moderner deutscher Lyrik, *Sprache im technischen Zeitalter* 1970a, 34, 83—105
- , Wissenschaftstheorie zwischen Ideologie und Synthese. Eine kritische Stellungnahme zum Werk von K. Holzkamp: *Wissenschaft als Handlung*, *Psychologische Beiträge* 1970b, XII/2, 311—317
- , Grammatikalität, Semantik und subjektive Information von Annäherungstexten, *Zeitschrift für Sozialpsychologie* 1970c, I/2, 182—196
- , Hermeneutische Verfahrensweisen in der empirischen Psychologie als methodische Kointention, *Jahrbuch für Psychologie, Psychotherapie und medizinische Anthropologie* 1970d, 3—4, 273—290
- , Die Verständlichkeit von Unterrichtstexten. Dimensionen und Kriterien rezeptiver Lernstadien, *Aschendorff, Münster* 1972a
- , *Literaturpsychologie*, in: Arnold, H. L. and Sinemus V. (eds.): *Grundriß der Literaturwissenschaft*, (dtv), München 1972 b
- Gruber, H. E., Terrell, G. and Wertheimer, M. (eds.), *Contemporary approaches to creative thinking*, A symposium — held at the Univ. of Colorado, New York 1963
- Gruhle, H. W., *Selbstbiographie und Persönlichkeitsforschung*, Berliner Kongreß für experimentelle Psychologie 1924
- Gundlach, R. H., Psychology and aesthetics, in: Marcuse, F. L. (ed.): *Areas of Psychology*, Harper, New York 1954
- Günther, M., Grundbegriffe der Rezeptions- und Wirkungsanalyse im tschechischen Strukturalismus, *Poetica* 4, 1971, 224—243
- Guilford, J. P., Creativity, *American Psychologist* 1950, 5, 444—454
- Gunn, D., Factors in the appreciation of poetry, *British Journal of Educational Psychology* 1951, 21, 96—104
- Gunzenhäuser, R., *Ästhetisches Maß und ästhetische Information*, Quickborn b. Hamburg 1962
- Habermas, J., Analytische Wissenschaftstheorie und Dialektik. Ein Nachtrag zur Kontroverse zwischen Popper und Adorno, in: Horkheimer (ed.), 1963
- , Gegen einen positivistisch halbierten Rationalismus. Erwiderung eines Pamphlets, *Kln. Z. f. Soziologie* 1964, 16, 635—659
- , *Zur Logik der Sozialwissenschaften*, J. C. B. Mohr, Tübingen 1967
- , Erkenntnis und Interesse, *Suhrkamp, Frankfurt a. M.* 1968
- Hahn, E., *Historischer Materialismus und marxistische Soziologie*, Berlin 1968
- Hahn, P., Kunst als Ideologie und Utopie. Über die theoretischen Möglichkeiten eines gesellschaftsbezogenen Kunstbegriffs, in: Glaser et al.: *Literaturwissenschaft und Sozialwissenschaften*, Stuttgart 1971
- Hammer, E. F. (ed.), *Use of interpretation in treatment: Technique and art*, New York 1968
- Harmon, L. R., The development of a criterion of scientific competence, in: Taylor, C. W. and Barron, F. (eds.): *Scientific creativity: its recognition and development*, 1964, 44—52
- Hartig, M. and Kurz, U., *Sprache als soziale Kontrolle. Neue Ansätze zur Soziolinguistik*, Frankfurt/a. M. 1971.
- Hartl, R., *Versuch einer psychologischen Grundlegung der Dichtungsgattungen*, Wien 1924
- Hartmann, H., Psychoanalysis as a scientific theory, in: Hook, S. (ed.): *Psychoanalysis: Method and Philosophy*, New York University 1959
- Haskell, R. E., The analogy and psychoanalytic theory, *Psychoanalytic Review* 1968, 69, 662—680
- Hass, H. E., Das Problem der literarischen Wertung, *Stud. Gen.* 1959, 12, 727—756

- Hauff, J. et al., Methodendiskussion (Reihe: Schwerpunkte Germanistik) Frankfurt 1970, Bd. I u. II.
- Heiss, R., Allgemeine Tiefenpsychologie. Methoden, Probleme und Ergebnisse, Huber, Bern/Stuttgart 1956
- Heller, E., Psychoanalyse und Literatur: Bemerkungen zum 100. Geburtstag Sigmund Freuds, Jahressring 1956/57
- Heller, P., Creative process and creative product: Two examples of an analogy, *J. of Aesthetics and Art Criticism* 1953/54, 12, 328—342
- Hellpach, W., Universelle Psychologie eines Genies — Goethe. Der Mensch und Mitmensch. Das Geschöpf im Schöpfer, Meisenheim/Wien 1952
- Henle, M., The birth and death of ideas, in: Gruber, H. E. et al. (eds.): *Contemporary approaches to creative thinking* 1963, 31—62
- Hentig, H. v., Spielraum und Ernstfall. Betrachtungen eines Pädagogen über das Verhältnis von Literatur und Wissenschaft, *Frankfurter Hefte* 1967, 22, 187—203.
- Herdan, G., *The advanced theory of language as choice and chance*, New York 1966
- Herman, J., *Synthetisches Interpretieren. Zur Methodik der Literaturwissenschaft*, München 1969²
- Herrmann, Th., *Lehrbuch der empirischen Persönlichkeitsforschung*, Göttingen 1969
- , *Sprache*, Frankfurt, Bern, Stuttgart 1972
- , und Stapf, K. H., *Über theoretische Konstruktionen in der Psychologie*, Berichte aus dem Institut für Psychologie der Philipps-Universität in Marburg/Lahn, 1970, Nr. 24
- Hesse, H., *Psychoanalyse und Künstler*, Almanach des internationalen psychoanalytischen Verlags, Wien 1926
- Hill, J. C., *Poetry and the unconscious*, *British J. of Psychology, Med. Sect.* 1924, 4, 125—133
- Hirsch, E. D. jr., *Objective Interpretation*, PMLA 1960, 463—479
- , *Validity in interpretation*, New Haven 1967
- Hirth, G., *Er, pathologisch? Ein Beitrag zur Feier von Goethes 150. Geburtstag*, München 1899
- Hitschmann, E., *Gottfried Keller, Psychoanalyse des Dichters, seine Gestalten und Motive*, Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien/Leipzig 1919
- , *Psychoanalytisches zur Persönlichkeit Goethes*, *Imago* 1932, 18, 42—66
- , *Die Bindung Eckermanns an Goethe — demonstriert an zwei Träumen Eckermanns*, *Psychoanalytische Bewegung* 1933, 5, 520—528
- , *Boswell: the biographer's character; a psychoanalytic interpretation*, *Psychoanalytic Quarterly* 1948, 17, 212—225
- , *Great Men: Psychoanalytic studies*, New York 1956
- , *Some psycho-analytic aspects of biography*, *International J. of Psycho-Analysis (London)* 1956, 37, 265—269
- Hoche, A. E., *Die Geisteskranken in der Dichtung*, München 1939
- Hochheimer, W., *Zur Psychologie von Goethes Wahlverwandtschaften*, *Psyche* 1953/54, 7, 32—54
- Hörmann, H., *Psychologie der Sprache*, Berlin/Heidelberg/New York 1967
- Hoffer, A. and Osmond, H., *The hallucinogens*, Academic Press, New York/London 1967
- Hoffman, F., *Psychoanalysis and literary criticism*, *American Quarterly* 1950, 2, 144—154
- , *Freudianism and literary mind*, *Baton Rouge* 1957
- Hoffmann, S. O., Perez, M. und Rosenköther, C., *Über den logischen Status der psychoanalytischen Theorie*, *Psyche* 1969, 23 (11), 838—853
- Hofstätter, P. R., *Gruppendynamik. Kritik der Massenpsychologie*, Hamburg 1957
- , *Tiefenpsychologische Persönlichkeitstheorien*, in: *Lersch und Thomae (eds.): Handbuch der Psychologie Bd. 4: Persönlichkeitsforschung und Persönlichkeitstheorie*, Göttingen 1960
- Hohenstein, L., *Adalbert Stifter: Lebensgeschichte eines Überwinders*, Bonn 1952
- Holland, N. N., *Freud on Shakespeare*, PMLA 1960, 75, 1043—1057
- , *Literary value: a psychoanalytic approach*, *Literature and Psychology* 1964, XIV, 43—55
- , *Toward a Psychoanalysis of poetic form*, *Literature and Psychology* 1965, XV, 79—91
- , *The dynamics of literary response*, New York 1968
- Holthusen, H. E., *Rainer Maria Rilke in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*, Hamburg 1958
- Holzcamp, K., *Theorie und Experiment in der Psychologie*, Berlin 1964
- , *Zur Geschichte und Systematik der Ausdruckspsychologie*, in: *Kirchhoff, R. (ed.): Handbuch der Psychologie Bd. 5: Ausdruckspsychologie*, Göttingen 1965
- , *Wissenschaft als Handlung. Versuch einer neuen Grundlegung der Wissenschaftslehre*, Berlin 1968
- , *Zum Problem der Relevanz psychologischer Forschung für die Praxis*, *Psychologische Rundschau* 1970a, 11, 1—22
- , *Wissenschaftstheoretische Voraussetzungen kritisch-emanzipatorischer Psychologie (Teil I u. II)*, *Zeitschrift für Sozialpsychologie* 1970b, 1+2, 5—31, 109—141
- Hoops, R., *Der Einfluß der Psychoanalyse auf die englische Literatur*, Heidelberg 1934
- Hopwood, V. G., *Dream, magic and poetry*, *J. of Aesthetics and Art Criticism* 1951, 10, 152—159
- Horvat, A., *Lord Byrons Charakter*, *Internationale Zeitschrift für Individual-Psychologie* 1936, 14, 37—49
- Hummel, H. J. und Opp, K. D., *Die Reduzierbarkeit von Soziologie auf Psychologie*, Braunschweig 1971
- Hutchinson, E. D., *How to think creatively*, Abingdon Cokesbury New York 1949
- Huxley, A., *Die Pforten der Wahrnehmung*, München 1964
- Hyman, St. E., *Maude Bodkin and psychological criticism*, in: *The armed vision*, Knopf, New York 1947
- , *The psychoanalytic criticism of literature*, *Western Review* 1948, 12, 106—115
- Ihwe, J., *Ein Modell der Literaturwissenschaft als Wissenschaft*, *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 1971, I/II, 91—96
- Ingarden, R., *Das literarische Kunstwerk*, Halle 1931; 1965
- , *Vom Erkennen des literarischen Kunstwerks*, Tübingen 1968
- , *Erlebnis, Kunstwerk, Wert*, Tübingen 1969
- Iser, W., *Die Appellstruktur der Texte*, Konstanz 1971
- Jackson, P. W. and Messik, S., *The person, the product, and the response: conceptual problems in the assessment of creativity*, *J. of Personality* 1965, 33, 309—329
- Jäger, H. W., *Gesellschaftskritische Aspekte der Germanistik*, in: *Kolbe (ed.)* 1969, 60—71
- Jaensch, E., *Grundformen menschlichen Seins*, Elsner, Berlin 1929
- Jaspers, K., *Strindberg und van Gogh. Versuch einer pathographischen Analyse unter vergleichender Heranziehung von Swedenborg und Hölderlin*, Berlin 1926

- Jappe, G., *Über Wort und Sprache in der Psychoanalyse*, Frankfurt 1971
- Jauss, H. R., *Literaturgeschichte als Provokation der Literaturwissenschaft*, Frankfurt 1970
- Johnson, S. C., Hierarchical clustering schemes, *Psychometrica* 1967, 32, 221—254
- Jones, E., *Psychoanalysis and the artist*, *Psyche*, 1928, 8, 73—88
- , *Hamlet*, London 1947
- Jones, E. and Gerard, H. B., *Foundations of Social Psychology*, New York/London 1967
- Jones, G. S., *Treatment or torture: The philosophy techniques and future psychodynamics*, New York 1968
- Jones, H. M., *Methods in contemporary biography*, *English Journal* 1932, 21, 113—122
- Jung, C. G., *Psychologische Typen*, Rascher, Zürich/Stuttgart 1921
- , *Psychologie und Dichtung*, in: Ermatinger, E. (ed.): *Philosophie der Literaturwissenschaft*, Berlin 1930
- , *Über die Beziehungen der analytischen Psychologie zum dichterischen Kunstwerk*, in: *Seelenprobleme der Gegenwart*, Zürich 1932
- , *Gesammelte Werke*, Niehus-Jung, Hurwitz-Eisner, Riklin (eds.), Zürich/Stuttgart 1960
- Just, K. G., *Für und wider die Psychologie*, in: *Übergänge. Probleme und Gestalten der Literatur*, Bern und München 1966
- Kagan, M., *Die Dialektik der Kunst. Methodologische Prinzipien der theoretischen Untersuchung der Kunst*, *Kunst und Literatur XIII*, 1965
- , *Kunst und Persönlichkeit*, *Kunst und Literatur* 1968, 16, 434—435
- Kaiser, G., *Nachruf auf die Interpretation? (Rezension von Iser, Die Appellstruktur der Texte, 1970)* in: *Poetica* 4, 1971, 267—277
- Kallweit, H. and Lepenies, W., *Literarische Hermeneutik und Soziologie*, in: Kolbe, J. (ed.): *Ansichten einer künftigen Germanistik*, München 1969, 131—142
- Kanzer, M., *Applied psychoanalysis. I Arts and aesthetics*, *Annual Survey of Psychoanalysis; a comprehensive Survey of current Theory and Practice*, Frosch, J. (ed.), New York 1951
- , *Applied psychoanalysis. II Arts and aesthetics*, in: Frosch, J. (ed.) (s. o.) 1952
- , *Applied psychoanalysis. III Literature, arts and aesthetics*, in: Frosch, J. (ed.) (s. o.) 1953
- , *Applied psychoanalysis. III Literature, arts and aesthetics*, in: Frosch, J. (ed.) (s. o.) 1954
- , *Applied psychoanalysis. III Literature, arts and aesthetics*, in: Frosch, J. (ed.) (s. o.) 1955
- Kaplan, M., *The american imago in retrospect: an article-review*, *Literature and Psychology* 1963, XIII, 112—116
- Kastill, A., *Brentano und der Psychologismus*, *Z. philos. Forschung* 1958, 351—359
- Kayser, W., *Entwicklung und Krise des modernen Romans*, Stuttgart 1963⁴
- , *Literarische Wertung und Interpretation*, in: *Die Vortragsreise*, Bern 1958
- Keil, W., *Inhalt, Reaktionseinstellung und Antwortstil. Meßtheoretische Untersuchungen zu Fragebogenverfahren*, *Unveröffentlichte rer. nat. Dissertation*, Mainz 1969
- Kemmler, L., *Neue Untersuchungen zum schöpferischen Denken*, *Psychologische Rundschau* 1969, 20 (2), 103—114
- Kendall, P. M., *The art of biography*, New York 1965
- Kennedy, W. A. and Smith, A. H., *Values of future scientists, Perceptual and Motor Skills* 1963, 16, 703—704
- Kesting, M., *Vermessung des Labyrinths. Studien zur modernen Ästhetik*, Frankfurt 1965
- Kettner, N. W., Guilford, J. P. and Christensen, P. R., *A factor-analytic study across the domains of reasoning, creativity, and evaluation*, *Psychological Monographs* 1959, 9, 73
- Kiell, N., *The Adolescent Through Fiction*, New York 1959
- , *Psychoanalysis, psychology and literature. A bibliography*, Madison 1963
- Kleinstück, J., *Mythos und Symbol in Englischer Dichtung*, Stuttgart 1964
- Klingermann, Ch., *Psychology of Herman Melville*, *Psychoanalytisch Review* 1953, 40, 125—143
- Kluckhohn, C., *Needed refinements in the biographical approach*, *Culture and Personality*, New York 1949
- Knauer, K., *Die Analyse von Feinstrukturen im sprachlichen Zeitkunstwerk*, in: Kreuzer & Gunzenhäser (eds.) 1967
- Koestler, A., *The act of creation*, New York 1964
- Kofler, L., *Zur Theorie der modernen Literatur*, o. J.
- Kohler, F., *Ein Beitrag zum Problem der Ichspaltung, dargestellt an Beispielen in der Literatur*, *Zentralblatt für Psychotherapie und ihre Grenzgebiete einschließlich der med. Psychologie und psychischen Hygiene*, 1938, 10, 82—103
- Kolbe, J. v. (ed.), *Ansichten einer künftigen Germanistik*, München 1969
- Kraemer, R., *Der sensitive Mensch. Versuch einer Darstellung am Bilde des Rainer Maria Rilke*, *Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Klasse der Literatur* 1953, 2
- Kraft, V., *Der Wiener Kreis*, Wien 1950
- Krauss, W., *Poetik und Strukturalismus*, *Sprache i. Techn. Zeitalter* 1970, 36, 269—290
- Kretschmer, E., *Körperbau und Charakter*, Springer, Berlin/Heidelberg 1921
- , *Geniale Menschen*, Berlin 1931²
- , und Enke, W., *Die Persönlichkeit der Athletiker*, 1936
- Kreuzer, M. und Gunzenhäuser, R. (eds.), *Mathematik und Dichtung*, München 1965/67
- Krippendorff, I., *Rainer Maria Rilke, Psyche und Werk, I. Die Persönlichkeit und ihre Wandlungen*, *Zeitschrift für Psychotherapie und med. Psychologie* 1952, 2, 61—76
- Kries, J. V., *Goethe als Psycholog*, Tübingen 1924
- Kris, E., *Psychoanalytic explorations in art*, *International Universities Press*, New York 1952
- , *Psychoanalysis and the study of creative imagination*, *Academy Medica*, New York 1953, 29, 334—351
- Kroh, E., *Eidetiker unter deutschen Dichtern*, *Z. Psychologie* 1920, LXXXV, 118—162
- Kubie, L. S., *Neurotische Deformationen des schöpferischen Prozesses*, Hamburg 1966
- Kulemeyer, G., *Studien zur Psychologie im neuen englischen Roman*, *Diss. Greifswald* 1933
- Kunisch, H., *Die deutsche Gegenwartsdichtung. Kräfte und Formen*, München 1968
- Lakatos, I. and Musgrave, A. (eds.), *Criticism and the growth of knowledge*, Cambridge 1970
- Lämmert, E. et al., *Germanistik: eine deutsche Wissenschaft*, Frankfurt a. M. 1967
- , *Das Ende der Germanistik und ihre Zukunft*, in: Kolbe (ed.) 1969, 79—105
- Landmann, M., *Die absolute Dichtung*, Stuttgart 1963
- Lange-Eichbaum, W., *The problem of Genius*, London 1931

—, *Genie, Irrsinn und Ruhm*, München/Basel 1956⁴

Langer, S., *Mind: An essay on human feeling*: I, Baltimore, Md., 1967

Laplanche, J. and Pontalis, J. B., *Fantasy and the origins of sexuality*, *International J. of Psychoanalysis* 1968, 49 (1), 1—18

—, *Das Vokabular der Psychoanalyse*, Frankfurt a. M. 1972

Lee, H. B., *Poetic production as a supplemental emergency defense against anxiety*, *Psychoanalytic Quarterly* 1938

—, *The creative imagination as a psychoanalytic problem*, *Psychoanalytic Quarterly* 1949, 18, 351—360

Leed, J. (ed.), *The computer and literary style*, Kent (Ohio) 1966

Lehner, F., *Der Einbruch der Psychoanalyse in die französische Literatur*, *Almanach des internationalen psychoanalytischen Verlags* 1929

Leibfried, E., *Kritische Wissenschaft vom Text*, Stuttgart 1970

Leinweber, B., *Empirisch-psychologische Beiträge zur Typologie des dichterischen Schaffens*, Beyer, Langensalza 1929

Lektorski, W. A., *Das Subjekt-Objekt-Problem in der klassischen und modernen bürgerlichen Philosophie*, Berlin 1968

Leopold, K. B., *The effect of creative work on aesthetic appreciation*, *British J. of Educational Psychology* 1933

Lesser, S., *A note on »Pamela«*, *College English* 1952/53, 14, 13—17

—, *The image of the father*, *Partisan Review* 1955, 22, 372—390

—, *Fiction and the unconscious*, Boston 1960

Levelt, W. J. M., *Hierarchical clustering algorithms in the psychology of grammar*, in: D'Arcais, G. B. F. & Levelt, W. J. M. (eds.), *Advances in Psycholinguistics*, Amsterdam/London 1970, 101—108

Levin, H., *Why Literary Criticism is not an exact Science*, Cambridge 1967

Levitas, G. B. (ed.), *The world of Psychology II*, New York 1963

Levy, J., *Die Theorie des Verses — ihre mathematischen Aspekte*, in: Kreuzer & Gunzenhäuser (eds.), 1967, 211—232

Lewis, C. S., *Psychoanalysis and literary criticism*, *Essays and Studies English Association* 1943, 27, 7—21

Lippert, E., *Der Mensch als Leser. Entwicklungsverlauf der literatur-ästhetischen Erlebnisfähigkeit*, in: *Begegnung mit dem Buch*, Ratingen 1950 (47—59)

Loewenfeld, L., *Über die geniale Geistestätigkeit, Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens* 1903

Lombroso, C., *Genie und Irrsinn in ihren Beziehungen zum Gesetz, zur Kritik und zur Geschichte*, Leipzig 1887

Lorenzer, A., *Spracherstörung und Rekonstruktion. Vorarbeiten zu einer Metatheorie der Psychoanalyse*, Frankfurt/M. 1970

Lowes, J. L., *The road to Xanadu: A study in the ways of the imagination*, Boston 1928

Lowrié, A., *The jewish god and the greek hero*, *American Imago* 1948, 5, 152—166

Lucas, F. L., *Literature and psychology*, London 1951

Lukacs, G., *Die Theorie des Romans*, Neuwied/Berlin 1963

Mackinnon, D. W., *The creativity of architects*, in: Taylor, C. W. (ed.), *Widening horizons in creativity*, 1964, 359—378

—, *Personality and the realization of creative potential*, *American Psychologist* 1965, 20, 273—281

Mackler, B. and Shontz, F. C., *Life style and creativity: an empirical investigation*, *Perc. Motor Skills* 1965, 20, 873—896

Maier, N. R. F. and Reninger, H. W., *A psychological approach to literary criticism*, New York/London 1933

Mann, Th., *Mein Verhältnis zur Psychoanalyse. Die Psychoanalyse und die Dichter*, *Almanach des internationalen psychoanalytischen Verlags* 1926,

32—33

—, *Freud and the future*, *International J. of Psychoanalysis*, London 1956, 37, 106—115

Marcuse, L., *Heine: a life between love and hate*, Ferrar, New York 1932

Maren-Grisebach, M., *Methoden der Literaturwissenschaft*, Bern/München 1970

Margis, P., E. T. A. Hoffmann. *Eine psychographische Individualanalyse*, Leipzig 1911

Maritain, J., *Creative intentions in art and poetry*, New York 1953

Marquard, O., *Zur Bedeutung der Theorie des Unbewußten für eine Theorie der nicht mehr schönen Kunst*, in: Jauß (ed.), *Die nicht mehr schönen Künste. Grenzphänomene des Ästhetischen*, München-Allach 1968

Marx, M. H., *Intervening variable or hypothetical construct?*, *Psychological Review* 1951, 58, 235—247

—, *The general nature of theory construction*, in: Marx, M. H. (ed.): *Theories in contemporary psychology*, New York 1966⁵, 4—46

Maslow, A. H., *Creativity in self-actualizing people*, in: Anderson, H. H. (ed.): *Creativity and its cultivation*, Harper, New York 1959

—, *Emotional blocks to creativity*, *Humanist* 1958, 18, 325—332

May, E., *Am Abgrund des Relativismus*, Berlin 1943⁸

McCarthy, H. F., *The creative process*: Henry James, New York 1958

McCorquodale, K. and Meehl, P. E., *On a distinction between hypothetical constructs and intervening variables*, *Psycholog. Review* 1948, 55, 95—107

McCurdy, H. G., *Literature as a resource in personality study: theory and methods*, *J. of Aesthetics and Art Criticism* 1949, 8, 42—46

McGuire, C., *Creativity and emotionality*, in: Mooney and Razik (eds.): *Explorations in creativity*, Harper, New York/Evanston/London 1967

McKellar, P., *Three aspects of the psychology of originality in human thinking*, *British J. of Aesthetics* 1963, VII, 129—147

—, *Imagination and thinking: A psychological analysis*, New York 1957

McPherson, J. H., *A proposal for establishing ultimate criteria for measuring creative output*, in: Taylor, C. W. and Barron, F. (eds.): *Scientific creativity: its recognition and development*, 1964, 24—29

Mecklenburg, N., *Kritisches Interpretieren. Untersuchungen zur Theorie der Literaturkritik*, München 1972

Meissner, W. W., *Notes on dreaming: Dreaming as cognitive process*, *International J. of Psychoanalysis* 1968, 49, 699—708

Meixner, J. A., *The uses of biography in criticism*, *College English* 1966, XXVIII, 108—113

Miller, G. A.: *A psychological method to investigate verbal concepts*, *Journal of Mathematical Psychology*, 6, 1969, 2, 169—192

—, *Empirical methods in the study of semantics*, in: Steinberg and Jakobovits (eds.), *Semantics*, Cambridge University Press 1971

Miller, J. E. (ed.), *Myth and method*, Lincoln, Nebraska 1960

Möbius, P., *Über das Pathologische bei Goethe*, Leipzig 1898

—, *Über J.-J. Rousseau's Jugend*, Beyer, Langensalza 1899

—, *Ausgewählte Werke I—IV*, Leipzig 1904

Möller, A., *Die künstlerische Schilderung von Geistesgestörten im Drama*, *Psychologie u. Medizin* (Stuttgart) 1928

Moger, R. E. and Savage, Ch., *Personality change associated with psychedelic (LSD) therapy: A preliminary report*. *Psychotherapy, Theory Research and Practice* 1964, 1 (4), 154—162

Mooney, R. and Razik, T. (eds), *Explorations in creativity*, Harper, New York/Evanston/London 1967

Moore, A. D., *Invention, discovery, and creativity*, Garden City, New York 1969

- Moore, B. E. and Fine, B. D., A glossary of psychoanalytic terms and concepts, The American Psychoanalytic Association, New York 1968²
- Morris, R., The novel as catharsis, *Psychoanalytic Review* 1944, 31, 88—104
- Morrison, C. C., Freud and the critic: The barely use of depth. Psychology in literary criticism, Chapel Hill 1968
- Mosier, R. D., Symbolic logic and psychological symbolism, *Psychoanalytic Review* 1968, 69, 646—654
- Mosse, E. P., Psychological mechanism in art production, *Psychoanalytic Review* 1951, 38, 66—74
- Müller, G., Über die Seinsweise von Dichtung, DVjS 1939, in: Zmegac (ed.) 1970, 150—166
- Müller-Freienfels, R., Psychologie und Literaturforschung, Das literarische Echo 1922, 2, 65—71; 4, 211—214; 6, 340—344
- Müller-Schwefe, G. (ed.), Literatur, Kultur, Gesellschaft in England und Amerika, Frankfurt 1966
- Muschg, W., Die Psychoanalyse als Rivalin der Literaturwissenschaft, Psychoanalytische Bewegung 1930
- , Pamphlet und Bekenntnis, 1968
- , Gestalten und Figuren, 1968
- , Die dichterische Phantasie. Einführung in die Poetik, Bern 1969
- Nagel, E., Methodological issues in psychoanalytic theory, in: Hook, S. (ed.): Psychoanalysis. Method and Philosophy, New York/London 1959
- Narski, J. S., Positivismus in Vergangenheit und Gegenwart, Berlin 1967
- Navratil, L., Schizophrenie und Kunst, München 1965
- Neufeld, J., Dostojewski; Skizze zu seiner Psychoanalyse, Internationaler psychoanalytischer Verlag, Wien/Leipzig 1923
- Neumann, T. und Orte M., Versuch, Soziologie als wissenschaftliche Praxis zu betrachten, in: Schäfers, B. (ed.), Thesen zur Kritik der Soziologie, Frankfurt 1969
- Newman, R., Myth and the creative process, The Centennial Review of Arts and Science 1965, IX, 483—493
- Niederland, W., The first application of psychoanalysis to a literary work, *Psychoanalytic Quarterly* 1960
- Niepol, W., Sprache und soziale Schicht, Berlin 1971
- Nietzsche, F., Die Geburt der Tragödie, 1871
- Notcutt, B., Some relations between psychology and literature, *Theoria: Natal University College, Pietermaritzburg* 1947, 111—127
- Noy, P., A theory of art and aesthetic experience, *Psychoanalytic Review* 55, 1968/69, 623—645
- Oberndorf, C. P., The psychiatric novels of Oliver Wendell Holmes, New York 1946
- , Psychoanalysis in literature and its therapeutic value, *Psychoanalysis and the Social Sciences* 1947, 1, 297—310
- Obler, P. C., Psychology and literary criticism: a summary and a critique, *Literature and Psychology* 1958, 8, 50—59
- Oevermann, U., Schichtenspezifische Formen des Sprachverhaltens und ihr Einfluß auf die kognitiven Prozesse, in: Roth, H. (ed.): Begabung und Lernen, Stuttgart 1971⁷, 297—356
- Oldenbürger, H., Free-card-sorting als Methode einer empirischen Literaturwissenschaft, Vortrag Symposium »Literaturpsychologie« der 14. Tagung der experimentell arbeitenden Psychologen, Regensburg 1972
- Opp, K. D., Methodologie der Sozialwissenschaften, Hamburg 1970
- Oppel, H., Grundlagen der literatur-historischen Biographie, DVjS 1940, XVIII, 139—172
- Parnes, S. J. and Harding, H. F. (eds.), A source book for creative thinking, New York 1962
- Parnes, S. J., Research on developing creative behavior, in: Taylor, C. W. (ed.): Widening horizons in creativity, 1964, 145—169
- Pascal, R., The autobiographical novel and the autobiography, *Essays in Criticism* 1959
- , Design and truth in autobiography, Cambridge (Mass.) 1960, dt. Ausgabe: Stuttgart 1965
- Paul, L., Formalisierte Verfahren der Textbeschreibung, in: Arnold and Sinemus (eds.), Grundriß der Literaturwissenschaft 1972 (zit. nach Mskr.).
- Paulsen, W. (ed.), Psychologie in der Literaturwissenschaft, Heidelberg 1971
- Pauncz, A., The Lear complex in world literature, *American Imago* 1954/55
- Pehlke, M., Aufstieg und Fall der Germanistik — von der Agonie einer bürgerlichen Wissenschaft, in: Kolbe (ed.) 1969, 18—44
- Pfahler, G., System der Typenlehren, Leipzig 1929
- Phillipson, M., Outline of the Jungian Aesthetics, Evanston 1963
- Phillips, W., Art and psychoanalysis, New York 1957
- Pine, F., Thematic drive content and creativity, *J. of Personality* 1959, 27, 136—151
- , and Holt, R. R., Creativity and primary process: a study of adaptive regression, *J. of Abnormal and Social Psychology* 1960, 61, 370—379
- Piontkowski, U. und Groeben, N., Konkretheit und Abstraktheit in der Rezeption deutscher Lyrik, *Linguistische Berichte - Papier Nr. 8*, Braunschweig 1970
- Plaut, P., Psychologie der produktiven Persönlichkeit, Stuttgart 1929
- Pokorny, R., Franz Werfel. Versuch einer Literaturpsychologie, *Zeitschrift für Menschenkunde* 1960, 24, 357—395
- Pollmann, L., Literaturwissenschaft und Methode (I u. II), Frankfurt 1971
- Pongs, H., Psychoanalyse und Dichtung, *Euphorion* 1933, XXXIV, 38—72
- Popper, K. R., Logik der Forschung, Tübingen 1966²
- Portnoy, J., Poetry, drama, and the novel, in: A psychology of art creation, Chapel Hill, University North Carolina 1942
- Prinzhorn, Bildneri der Geisteskranken. Ein Beitrag zur Psychologie und Psychopathologie der Gestaltung, Berlin 1922
- Proal, L., La psychologie de J.-J. Rousseau, Paris 1923
- Raddatz, F. J. (ed.), Marxismus und Literatur. Eine Dokumentation, Hamburg 1969
- Radnitzky, G., Contemporary Schools of Metascience, Kopenhagen 1970 a
- , Der Praxisbezug der Forschung, *Stud. Gen.* 23, 1970 b, 817—855
- Raglan, L., The hero. A study in tradition, myth, and drama, Watts & Co., London 1949
- Ramsay, A. W., Psychology and literary criticism, *Criterion* 1936
- Rank, O., Das Inzest-Motiv in Dichtung und Sage. Grundzüge einer Psychologie des dichterischen Schaffens, Wien 1912
- , Der Doppelgänger, *Imago* 1914, 3
- , und Sachs, H., Die Bedeutung der Psychoanalyse für die Geisteswissenschaften, Wiesbaden 1913
- Rantavaara, I., Ist die Literaturkritik eine Wissenschaft?, *Neophilolog. Mitteilungen* 69, 1968, 330—342
- Rapaport, D., Die Struktur der psychoanalytischen Theorie. Versuch einer Systematik, Stuttgart 1959
- Read, H., The nature of literature, New York 1958
- Reh, A. M., Psychologische und psychoanalytische Interpretationsmethoden in der Literaturwissenschaft, in: Paulsen, W. (ed.): Psychologie in der Literaturwissenschaft, Heidelberg 1971
- Reichenbach, H., Experience and predictions, Chicago 1938
- Reicke, I., Das Dichten in psychologischer Betrachtung, *Zeitschrift für Aesthetik*, 1915, X, 190—245

Rennert, H., Die Merkmale schizophrener Bildneri, Jena 1962
 Ricoeur, P., Die Interpretation. Ein Versuch über Freud, Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1969
 Rieder, H., Die Literatur der Seele. Von A. Schnitzler zu G. Saiko, Österreich in Geschichte und Literatur 1967, 11, 134—150
 Rieger, B., Wort- und Motivkreise als Konstituenten lyrischer Umgebungsfelder, Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 1971, IV, 23—42
 —, Gegenstand und Methode einer empirischen Textwissenschaft, Vortrag Symposium »Literaturpsychologie« der 14. Tagung der experimentell arbeitenden Psychologen, Regensburg 1972
 Rieser, M., Analyse des poetischen Denkens, Wien 1954
 Roback, A. A., The psychology of literature, in: Present-day psychology, New York 1955
 Robbe-Grillet, A., Argumente für einen neuen Roman, München 1965
 Rogers, R., The Double in Literature, Detroit 1970
 Roheim, G. (ed.), Psychoanalysis and the social sciences, New York 1958; darin bes. Rowley, B. A., Psychology and literary criticism
 Rohracher, H., Kleine Charakterkunde, Wien/Innsbruck 1965¹⁰
 Romain, J., Die Biographie, Bern 1948
 Rorschach, H., Psychodiagnostik, 1948⁶
 Rose, E. R., The anatomy of imagination, College English 1966, XXVII, 346—354
 Rose, W., The psychological approach to literature, German studies, Oxford 1952
 —, Psychologie und Literaturwissenschaft, Sinn und Form 1956, 8, 789—812
 Rosen, J. C., The Barron-Welsh art scala as a predictor of originality and level of ability among artists, J. of Applied Psychology 1955, 39, 366—367
 Rosen, V. H., The relevance of »style« to certain aspects of defence and the synthetic function of the Ego, The International Journal of Psychoanalysis, 1961, XLII, 447—537
 —, Sprache und Psychoanalyse, Psyche 1972, 26/2, 81—89
 Sack, L., Die Psychoanalyse im modernen englischen Roman, Zürich 1930
 Sadger, I., Von der Pathographie zur Psychographie, Imago 1912, 1, 158—175
 Schifferli, P. (ed.), Das war Dada. Dichtung und Dokumente, München 1963
 Schiller, F., Über naive und sentimentalische Dichtung, Leipzig 1800
 Schiwy, G., Der französische Strukturalismus, Hamburg 1969
 Schlumberger, I., André Gide — Persönlichkeit und Werk, Antares 1957
 Schmid, H., Zum Begriff der ästhetischen Konkretisation im tschechischen Strukturalismus, Sprache i. Techn. Zeitalter 1970, 36, 290—318
 Schmidt, F., Die Empirie in der philologischen Interpretation, DVjS 42, 1968, 1, 117—126
 Schmidt, H. D., Eine vergleichende Tier- und Mensch-Deutung bei Rainer Maria Rilke in psychologischer Sicht, Schweizerische Zeitschrift für Psychologie 1959, 104—121
 Schmidt, S. J., Alltagssprache und Gedichtssprache. Versuch einer Bestimmung von Differenzqualitäten, Poetica 1968, 2, 285—303
 Schneider, D., The psychoanalyst and the artist, International University Press, New York 1950
 Schraml, W. J., Einführung in die Tiefenpsychologie, Stuttgart 1968
 Schücking, L. L., Literaturgeschichte und Geschmacksgeschichte, in: Müller-Schwefe (ed.) 1966, 131—144
 Schulmann, D., Openess of perception as a condition for creativity, Exceptional Children 1966, 33, 89—94
 Secord, P. and Backman, C. W., Social Psychology, New York/London/Toronto 1964

Segal, H., A psychoanalytic approach to aesthetics, International Journal of Psychoanalytic, London 1952, 33, 196—207
 Seidenstücker, G., Contentanalytische Textbeschreibung, Vortrag Symposium »Literaturpsychologie« der 14. Tagung der experimentell arbeitenden Psychologen, Regensburg 1972
 Seidler, I., Reale und ideale Schichten des Sprachkunstwerks, Neophilologus 1968, 52, 355—361
 Seiffert, H., Einführung in die Wissenschaftstheorie, München 1969, Bd. 1
 —, Marxismus und bürgerliche Wissenschaft, München 1971
 Sengle, F., Zum Problem der modernen Dichtermographie, DVjS 1952, XXVI, 100—111
 Sewell, E., The orphic voice, New York 1960
 Sheldon, W. H., The varieties of human physique, New York/London 1940
 Sherman, L. A., Some Observations upon sentence-length in english prose, University of Nebraska Studies I, 2, 1888, 186—192
 Shumaker, W., English autobiography. It's emergence, materials, and form, University California 1954
 Siddigi, J. and Thieme, Th., Die verlorene Botschaft, Z. experimentelle u. angewandte Psychologie 1969, 16(3), 507—518
 Sievers, W. D., Freud on Broadway, New York 1955
 Simenauer, E., Rilkes Darstellung der Dinge im Lichte der »Metapsychologie« Freuds, Schweiz ZPA 1949
 Simpson, R. R., Shakespeare and medicine, London 1959
 Singer, H., Literatur, Wissenschaft, Bildung, in: Kolbe (ed.) 1969, 45—49
 Sixtl, F., Meßmethoden der Psychologie, Weinheim 1967
 Slochower, H., Psychoanalytic distinction between myth and mythopoesis, J. of the American Psychoanalytic Association 1970, 18, 150—164
 Smith, R. M., Characteristics of creativity research, Perceptual and Motor Skills 1968, 26(3), 698
 Spence, K. W., Types of constructs in psychology, in: Marx, M. A. (ed.): Theories in contemporary psychology, New York 1966⁵, 162—178
 Spiegel, L., The new jargon: psychology in literature, Sewanee Review 1932, 40, 476—491
 Spoerri, Th., Sprachphänomene und Psychose, New York 1964
 Spranger, E., Lebensformen, Halle 1921
 Stadler, M. und Seeger, F., Interdisziplinäre Verschränkung und kritisch-emanzipatorische Psychologie, unveröffentlichtes Manuskript, Münster 1972
 Stafford, J., The psychological novel, Kenyon Review 1948, 10, 214—227
 Stegmüller, W., Der Begriff des Naturgesetzes, Studium Generale 1966, 19, 649—857
 —, Probleme und Resultate der Wissenschaftstheorie und analytischen Philosophie, Studienausgabe Teil 1—5; Berlin/Heidelberg/New York 1969
 Stein, M. I., A transactional approach to creativity, in: Taylor, C. W. (ed.): The 1. (1955) University of Utah research conference on the identification of creative scientific talent 1956, 171—181
 Steinberg, D. D. and Jakobovits, L. A. (eds.), Semantics. An interdisciplinary reader in philosophy linguistics and psychology, Cambridge: Univ. Press 1971
 Stekel, W., Dichtung und Neurose, Wiesbaden 1909
 Stern, E., Thomas Mann's Zauberberg: Die Psychologie der Lungenkranken, Medizinische Klinik, Berlin 1925, 21, 1592—1598
 Stevenson, W., The Myth and the mind. Towards a theory of creativity, Person 1965, XLVI, 299—319
 Stone, A. A. and Stone, S. S., The abnormal personality through literature, Englewood Cliffs 1966

- Storch, A., August Strindberg im Lichte seiner Selbstbiographie. Eine psychopathologische Persönlichkeitsanalyse, Wiesbaden 1921
- Stragnell, G., The dream in Russian literature, *Psychoanalytic Review* 1921
- Suppes, P., Models of data, in: Nagel, E., Suppes, P. and Tarski, A. (eds.): Logic, methodology and philosophy of science, Stanford University Press 1962, 252—261
- Szekely, L., The creative pause, *International J. of Psychoanalysis* 1967, 48(3), 353—367
- Szondi, P., Zur Erkenntnisproblematik in der Literaturwissenschaft, *Neue Rundschau* 73, 1962, 146—165
- Tart, C. F., Altered states of consciousness: A book of readings, 1969
- Taylor, C. W. (ed.), Creativity: progress and potential, New York 1964 a
- (ed.), Widening horizons in creativity, New York 1964 b
- and Ellison, R. L., Predicting creative performances from multiple measures, in: Taylor, C. W. (ed.): Widening horizons in creativity, New York 1964, 227—260
- , Smith, W. R. and Ghiselin, B., The creative and other contributions of a sample of research scientists, in: Taylor, C. W. and Barron, F. (eds.): Scientific creativity: its recognition and development, 1964, 53—76
- Taylor, J. A., The nature of the creative process, in: Smith, P. (ed.): Creativity: on examination of the creative process, New York 1959
- Taylor, J. B., The case of William Blake: Creation, Regression, and Pathology, *Psychoanalytic Review* 1963
- Taylor, G. O., The passages of thought: Psychological representation in the American novel — 1870-1969, New York 1969
- Taylor, W. L., Cloze-procedure: a new tool for measuring reasoning, *Journalism Quarterly* 1953, 30, 415—433
- , Recent developments in the use of cloze-procedure, *Journal. Quarterly* 1956, 33, 42—48
- Thayer, L. O. and Pronko, N. H., Some psychological factors in the reading of fiction, *Journal of genetic Psychology* 1958, 93, 113—117
- Thomae, H., Biographie und Psychologie, Sammlung 1951
- Tober, K., Urteile und Vorurteile über Literatur, Stuttgart 1970
- Topitsch, E., Sprachlogische Probleme der sozialwissenschaftlichen Theoriebildung, in: Topitsch, E. (ed.): Logik der Sozialwissenschaften, Köln/Berlin 1965²
- Torrance, E. P., Nature of creative talents, in: Mooney, R. and Razik, T. (eds.): Explorations in creativity, Harper, New York/Evanston 1967, 185—195
- Trilling, L., Psychoanalyse und Literatur, *Der Monat* 1951, 35 (III), 477—489
- Ulich, E., Synästhesie und Geschlecht, *Zeitschrift f. experimentelle und angewandte Psychologie* 4, 1957, 31—57
- Ulmann, G., Kreativität, Weinheim 1968
- Valentine, C. W., The Experimental Psychology of Beauty, London 1962
- Vergote, A., Ethik und Tiefenpsychologie, *Schweiz. Z. f. Psychologie und ihre Anwendungen* 1957, Nr. 51
- Vernon, Ph. E., Psychological studies of creativity, *J. of Child Psychology a. Psychiatry a. Allied Disciplines* 1968, 8(3/4), 153—164
- Vickery, J. B., Myth and Literature: contemporary theory and practice, Lincoln 1966
- Wagner, L. E., Coleridge's use of laudanum and opium, as connected with his interest in contemporary investigations concerning stimulations and sensation, *Psychoanalytic Review* 1938
- Walzel, O., Künstlerische Absicht, *Germanisch-romanische Monatszeitschrift* 1920
- Walzel, O., Gehalt und Gestalt im Kunstwerk des Dichters, Berlin 1923
- Ward, A., The psychoanalytic theory of poetic form: a comment, *Literature and Psychology* 1967, 17, 30—37
- Warren, J. R. and Heist, P. A., Personality attributes of gifted college students, *Science* 1960, 132, 330—337
- Weichbrodt, R., Der Dichter Lenz. Eine Pathographie, *Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten*, Berlin 1920
- Weimann, R., Literaturwissenschaft und Mythologie, Sein und Form 1967, 19, 484—511
- Weinberg, K., Kafkas Dichtungen. Die Travestien des Mythos, Bern 1964
- Weinreich, U., Travels through semantic space, *Word* 1958, 14, 346—366
- Weinreich, H., Aus: Drei Thesen von der Heiterkeit der Kunst, *Sprache i. Techn. Zeitalter* 26, 1968, 102 ff.
- , Literatur für Leser, Stuttgart 1971
- Weitbrecht, H. J., Psychiatrie im Grundriß, Berlin/Göttingen/Heidelberg 1963
- Welch, L., Recombination of ideas in creative thinking, *J. of Applied Psychology* 1946, 30, 638—643
- Wellek, A., Das Problem des seelischen Seins, Meisenheim/Wien 1953
- Ganzheitspsychologie und Strukturtheorie, Bern 1955
- Wellek, R., Grundbegriffe der Literaturkritik, Stuttgart 1965, besonders die Kapitel: Die Auflehnung gegen den Positivismus in der neueren europäischen Literaturwissenschaft, 183—199; Die Hauptströmungen der Literaturkritik im 20. Jahrhundert, 210—227
- , The literary theory and aesthetics of the Prague School, Ann Arbor 1969
- und Warren, A., Theorie der Literatur, Berlin 1963
- Wells, H. W., Poet and Psychiatrist: Merrill Moore, M. D., New York 1955
- Welsh, G. S., A projective figure-preference test for diagnosis of psychopathology, Unpublished Ph. D. thesis, University of Minnesota 1949
- Wendlinger, R. M., Psychoanalysis in the creation of biography, Hudson 1950/51
- Werner, H., Einführung in die Entwicklungspsychologie, München 1953
- , Intermodale Qualitäten (Synästhesien), *Handbuch der Psychologie I*, 1. Wahrnehmung und Bewußtsein, Göttingen 1966, 278—306
- Westmeyer, H., Logik der Diagnostik. Grundlagen einer normativen Diagnostik, Phil. Diss. Münster 1972
- Wheelwright, Ph., The archetypal symbol, in: Strelka, J. E. (ed.): Perspectives in literary Symbolism, London 1968
- White, R. K., The versatility of genius, *J. of Social Psychology* 1931, 2, 460—489
- Whitely, P. L. and McGeoch, The curve of retention for poetry, *J. of Educational Psychology* 1928, 19, 471—479
- Wiebe, G. D., An exploration into the nature of creativity, *Public Opinion Quarterly* 1962, 26, 389—397
- Wienold, G., Textverarbeitung. Überlegungen zur Kategorienbildung in einer strukturellen Literaturgeschichte, *Z. f. Linguistik u. Lit.wiss.* 1971, 1, 59—100
- Wild, C., Creativity and adaptive regression, *J. Pers. Soc. Psychol.* 1965, 2, 161—169
- Wilpert, G. v., Sachwörterbuch der Literatur, Kröner, Stuttgart 1964
- Wimsatt, W. K., The intentional fallacy, *Sewanee Review* 1946
- , The Verbal Icon, New York 1958
- and Beardsley, M. C., »Intention«, in: *Dictionary of World Literature*, Shipley, J. T. (ed.) 1943, 326—329
- Winogradow, J. J., Die »zweite«. Realität der Kunst und die moderne ästhetische Mythologie

- Withim, Ph., The psychodynamics of literature, *Psychoanalytic Review* 1969, 70, 556—585
- Wittels, F., Psychoanalysis and literature, in: Lorand, S. (ed.), *Psychoanalysis today*, New York 1944, 371—380
- Wittich, D. C., *Praxis — Erkenntnis — Wissenschaft*, Berlin 1965
- Wohlgenannt, R., Was ist Wissenschaft?, Braunschweig 1969
- Wolf, E., Arthur Rimbaud fut-il schizophrène?, *Annales Médico-psychologiques* 1956, 2 (3), 429—444
- Wyatt, F., Some comments on the use of symbols in the novel, *Literature and Psychology* 1954
- , Das Psychologische in der Literatur, in: Paulsen, W. (ed.): *Psychologie in der Literaturwissenschaft*, Heidelberg 1971
- Wyss, D., Die tiefenpsychologischen Schulen von den Anfängen zur Gegenwart Entwicklung, Probleme, Krisen, Göttingen 1966
- Yule, G., On sentence-length as a statistical characteristic of style in prose, *Biometrika* 1938, 30, 363—390
- Zambrano, M., Dreams and literary creation, in: Grunebaum, G. E. v. and Caillois, R. (eds.): *The dreams and human societies*, Berkeley 1966
- Zeman, H., Ein Wort zur modernen Dichtermographie, *Wissenschaft und Weltbild*, Wien 1966, 9, 196—203
- Zipf, G. K., *Human behavior and the principle of least effort*, Cambridge (Mass.) 1949
- Zmegac, V. (ed.), *Methoden der deutschen Literaturwissenschaft*, Frankfurt 1971

Nachtrag

- Carnap, R., *Der logische Aufbau der Welt*. Hamburg 1963
- Eichner, H., Dichterische Absicht und literarische Deutung, in: Paulsen, W. (ed.), *Psychologie in der Literaturwissenschaft*, 1971, 56—78
- Jones, L., *Psychoanalysis and Creative Literature*, *The English Journal*, 1934, XXIII No. 6, 443—452.
- Morris, Ch. W., *Foundations of the Theory of Signs*. Chicago 1938.
- Nagel, E., *The structure of science*. New York-Burlingame 1961.
- Peirce, Ch., *Collected Papers*; Vol. VIII (ed. A. W. Burks), Cambridge 1958.
- Steinberg, H., *Forschungsobjekt Buch: International-Bibliographie zur Soziologie und Psychologie des Lesens*. München, Berlin 1971.

Kombiniertes Sachregister und Glossar

von Norbert Groeben und Hartmut Berwald

Für alle Begriffe des kombinierten Sachregisters/Glossar sind Seitenverweise auf den Text angegeben; bei Glossarbegriffen ist eine kurze Begriffsklärung hinzugefügt. Die Verweisungen innerhalb dieser Erklärungen beziehen sich auf Sachregister - wie Glossarbegriffe; zur klaren Unterscheidbarkeit sind die Glossarworte hier kursiv gesetzt.

- Abstraktheit der Sprache s.: Sprache
- Abwehrmechanismen 100f., 103, 114
- Adäquanzkriterium der Interpretation s.: Interpretation
- Adäquanzprüfung
- empirische 121, 136f., 156ff., 164ff., 187ff.
- der theoretischen Konstrukte 20, 193f., 196ff.
- Ähnlichkeitsskalierung s.: *Skalierung*
- Ästhetik
- Genie- 14, 29, 40f., 45, 68ff.
- hermeneutische passim: Kap. 2, 3, 5, 8.
- klassische 144f., 147, 151f., 153ff.
- moderne 142f., 144f., 147ff.
- Rezeptions- 120ff., 151ff., 160ff.
- sozialistische 207ff.
- Wirkungs- 29, 151ff., 160ff.
- Ästhetizität (von Sprache) 148ff.
- Agglutination 69ff.
- Alltagssprache s.: Sprache
- Alogizität 148f.
- Amplifikation* 115ff.
- »Erweiterung«, z. B. der Traum-inhalte des Patienten durch therapeutische Anreicherung mit Assoziationen, z. B. aus der Mythologie (als Rückbezug auf das → *kollektive Unbewusste*). Deutungsmethode der → *Analytischen Psychologie*, die auch in der von C. G. JUNG inaugurierten → mythologischen Literaturinterpretation Verwendung fand; wegen der vorrangigen Aktivität des Interpreten (Therapeuten) der geisteswissenschaftlichen Methodik (→ *Hermeneutik*) nahestehend.
- Analytische Psychologie* 84, 105f., 115, 122, 124f., 131f.
- Eigenbezeichnung der Lehre C. G.

- JUNGS, um sich von der → *Psychoanalyse* Freunds abzusetzen.
- Angemessenheit s.: Kreativitätskriterium
- Appellstruktur (von Texten) 152f., 159ff., 185f.
- Archetypen* 106f., 115ff., 124f., 131f.
- Archaische Bilder und Motive, die nach JUNG den Inhalt des allen Menschen gemeinsamen → *kollektiven Unbewussten* bilden. Stellen Symbole dar, die zu allen Zeiten und bei allen Völkern bildhaft lebendig machen, was an Ideen, Vorstellungen und Instinkten für die Menschheit entscheidend ist.
- Artificialität 148ff.
- Assoziation 48ff., 55, 58ff., 68ff., 75ff., 109f., 111ff., 115ff., 120f., 148ff., 184ff., 215
- Assoziationsflüssigkeit 58ff.
- Autobiographie 31f.
- Autorintention s.: Intention des Autors
- Basis (als marxistische Kategorie) 206ff.
- Basisproblem* 16ff., 167ff., 214f.
- Frage nach der letzten Überprüfungsinstanz erfahrungswissenschaftlicher Hypothesen, die nur mittelbar durch den Hinweis auf kontrollierende → *Beobachtung/Experiment* (= Handlungen) beantwortet wird. Da → *theoriesprachliche* → *Hypothesen* nur durch Sätze geprüft werden können, ist ihre → *empirische Realitätsprüfung* allein über Aussagen, die die Ergebnisse von Beobachtung/Experiment beobachten sprachlich festhalten, möglich. Die Gesamtheit dieser Aussagen, wel-

che für eine derartige Überprüfung benutzt werden, nennt man die Basis der wissenschaftlichen Erkenntnis.

Diese → *beobachtungssprachlichen* Ausdrücke müssen intersubjektiv verständlich und nachprüfbar sein, d. h. sich auf direkt beobachtbare Ereignisse/Handlungen (→ *Operationalisierung*) beziehen. Die theoriefreie Umsetzbarkeit sinnlicher Eindrücke in (Beobachtungs-) Sprache ist logisch nicht angebar, wird aber als pragmatisch gesichert angenommen.

Innerhalb einer → *empirischen Literaturwissenschaft* bezeichnet das Basisproblem die Frage der → *intersubjektiv*-verbindlichen (objektiven) Feststellung des literarischen Werks als Gegenstand d. h. die Schwierigkeit, als Grundlage für wissenschaftliche Deutungen Daten zu erlangen, die zumindest potentiell zur → *Falsifikation* der vorgeordneten → *Theorie* führen können.

Basissatz 20, 167ff.

Bedingungsanalyse 19f., 200ff., 210f.

Beobachtung, Kontrollierende 16ff., 171ff., 183ff., 214f.

Methodisch-planvolle Wahrnehmung und Registrierung von Ereignissen bzw. menschlichem Verhalten; hat die Kriterien der Beziehung auf sinnliche → Erfahrung, → *Intersubjektivität*, Umsetzbarkeit in → *Beobachtungssprache* (→ *Basisproblem*) zu erfüllen.

Beobachtungssprache 16ff., 20ff., 167ff., 175ff., 183ff., 215f.

Bezieht im Gegensatz zur → *theoretischen Sprache* die in ihr vorkommenden Prädikate auf beobachtbare, der sinnlichen Erfahrung (→ *Basisproblem*) zugängliche Sachverhalte.

(Eine Eigenschaft E gilt als beobachtbar für eine Person, wenn diese instande ist, unter geeigneten Bedingungen entscheiden zu können, ob ein Gegenstand diese Eigenschaft hat.)

Bestätigung, empirische 16ff., 20f.,

136f., 147, 167ff., 194ff., 214ff. theoriesprachlicher Sätze durch Beobachtungsergebnisse im Rahmen einer → *Realitätsprüfung* liegt dann vor, wenn durch sie die Wahrscheinlichkeit der → *Realgeltung* der theoretischen Annahme wächst; der Bestätigungsgrad einer → *Hypothese* (→ *Gesetz*) ist umso höher, je öfter unterschiedliche, aus ihr abgeleitete → *Prognosen* nicht → *falsifiziert* werden können.

Bewußtseinsstrom 88

Biographie 27ff.

— *psychoanalytische* 35ff., 41ff., 109ff.

Die psychoanalytische Biographie versteht sich im Gegensatz zur → Pathographie als Biographische Beschreibung ohne angstabwehrenden Entwertungseffekt gegenüber dem Genie. In Verbindung mit der psychoanalytischen → Werkinterpretation kann die *psa* Biographie als Autoranalyse (unter den Voraussetzungen des *psa* Produktionsmodells) die Funktion der korrelativen Interpretationsunterstützung erfüllen.

Biographismus 11f., 28ff., 110f.

Untersuchung des Dichterlebens, die unter der Voraussetzung einer Isomorphie (ein-eindeutige Entsprechung) von Leben und Werk das literarische Werk auf das ›Erebrte, Erlernte, Erlebte‹ des Dichters reduziert.

Brain-Storming 62f.

Brauchbarkeit s.: Kreativitätskriterium

Cloze - Prozedure 186ff.

In der Sprach- und Denkpsychologie angewandte Forschungstechnik, die mit systematischen Auslassungen präparierte Texte zum Ausfüllen vorgibt und so Überprüfungskriterien für die Lesbarkeit von Texten aufzustellen ermöglicht als auch eine quantitative Messung kognitiven Lernerfolgs erlaubt.

Für die → *empirische Literaturwissenschaft* assimilierbar als Verfahren zur Feststellung der Re-

zeption literarischer Werke (als → *Konkretisation*).

Clusteranalyse 193

Code 152f.

Zeicheninventar, dem bestimmte Daten nach einem System zugeordnet werden.

Code

— elaborierter 185

— restringierter 185

Codieren 152f.

Eine Nachricht in den → *Code* einer (natürlichen, künstlichen, mathematischen, auch künstlerischen) Sprache ›übersetzen‹. Auch literarische Werke lassen sich auf dem Hintergrund sozialer, historischer, individueller Normen als so ›codiert‹ ansehen.

Content - Analyse 34, 184ff.

Umfassende Bezeichnung für eine Reihe von Forschungstechniken zur objektiven Beschreibung und systematischen Analyse von Kommunikationsinhalten; vorrangige Untersuchungsziele sind, die in der Sprache manifest werdende Bedeutung festzustellen bzw. Schlussfolgerungen auf nichtsprachliche Eigenschaften von Personen (Sender) abzuleiten und zu überprüfen.

In einer → *empirischen Literaturwissenschaft* ein zwischen → *materialobjektiven* Verfahren und der Erhebung von → *Werkkonkretisationen* stehendes Verfahren.

Decodieren 152f.

Gewinnen einer Nachricht aus empfangenen Signalen. Bei Literatursprache nicht nur die Entschlüsselung der → *encodierten* Autorintention, sondern auch ein subjektives → *Recodieren* der empfangenen Information als → *Werkkonkretisation*.

Deformation der Sprache s.: Sprache *Denotation* 189ff.

Lexikalische Bedeutung eines Wortes (als Beziehung zwischen Zeichen und gemeintem Gegenstand).

Deskriptives Konstrukt s.: *Konstrukt*

Destruktionstrieb s.: *Todestrieb*

Diachronische Betrachtungsweise 180f.

Dialektik 209ff.

Dichtermonographie 37ff.

Dichtung

— visionäre

— psychologische s.: Schaffensprozeß

Divergentes Denken 58ff., 62f.

Doppelgängermotiv 131

Drogen und Literatur 72ff.

Echtheit (literarischer Figuren) 86ff.

Eidetik 55

Einfachheit, Kriterium der (Parsimonisches Prinzip) 134f., 140, 170f., 194f., 200f., 210, 214ff.

Beinhaltet in Abgrenzung vom ›Prinzip der (Denk-) Ökonomie‹ des logischen Empirismus (MACH), nach dem das menschliche (wissenschaftliche) Denken zum sparsamsten begrifflichen Ausdruck tendiert, das methodische Postulat, unter verschiedenen möglichen Erklärungen (Hypothesen) die einfachste zu bevorzugen, i. w. S. zur Erklärung eines Sachverhaltes nur das heranzuziehen, was zu seiner Erklärung ausreicht.

Dem parsimonischen Prinzip ähnlich wird unter dem Integrationswert einer Theorie die Mannigfaltigkeit der in einer Theorie angesprochenen realen Gegebenheiten verstanden, also das Verhältnis der zusammenhangstiftenden Funktionen einer Theorie zur Anzahl der Verknüpfungsprinzipien (→ *Konstrukte*, → *Gesetze*).

Einsatzverfahren s.: *Cloze - Prozedure*

Erkenntnisinteresse, emanzipatorisches 16, 203f.

Empirische Bestätigung s.: *Bestätigung*

Empirische Literaturwissenschaft s.: *Literaturwissenschaft*

Empirische Sozialwissenschaft 16ff., 201f.

Encodieren 152f.

Das Umsetzen (einer Absicht, eines Gedankens) in die Zeichen eines → *Code* zum Zwecke der Mitteilung. Bei literarischen Werken nicht nur die im Werk aktualisierte → Autorintention, sondern auch die subjektive → *Konkreti-*

sation des Werks als → *Recodierung*.

Erfahrungsbegriffe 13ff., 16ff., 136ff., 158, 165ff.

Ergänzungsverfahren s.: *Cloze - Prozedure*

Erklärung 17ff., 200ff., 215f.

Neben der Beschreibung und dem Bilden von → *Theorien* über Ereignisse/Sachverhalte das wichtigste Ziel empirisch verfahren der Wissenschaft; leitet (deduziert) aus → *bestätigten* (deterministischen oder probabilistischen) aus → *Gesetzen* (-*sHypothesen*) und festzustellenden Randbedingungen (zusammen Explanans genannt) das zu erklärende Ereignis (Explanandum) logisch ab. Innerhalb einer → *empirischen Literaturwissenschaft* machen Erklärungs Bemühungen werktranszendierender Aspekte (→ *explikative Konstrukte*) notwendig, die als Texte einer empirischen → *Kommunikationswissenschaft* zu verstehen sind.

Erwartungshorizont (des Lesers) 152f.

Erzählperspektive 93

Es 48ff., 100ff., 109ff., 112ff., 127, 129ff.

Im → *Strukturmodell* FREUDS eine der dort unterschiedenen drei Instanzen (→ *Ich*; → *Über-Ich*). Die dem Mechanismus des → *Primärprozesses* unterliegenden unbewußten Inhalte des Es als dem *Triebreservoir* der Persönlichkeit stellen sich als psychische Repräsentation der Triebe dar, die eines teils erblich und angeboren, anderenteils verdrängt und erworben sind.

Essentialismus 43f., 64, 166

Exaktheit 158, 175f., 188

Experiment 16 ff., 121, 200f.

Prototyp systematisch kontrollierender Beobachtung in künstlichen Situationen, wird gemeinhin als »absichtliche, planmäßige Auslösung eines Vorgangs zum Zwecke seiner Beobachtung« definiert, wobei die »absichtliche

Auslösung (Willkürlichkeit) durch den VI (Beobachter) die »Wiederholbarkeit« des Geschehens und die »Variierbarkeit« der Bedingung(en) impliziert. Das Ziel des Experimentierens besteht in der prüfenden Erfassung regelhafter (gesetzesmäßiger) Beziehungen zwischen unabhängigen und abhängigen Variablen, die sprachlich in der implikativen Form der → *Hypothesen* repräsentiert sind.

Explikatives Konstrukt s.: *Konstrukt* Extraversion 53ff.

Faktenintegration (der Biographie) 30f., 32ff.

Falsifizierbarkeit 16ff., 30, 95ff., 136f., 158, 165f., 167ff., 195, 200f., 206f.

Falsifizierbar sind theoretische Sätze dann, wenn sie nicht mit jedem empirischen Sachverhalt vereinbar sind; sie müssen also z. B. durch → *operationale Definitionen* aus der → *theoriesprachlichen* Ebene in die → *Beobachtungssprache* überführt werden, in der eine → *Prognose* abgeleitet wird; diese → *intersubjektive* Überprüfung stellt die → *empirische Realitätsprüfung* dar und führt bei → *Bestätigung* zur verbindlichen → *Geltungsbegründung*. Nach POPPER besteht zwischen Verifikation und Falsifikation ein asymmetrisches Verhältnis: Theorien haben eindeutig falsifizierbar zu sein, sind aber nur approximativ verifizierbar.

Fiktionale Realität 86ff.

Formanalytische Interpretation s.: *Interpretation*

Forscher-Rezipient-Trennung 137, 161ff., 168ff.

Free Card Sorting 173ff., 191ff., 194

Von MILLER entwickeltes, insbesondere in der Sprachpsychologie angewandtes → *Klassifikationsverfahren*, das wegen seines zeitlich geringen Aufwandes in einer → *empirischen Literaturwissenschaft* über die Erhebung der → *Konkretisationen* die Konstruktion von Interpretationskon-

zepten als auch deren Überprüfung erlaubt. Die Vp (Rezipient) ordnet Begriffe bzw. Konzepte nach der Ähnlichkeit in verschiedene Klassen ein; die Klassifikation wird matriziert und mit Hilfe der hierarchischen → *Clusteranalyse* statistisch aufgearbeitet.

Freie Assoziation, Methode der 112ff., 184f.

Für die psychoanalytische Technik konstitutives Verfahren, das darin besteht, ohne Aussonderung alles zu sagen, was einem einfällt, sei es von einem vorgegebenen Element aus (Wort, Traumbild, Vorstellung), sei es spontan, mit dem Ziel, über die Ausschaltung der → *Zensur* unbewußte Abwehrmechanismen zu enthüllen, bzw. metapsychologisch: eine determinierende Ordnung des → *Unbewußten* hervorzuheben. In der → *psychoanalytischen Werkinterpretation* können die Assoziationen des Rezipienten zur Sicherung des aus dem psychoanalytischen Modell abgeleiteten Werksinns dienen: Dementsprechend ist die freie Assoziation auch in der → *empirischen Literaturwissenschaft* übernehmbar als Hilfsmittel zur Feststellung von → *Werkkonkretisationen*.

Funktionalismus 149

Funktionsanalyse 96f.

Wichtigste Implikation des psychoanalytischen (künstlerischen) Produktionsmodells: Der Funktion einer Handlung (literarische Produktion) entspricht die Bedeutung ihres Ausdrucks (lit. Produktion). In Verbindung mit den implizierten → *Qualitätsanalogien* führt das psychoanalytische Schaffensmodell zum Postulat der Analogie zwischen: Produzent — Produktion — Produkt — Rezeption — Rezipient. Daraus leitet sich die Berechtigung der Autoranalyse, Werk(Symbol-)analyse, Leseranalyse und deren Aussagekraft ab.

Ganzheitlich-subjektive Interpreta-

tion s.: *Interpretation*

Gegenstandskonstituierung 17, 24, 121, 126ff., 135ff., 139ff., 159ff., 167ff., 214ff.

Gegenstandsverkürzung 10, 20f., 110, 114f., 118f., 126ff., 140f., 155, 158, 164f., 170ff., 183

Geisteswissenschaftliche Interpretation s.: *Interpretation*

Geisteswissenschaftliche Psychologie 12, 14f., 17, 63f.

Bezeichnung von SPRANGER für eine auf Sinnerfassung ausgerichtete Psychologie, die keine außertheoretische Hypothesenprüfung voraussetzt, sondern mit Hilfe des »Verstehens« geistige Strukturen (die als objektive Geistesgebilde verstanden werden) erkennen will. Ist mit den Kriterien der inneren → *Theorien-Stimmigkeit* und der Evidenz als Begreifen aus der Sache den → *hermeneutischen* Wissenschaften zuzuordnen.

Geltungsbegründung 16ff., 26, 126f., 136f., 147, 167ff., 206, 214ff.

fragt nicht nach dem Zustandekommen von → *Theorien* bzw. → *Hypothesen* (Genese), sondern nach der Realgeltung der theoretischen Sätze. Diese Geltung läßt sich nach »empirischer« → *Wissenschaftstheorie* nur durch theoriestranszendente, → *kontrollierende Beobachtung* aufweisen.

Durch sie werden innerhalb der empirischen → *Realitätsprüfung* die theoretischen Annahmen am Widerstand der Realität auf ihr Zutreffen für die behauptete Wirklichkeit geprüft. Das versuchte, aber gescheiterte → *Falsifizieren* von theoretischen Sätzen begründet ihre Realgeltung; deren Ausmaß ist durch den → *Bestätigungsgrad* abschätzbar.

Generative Transformationsgrammatik 34, 179f.

Geneseversion (des Psychologismus) s.: *Psychologismus*

Genieästhetik s.: *Ästhetik*

Genie und Irrsinn 45ff.

Genotyp 50

Geschichtsablauf, Primat des vorweg-

bestimmten 208
 Gesellschaftliche Funktion (des Literaten u. d. Literatur)
 — gesellschaftsabwehende Literatur 154
 — gesellschaftskonforme Literatur 154
 — gesellschaftskonträre Literatur 154f.
 Gesetz 18f., 20f., 200f., 205ff.
 Falsifizierbare (raum-zeitlich unbeschränkte) Aussage mit empirischem Gehalt.
 Ein Gesetz hat nach BUNGE folgenden Adäquanzkriterien zu genügen:
 a) Nicht-Singularität, d. h.: genereller als Existenzsätze;
 b) Nicht-Isoliertheit/Systembezug, d. h.: widerspruchsfreie Verknüpfbarkeit mit anderen Sätzen;
 c) Realitätsintegrierendes Pattern, d. h.: das Gesetz ist mit den durch Erfahrung gewonnenen Basissätzen als vereinbar zu überprüfen und diese Basissätze sind aus den Gesetzen mit Hilfe von einschränkenden Bedingungen ableitbar bzw. durch das Gesetz zu erklären;
 d) Überprüfbarkeit, d. h.: das Gesetz muß durch neues Wissen korrigiert werden können;
 e) Bestätigung, d. h.: das Gesetz muß einen befriedigenden → *Bestätigungsgrad* aufweisen.
 Habitualität 162f.
 Hermeneutik passim, bes. Kap. 2, 4, 5, 6, 8, 9.
 Generaltheorie der Interpretation, die als ›Lehre von den Methoden der Auslegung, bzw. ›(Kunst-)Lehre des Verstehens von subjektiv-vermitteltem Sinn schriftlicher/sprachlicher Texte‹ (bzw. der in den Texten manifesten ›Geistesobjektivationen‹) besonders in den sog. Geisteswissenschaften (→ *Geisteswissenschaftliche Psychologie*; → *Verstehen* I und II; → *Verstehenspsychologie*) Anwendung findet. Das reflektierende Hinterfragen des verstehenden/interpretierenden Sub-

jekts zur Erfassung der ›immer schon‹ wirksamen Voraussetzungen menschlicher Verständigung ist theoretisch gefordert, aber methodologisch nicht gesichert. Als Forderung des ›Selbstverstehens des Menschen in seiner Geschichtlichkeit‹ wird das hermeneutische ›Verstehen‹ in seiner erkenntnistheoretischen Funktion (von DILTHEY) konträr zum naturwissenschaftlichen → *Erklären* charakterisiert. Der ›hermeneutische Zirkel‹ als korrelatives Zusammenpassen bzw. Korrektur von generellem Interpretationsrahmen (auch Allgemeines) und speziellen Interpretationsteilen (auch Besonderem) führt zum Kriterium der → *Stimmigkeit* (einer Interpretation).
 Hermeneutische Assimilation 10ff., 21f., 84ff., 94ff., 118f., 128, 136
 Hermeneutische Literaturwissenschaft s.: Literaturwissenschaft
 Hermetik (von Literatur) 148ff.
 Heuristik 15f., 27f., 194ff.
 Heuristik als wissenschaftliche Disziplin von den Methoden und Regeln der Generierung von Theoremen, bzw. der Konstruktion von Theorien arbeitet im Unterschied zu der deduktiven Methode mit Vermutungen, Analogien, Arbeitshypothesen und Modellen verschiedenster Art.
 Innerhalb einer → *empirischen Literaturwissenschaft* besitzen theoretische → *Konstrukte* aufstellende Interpretationsverfahren heuristische Funktion, können also zur → *Hypothesengenerierung*, jedoch nicht zur Bestätigung dieser Hypothesen herangezogen werden (→ *werkimmanente*, → *werktranszendente Konstrukte*).
 Historismus 11f.
 Hypostasierung s.: *Ontologisierung*
 Hypothese 15f., 18ff., 200ff., 206ff.
 Notwendige Bedingung der in theoretischer Sprache und zumeist implikativer Form formulierten Hypothese (›Wenn . . ., dann . . .‹ -Satz) sind ihre Korrigierbarkeit auf Grund neuen Wissens und

— hinsichtlich ihres Gegenstandsbezuges — ihre Erstreckung auf bisher noch nicht untersuchte (u. U. unbeobachtbare) Sachverhalte.
 Die Prüfung einer Hypothese erfolgt in den Sozialwissenschaften durch kontrollierende, sprachtranszendente → *Beobachtung*, die die empirische → *Realitätsprüfung* darstellt.

Ich 100ff.

Hochdifferenzierte, vom → *Über-Ich* und → *Es* zu unterscheidende Instanz des psychoanalytischen → *Strukturmodells*, die — von den Ansprüchen des *Es*, des *Über-Ich* als auch den Forderungen der Realität abhängig — über Verwendung von (unbewußt verlaufenden) Anpassungs- und Abwehrmechanismen (→ *Verdrängung*, → *Verschiebung*, → *Verdichtung*, → *Umkehrung*) eine interessenvermittelnd-integrative und das Verhalten kontrollierende/regulierende Funktion ausübt.

Die von der psychoanalytischen → *Ich-Psychologie* herausgearbeitete ›relative Autonomie‹ dieses — genetisch gesehen — adaptiven Apparates ermöglicht das realitätsgerechte Funktionieren (→ *Sekundärprozeß*) kognitiver Funktion wie bewußte Wahrnehmung, Denken, Urteilsvermögen, Aufmerksamkeit, kontrolliertes Handeln, Verbalisierung.

Ich-Funktionen 48ff., 100ff., 113ff., 127f.

Ich-Psychologie, psychoanalytische 48ff., 114, 127f.

Theoretische, von den amerikanischen Analytikern HARTMANN, KRIS, LOEWENSTEIN; ERIKSON; RAPAPORT repräsentierte Forschungsrichtung innerhalb der Psychoanalyse, die im Anschluß an FREUDS Arbeiten der 20er-Jahre ihr Augenmerk bevorzugt der Erforschung des → *Ich* und seiner konfliktfrei-autonomen Funktionen (Es-unabhängige) zuwandten. In der kritischen Auseinandersetzung mit der amerika-

nischen (Lern-)Psychologie erarbeiteten diese Autoren theoretische Konzepte, in denen die Genese des Ichs als Apparat der Regulation und Adaption an die Realität durch Reifungs- und Lernvorgänge nachzuzeichnen versucht wird, darüberhinaus interdisziplinäre Verschränkungen der → *Psychoanalyse* zur Lern-, Kinder-, Persönlichkeits- und Sozialpsychologie angestrebt werden.

Ich-Zensur s.: Zensur

Ideale Objektivität (des Kunstwerks) 82f., 152f., 159ff., 166ff., 171ff., 199f.

Das literaturwissenschaftliche Postulat, daß dem → *Intentionalen Gegenstand* ›literarisches Werk‹ über seine je subjektiven → *Konkretisationen* hinaus als objektivem Sinngebilde ein ideales Sein zukommt; dieses Postulat (einer ›Intersubjektivität‹) muß vorausgesetzt werden, damit die Literaturwissenschaft dem wissenschaftstheoretischen Anspruch der Verbindlichkeit ihrer Sätze entspricht (und sich nicht als Kunst zweiten Grades konstituiert).

Vom psychologischen Standpunkt aus als ungerechtfertigte → *Ontologisierung* eines Allgemeinbewußtseins zu kritisieren, die die Verbindung von → *Verstehen* I und II rechtfertigen soll, aber keine widerspruchsfreie → *Geltungsbegründung* → *hermeneutischer* Interpretationstheorie leisten kann.

Identifikation 93, 104ff.

Ideologiekritik 156f., 203ff.

Idiographisch 202f.

Indikatoren 17ff.

Der Realitätsanteil → *hypothetischer Konstrukte*, der als Operationalisierung ihres theoretischen Gehalts in der Realität beobachtbar ist und so bei empirischen Untersuchungen die Realisation der theoretisch hypothetisierten Bedingungen anzeigt.

Individuation (des → *Archetyps*) 118

Informationsästhetik 181f.

Informationstheorie 181f.

Inhaltsanalyse s.: *Content-Analyse*
Instanzenmodell s.: *Strukturmodell*
Integrationswert (einer Theorie) s.:
Einfachheit, Kriterium der
Intention (des Autors) 80ff., 142f.,
152f., 160, 186

Intentionalität s.: *Intentionaler Gegenstand*

Intentionaler Gegenstand 23f., 81f.,
152f., 159ff., 168ff., 214f.

Ein Gegenstand, der reales Sein nur erhält, sofern er Gegenstand für ein Subjekt ist; das intentionale Sein konstituiert sich also in der Beziehung zum erlebenden Subjekt (→ *Konkretisation* des literarischen Werkes), korrelativ mit der → *Materialität* des Textes verbunden, die den eindeutig objektivierten Anteil des literarischen Produkts darstellt.

Interaktionstheorie 209ff.

Intermodale Qualitäten s.: *Synästhesien*

Interpretation

— *Adäquanzkriterium* (der hermeneutischen-) 125ff., 164ff.

prüft die durch → *Amplifikation* oder → *freie Assoziation* gewonnene psychologische Interpretation literarischer Symbole (i. w. S.) in zwei Dimensionen: 1. formale Übereinstimmung mit den Symbolcharakteristiken der → *Umkehrung*, → *Verschiebung*, → *Verdichtung*, die sich aus der psychoanalytischen Analogie von dichterischem Produktionsprozeß und → *Traumarbeit* ableiten; 2. inhaltlich auf Übereinstimmung mit den von der Theorie vorgegebenen Sexualsymbolen, Komplexen und → *Archetypen*.

Das formale Adäquanzkriterium läßt sich als propulsiv einstufen, da es eine Adaption an neue Inhalte erlaubt und so die psychologische Interpretationsmethode weiterentwickeln kann, während das inhaltliche Kriterium zu konservativer Interpretationsreduplikation führt. Dieses hermeneutische

Adäquanzkriterium kann allerdings nicht die → *Adäquanzfrage* im Bereich der → *Geltungsbegründung* literaturwissenschaftlicher Interpretationen lösen (→ *Methodenkrise*).

— formanalytische 198

— ganzheitlich-subjektive 115, 198f.

— geistesgeschichtliche 198f.

— marxistisch-soziologische 136, 139, 156f., 203ff.

— mythologische 115ff., 124ff., 131ff.

— psychoanalytische 109ff., 119ff., 122ff., 128ff.

— werkimmanente 195f.

— werktranszendente 200ff.

Intersubjektivität, Kriterium der 16ff., 136f., 141f., 158ff., 165ff., 214

fordert gemäß des öffentlichen Charakters der Wissenschaft Eindeutigkeit und Präzision der in der Wissenschaft verwendeten Ausdrücke und Regeln, nach denen sie verwendet werden; ist somit logische Voraussetzung der Möglichkeit empirischer → *Realitätsprüfung*.

Zur verbindlichen → *Geltungsbegründung* wird Intersubjektivität dementsprechend auch von allen die (potentiell-falsifikatorische) Datenbasis schaffenden Methoden verlangt, also besonders der → *Beobachtungssprache* (vgl. → *Operationalisierung*).

Introversion 53ff.

Inzestphantasie 130f.

Kastrationskomplex 130f.

Katharsistheorie 79, 103f.

Kausalitätsprinzip 12ff., 201, 210

Klassifikation s.: *Free Card Sorting*

Klassifikation, psychologisch deskriptive 84ff.

Kollektives Unbewusste 105ff., 115f., 124f., 131f.

Bezeichnet in der → *Analytischen Psychologie* C. G. JUNGs solche unbewußten Inhalte, die in jedem Menschen, gleich welcher kulturellen Gruppe, als allgemeinste seelische Grundlage überpersönlicher Natur (→ *Archetypen*) wirksam werden.

Sie manifestieren sich in — bei

verschiedenen Völkern ähnlichen — Grundmotiven wie Märchen und Mythen.

Kommunikativität der Sprache s.: *Sprache*

Kommunikationswissenschaft 170, 201ff.

Kompetenz 176

von N. CHOMSKY eingeführte, von der → *Performanz* zu unterscheidender Begriff; bezeichnet als linguistisch-mentalistiche Kategorie die fiktive Fähigkeit eines das Regelsystem Generativer Grammatiken beherrschenden idealen Sprechers/Hörers, fehlerfreie Sätze zu produzieren/zu verstehen.

Im Bereich der Literatursprachlichkeit entspricht dem die abstraktive Konstruktion des »homo poeticus« als Grundlage der → *material-objektiven* Verfahren.

Konkrete Poesie 150f.

Konkretisation 23f., 159ff., 169ff., 182ff.

Von INGARDEN inauguriertes Begriff, der von der »Unbestimmtheit« und »Schematik« des literarischen Werks ausgeht und die → *Intentionalität* des literaturwissenschaftlichen Gegenstandes berücksichtigt: Nur durch die Rezeption konkretisiert sich das lit. Werk über die → *materiale* Textseite hinaus zu einem Gegenstand mit Bedeutung. Diese ästhetisch notwendige Subjektivierung der → *literaturontologischen* Perspektive wird allerdings nicht durch eine konsequente Rückwendung auf das rezipierende Subjekt methodologisch gesichert, sondern durch das Postulat der → *Objektivierung* und → *idealen Objektivität* wieder aufgehoben. Die Beseitigung der hierin liegenden → *Ontologisierung* führt zur Konzeption einer → *Subjekt-Objekt-Trennung* und damit zur empirischen Feststellung der → *Werkkonkretisationen* (→ *Assoziation*, → *Cloze-Prozedure*, → *Free Card Sorting*, → *Contentanalyse*).

Konkretheit der Sprache s.: *Sprache*

Konnotation 148f., 189ff.

Die Bedeutung, die neben der → *Denotation* beim Hören oder Sprechen des Wortes (emotionalgefühlhaft) mit anklingt.

Konstrukt

— Adäquanzprüfung theoretischer K. e s.: *Adäquanzprüfung*

— *deskriptiv-werkimmanentes* 195ff.

In einer → *empirischen Literaturwissenschaft* führt die werkimmanente Literaturbetrachtung zu deskriptiven Konstrukten: Diese legen fest, was empirisch beobachtete Daten bedeuten sollen. Sie stellen als begriffliche Invarianten von konkretem Erleben (z. B. Literatur-Rezipieren) theoretisch konstruierte, empirisch prüfbare Interpretationen dar (vgl. Feststellung der → *Werkkonkretisationen*).

— *explikativ-werktranszendentes* 200ff.

Die Einbeziehung des Bedingungs- und Wirkungszusammenhanges lit. Werke mit außerliterarischen Variablen führt zum werktranszendenten Forschungsaspekt; für die → *empirische Literaturwissenschaft* bedeutet das die Generierung von explikativen Konstrukten, die Bedingtheiten und Abhängigkeiten literarischer Werke erklären.

»Literarische Werke« steht hier als Abkürzung für die wissenschaftlich-theoretisch konstruierte Bedeutung von Texten; der werktranszendente Aspekt setzt also die empirisch bestätigte, immanente Interpretation (→ *deskriptive Konstrukte*) voraus. Die Forschungsperspektive explikativer Konstrukte konstituiert die empirische Literaturwissenschaft als Bestandteil einer interdisziplinären → *Kommunikationswissenschaft*.

— *generierung* s. *Heuristik*

— *hypothetisches* 18ff., 194f., 215

Bezeichnung für theoriesprachliche Beschreibungs- oder Er-

klärungskategorien, die sich nicht direkt, sondern nur durch angenommene Ursachen, Wirkungen bzw. → *Indikatoren* erschließen lassen.

Stellen theoretische Begriffe dar, die nicht mit den »tatsächlichen« Gegebenheiten identisch sind (→ *Ontologisierung*). Konstrukte gibt es in allen empirischen Wissenschaften (z. B. das Konzept des Lichts als Welle in der Physik, der Angst in der Psychologie).

— klassen 198ff.

Kontrollierende Beobachtung s.: *Beobachtung*

Konvergentes Denken 58ff., 62f.

Korrelations- passim

— rechnerisch

— *koeffizient*

ist ein in der Korrelationsrechnung, einem Verfahren der Statistik, gebräuchliches Maß für die Richtung und die Stärke des Zusammenhangs zwischen zwei verschiedenen Merkmalen/Eigenschaften, die als Meßwerte jeweils an einem Gegenstand erhoben werden; gibt also den Grad der Übereinstimmung, des gemeinsamen Auftretens von zwei Eigenschaften an. Beispiel: Der Vergleich mehrerer Korrelationskoeffizienten, z. B. in der Stilstatistik zeigt, daß die Ausprägung der Satzlänge zur Satzschachtelung bei E. Th. A. Hoffmann in stärkerem Maß vorliegt als bei Kleist; vgl. Seite 178).

Kreativität

— Diagnostik der 61f.

— expressive 60

— innovative 60

— inventive 60

— produktive 60

Kreativitätskriterium

— Angemessenheit als 76

— Brauchbarkeit als 76

— Neuheit als 75f.

— Richtigkeit als 76

— Transformation als 76f.

— Verdichtung als 76f.

Kreativitätsniveau 59f.

Kreativitätsreserven 62

Kreativitätstests

— Wahrnehmungs- 61f.

— intellektuelle 61f.

Kritischer Rationalismus 16, 205f.

Kunst als Utopie s.: *Utopie*

Lebenstrieb s.: *Todestrieb*

Lesen, lautloses inneres 78f.

Libido 100ff., 114f., 120f., 129ff.

Linguistik 139, 176, 179ff., 215

Linguistisch-strukturelle Analyse

179ff., 198f., 215

Literarische Rezeption, Theorie der 78ff.

Literarischer Produktionsprozeß 63ff., 100ff.

Literarizität (von Sprache) 148ff.

Literatur

— gesellschaftskonforme

— gesellschaftskonträre

— gesellschaftsabgewandte

s.: Gesellschaftliche Funktion (des Literaten und der Literatur)

Literaturhaftigkeit (von Sprache)

s.: Sprache

Literaturinterpretation

— mythologische

— psychoanalytische s.: Interpretation

Literaturontologie 159ff.

Literaturrezeption und Bewertung 78ff.

Literatursoziologie s.: Interpretation, marxistisch-soziologische

Literatursprache s.: Sprache

Literaturtheorie, phänomenologisch-idealistische 23f., 141f., 159ff.

Literaturwissenschaft

— empirische 23f., 138ff., bes. Kap. 9, 10.

Im Gegensatz zur klassischen → *hermeneutischen Literaturwissenschaft* eine Wissenschaftskonzeption, die auch für Literaturanalyse eine i. e. S. empirische Datenbasis als → *Falsifikationsmöglichkeit* für interpretative → *Theorien* methodologisch zu sichern sucht. Entsprechend dem → *Basisproblem* wird dabei die hermeneutische → *Subjekt-Objekt-Konfundierung* aufgelöst und zwischen Forscher und Rezipient innerhalb der wissenschaftlichen

Handlung unterschieden: Die → *Materialität* (→ *material-objektive Verfahren*) und Intentionalität des Textes (→ *Contentanalyse*, → *Assoziation*, → *Cloze Prozedure*, → *Free Card Sorting*) als Gegenstand werden intersubjektiv vom Forscher festgestellt. Die so erhobenen → *Konkretisierungen* können als → *Realitätsprüfung* für die theoretische Konstruktion des Werksinns (Interpretation als → *Verstehen* II) angesehen werden, sowohl unter deskriptivem (→ *werkimmanente Konstrukte*) als auch erklärendem (→ *werktranszendente Konstrukte*) Aspekt.

— *hermeneutische* 9ff., 27ff., bes. Kap. 2, 3, 4, 5, 6, 7.

Das Konzept der traditionellen Literaturwissenschaft, die das »Verstehen« als ihre zentrale Methode ansieht. Dabei werden allerdings die Rezeption des literarischen Werks und deren Deskription bzw. Erklärung unzulässig kontaminiert; aus dieser → *Subjekt-Objekt-Konfundierung* resultiert die permanente → *Methodenkrise* der hermeneutischen Literaturwissenschaft. Auch die → *phänomenologisch-idealistische Literaturtheorie* kann mit dem widerspruchsvollen Postulat der → *idealen Objektivität* des literarischen Werkes die → *Geltungsbegründung* hermeneutischen Interpretierens nicht leisten. Die notwendige Trennung der Verstehensteilmengen (→ *Verstehen* I und II) führt konsequent zur Umwandlung in eine → *empirische Literaturwissenschaft*).

Logisches Verstehen 98f.

Lustprinzip 100ff., 114f., 120f.

Neben dem Realitätsprinzip eines der beiden — antagonistisch zueinander stehenden — Prinzipien, die nach FREUD das psychische Geschehen beherrschen: Die Gesamtheit der psychischen Aktivi-

tät hat zum Ziel, »Unlust« zu vermeiden (bzw. »Lust« zu schaffen), wobei FREUD im Gegensatz zu hedonistischen Doktrinen, die das menschliche Handeln einer final angestrebten Lust unterordnen, diesem Regulationsmechanismus motivationsdeterminierenden Charakter zuspricht, der — ökonomisch-dynamisch — die Bedürfnisbefriedigung unmittelbar und auf kürzestem Wege (siehe Kontinuum der → *Primär-*, → *Sekundärprozesse*) einzuleiten trachtet, allerdings beim erwachsenen Menschen häufig durch das zu Umwegen, bzw. Aufschub der Wunschbefriedigung nötige Realitätsprinzip modifiziert wird, andererseits diese Befriedigung in der Möglichkeit des daraus resultierenden planenden Handelns (→ *Ich*) garantiert.

Marxistisch-soziologische Literaturinterpretation s.: Interpretation

Marxistische Literaturästhetik 207ff.

Materiale Außenkriterien (sinnhafter Textdimensionen) 182f.

Von der subjektiven Rezeption des literarischen Werks (→ *Konkretisierung*) unabhängige Charakteristika der objektivierten Textstruktur, die formalisiert (stilstatistische, linguistische, mathematische Analyse) angegeben werden kann; auf sie sind die Ergebnisse der → *kontrollierenden Beobachtung* von subjektiven Konkretisierungen des literarischen Werks zu beziehen, so daß psychologische Phänomenalkalen als Grundlage der literaturwissenschaftlichen → *Theorienbildung* mit außerpsychischem (materielem) Bezugspunkt gewonnen werden.

Material-objektive Verfahren 175ff.

Methoden, die eine intersubjektive Gegenstandskonstituierung und damit Datenerhebung der materialen Textaspekte erlauben. Die Grundoperation ist dabei auf der Basis des → *Kompetenzmodells* (der Linguistik) die formale Klassifikation bzw. Kategorisierung von Textteilen (außerhalb

des Verstehenshorizonts). Die relevantesten Ansätze material-objektiver Methodik sind: → statistische Stilanalyse, → Textlinguistik, → Strukturalismus, mathematische Texttheorie.

Materialität eines Textes 169f., 175f.

Mathematische Texttheorie s.: Texttheorie

Methoden-
integration 135f., 138ff., 156f., 175f.
krise 138ff., 156ff., 167f.
monismus (der Interpretation) 135f., 156f.
pluralismus (der Interpretation) 22f., 135f., 138ff., 156ff., 195ff., 200ff.

Metrik 78f.

Modell-Psychose 72f.

Monologhaftigkeit der Sprache s.: Sprache

Multiinterpretabilität s.: *Polyinterpretabilität*

Mythologie 106f., 115ff., 124ff., 132f.

Mythologische Literaturinterpretation s.: Interpretation

Mythos 106f., 124ff., 131f.

Nacherleben 13f., 158, 167ff.

Nachvollziehbarkeit 136f., 165f.

Neologismus 69f.

Neuheit s.: Kreativitätskriterium

Neurose 35ff., 40ff., 44f., 65, 101ff., 129ff.

Allgemeine Bezeichnung für eine Klasse seelischer / somatischer Funktionsstörungen ohne organischen Befund.

Die → *Psychoanalyse* sieht in der Neurose eine psychogene Affektion, deren Symptome als Kompromißbildung zwischen dem »Wunsch« und der »Abwehr« (→ *Ich*, → *Über-Ich*) bzw. Trieben und Instanzen (→ *Strukturmodell*) → *symbolischer* Ausdruck eines psychischen Konflikts sind, der, im Gegensatz zur Aktualneurose, seine Wurzeln in der Kindheitsgeschichte des Subjekts hat (s. a. → *ödipale Situation*).

New Criticism 81ff., 113, 124f., 165

Nomothetisch 202f.

Objektivierung 159ff., 169f.

Hilfsbegriff der → phänomenologisch-idealistischen Literaturtheorie, um nach Konkretisierung der Rezeptionsnotwendigkeit literarischer Werke (→ *Konkretisation*) trotzdem eine Intersubjektivität der Interpretation zu erreichen: Die Objektivierung des literarischen Werks wird praktisch durch Reduktion der Konkretisationsvielfalt erreicht und soll die bewußtseinstranszendente Werkkonstituierung darstellen (→ *ideale Objektivität* des literarischen Werks).

Objektivität 139f., 152f., 157ff., 163ff., 168ff., 175ff.

Ödipale Situation/Odipuskomplex 130f.

Bezeichnet in der → *psychoanalytischen* Psychopathologie die — triangulär strukturierte — Gesamtheit von Liebes- und feindseligen Wünschen, die das 3—6-jährige Kind seinen Eltern gegenüber empfindet. Der ubiquitär behauptete, gegenüber präödipalen (dualen) Beziehungen für die → *Neurose*ngese als prävalent angesehene Komplex beschreibt die Situation des Kindes (gegenüber den Bezugspersonen) in einer Dreiecksbeziehung, in der Liebes/Haß-Ambivalenzen gegenüber beiden »Eltern«-Teilen in dialektischer Relation koexistieren. Seine Wirksamkeit bezieht der Ödipuskomplex in der Einführung einer verbietenden Instanz (Verbot des → Inzests), die den Zugang zur natürlich gesuchten Befriedigung verschließt und den »Wunsch« und das Gesetz (→ *Lustprinzip*, *Realitätsprinzip*) miteinander verknüpft; die Funktion der ödipalen Krise sieht FREUD in der spezifischen (post-)pubertären Wahl des Liebesobjektes, welches an den dem ÖK. inhärenten Identifizierungen (der Elternimages und Beziehungsmodi) kenntlich bleibt, in dem Zugang zur »Genitalität« und in der Auswirkung auf die Strukturierung der Persönlichkeit (Bil-

dung des → *Über-Ich*; → *Strukturmodell*).

Ökonomieprinzip s.: *Einfachheit, Kriterium der*

Ontologisierung 43f., 125f., 166f.

Annahme einer substantiellen Grundlage für abstrakte Qualitäten (z. B. Eigenschaften). Besonders theoretische Begriffe wie → *Konstrukte* werden häufig unzulässig ontologisiert.

Operationalisierung 17f.

Die in → *theoretischer Sprache* über den Untersuchungsgegenstand formulierten → *Hypothesen* enthalten Beschreibungs/Erklärungsbegriffe als theoretische Begriffe, die zum Zwecke empirischer → *Realitätsprüfung* beobachtungssprachlich realisiert werden müssen (s. a. → *Indikatoren*). Die Operationalisierung leistet dies, indem sie die Herstellung der im Konstrukt intendierten Realität regelt; sie bezieht sich also letztlich (über die → *Beobachtungssprache*) auf Handlungen (Operationen).

Ein auf diese Weise realisierter Begriff wird wissenschaftstheoretisch-methodologisch als »operational definiert« bezeichnet.

Ordnungsmodell (für Ästhetik) 146ff.

Pansexualismus 113ff., 130f., 134f.

Parteilichkeit der ästhetischen Theorie 208

Pathographie 39ff.

— psychoanalytische 41ff., 109ff.

Performanz 176

Im Unterschied zur → *Kompetenz* (eines idealen Sprechers/Hörers) jene Leistung, die ein realer individueller Sprecher/Hörer vollbringt, wenn er tatsächlich in einer konkreten Situation spricht/hört; im literatursprachlichen Bereich ergibt sich entsprechend die Notwendigkeit, die → *Werkkonkretisation* als Aktualisierung des → *intentionalen* Sinns literarischer Werke zu berücksichtigen.

Persönliches Unbewußte 106, 117f., 132f.

Phänomenologisch-idealistische Literaturtheorie s.: Literaturtheorie

Phänotyp 50

Phantasie 64ff., 72f., 100f., 129

Polaritätsprofil s.: *Semantisches Differential*

Politisierung: der Wissenschaft 139f., 157, 203ff.

Polyinterpretabilität 99, 102ff., 114, 135, 145f., 148ff., 159ff.

Aus der → Verdichtung literarischer Darstellung resultierender Pluralismus von gleichberechtigten nebeneinanderstehenden Interpretationsmöglichkeiten ein und desselben literarischen Zeichens (Inhalts). Besonders auffällig an Werken aus dem Bereich → moderner Ästhetik; von grundsätzlicher → *literaturtheoretischer* Relevanz, da in ihr die → Potentialität des literarischen Kunstwerks und die Notwendigkeit der → *Konkretisationsfeststellung* zum Ausdruck kommt.

Positivismus 11ff., 16ff., 28ff., 140

Erkenntnistheoretisch-wissenschaftstheoretische Position, Erkenntnis auf der Basis von Unbe-zweifelbarem zu begründen, wobei diese Basis im Umkreis der sinnlichen Erfahrung aufgewiesen werden muß.

Die Basis ist sowohl systematische Grundlage der Erkenntnis selbst (älterer P.; Erkenntnisquelle), zugleich jedoch auch Kriterium für die kritische Beurteilung aller mit dem Anspruch auf Wahrheit auftretenden Urteile (neuerer P.; Geltungsinstanz, Mittel zur Bestätigung/Widerlegung von Wissensansprüchen).

Von der → *hermeneutischen Literaturwissenschaft* nur in seiner älteren Form rezipiert, führte der Positivismus in der Literaturinterpretation u. a. (bald kritisier-ten) zum »Faktualismus« bzw. → *Reduktionismus*. Die Kritik ist heute überholt, da die neuere »empirische« → *Wissenschaftstheorie* auch theoretische Begriffe (→ *Konstrukte*, → *Theoriesprache* etc.) zuläßt.

Potentialität (des literarischen Werks) 148ff., 159ff., 172f., 193f., 214ff.

Praxis

— gesellschaftliche 204ff.
— begriff 204ff., 213f.

Primärprozeß 47ff., 100ff., 120

Dem → *Lustprinzip* unterstehende, dem → *Unbewußten* eigene Funktionsweise des psychischen Apparats, die bei völlig freier Fluktuation psychischer Energie über die Mechanismen der → *Verschiebung* und → *Verdichtung* durch die Tendenz charakterisiert ist, Wahrnehmungsidentität wiederherzustellen, d. i. Vorstellungen, denen das ursprüngliche Befriedigungserlebnis einen bevorzugten Wert verliehen hat, auf halluzinatorische Weise zu reproduzieren.

Projektion 81f., 104f.

Prognose(n) 17ff.

oder Voraussagen besitzen in der Wissenschaft die Funktion, → *Theorien* (→ *Hypothesen*) überprüfbar zu machen. Der → *Erklärung* in der logischen Struktur äquivalent (str.), wird aus bereits gegebenen → *Gesetzen* und Randbedingungen (Explanans) der Satz, der das noch nicht eingetretene Ereignis beschreibt, logisch abgeleitet.

Protowissenschaft 200

Prozeßanalyse (der literarischen Produktion) 97ff., 63ff.

Psychoanalyse 41ff., 47ff., 65, 84, 90ff., 100ff.

Von Sigmund FREUD begründete Disziplin, die a) als Untersuchungsmethode über die Technik der → *freien Assoziation* die unbewußte Bedeutung von Reden, Handlungen, imaginären Bildungen (Träume, Phantasien, Wahnvorstellungen) eines Subjekts zu erfassen versucht, b) als psychotherapeutische Methode — auf a) gegründet — durch die kontrollierte Deutung des »Widerstandes« der »Übertragung« und des »Wunsches« gekennzeichnet ist und c) als Gesamtheit psychologischer und psychopathologischer Theorien die Gegebenheiten der psychoanalytischen Untersu-

chungsmethoden und Behandlungen systematisiert.

— dianetische 90

— Einfluß auf die Literatur 89ff.

Psychoanalytische Literaturinterpretation s.: Interpretation

Psychologie der Literarischen Kommunikation 27ff., Kap. 2, 3, 4.

Teilgebiet der Persönlichkeits- bzw. Sozialpsychologie mit nur heuristischer Funktion für die Literaturwissenschaft: Psychologische Heuristik (I A).

Psychologische Werkinterpretation 111f.

Psychologisch-deskriptive Klassifikation s. Klassifikation

Psychologische Echtheit s.: Echtheit literarischer Figuren

Psychologische Semantik des Werkinhalts s.: psychoanalytische und mythologische Literaturinterpretation

Psychologisierung (der Literatur, besonders des Romans) 92ff.

Psychologismus 11ff., 22ff., 170ff., 184, 214ff.

In der Literaturwissenschaft das Postulat, Dichtung aus den sie bedingenden psychischen Faktoren zu erklären.

Geneseversion: reduziert über die positivistische Voraussetzung einer homomorphen Entsprechung von Leben und Werk das literarische Werk auf die subjektiven Bedingungen des Schaffungsvorganges; da die literarische Bedeutung (Semantik) verkürzt wird, auch von der Psychologie her abzulehnen.

Husserlsche Fassung: ursprüngliche, philosophische Fassung des Psychologismusbegriffs; bezeichnet das Postulat, daß alle Sachverhalte der Erkenntnis über die psychologisch definierte Erfahrung zu erfassen sind, so daß Psychologie Grundlage aller philosophischen Aussagen wird.

Die Konzeption einer → *empirischen Literaturwissenschaft* akzentuiert den methodischen Aspekt

einer Beobachtung der → *Konkretisation* des literarischen Werks als → *Falsifikationsbasis* für eine → *intersubjektiv* prüfbare → *Theorienentwicklung* innerhalb der Literaturwissenschaft. Geht somit zwar von der → *idealen Objektivität* des literarischen Werks ab, beläßt ihm aber seine eigenständige literarische Semantik; aus historischen Gründen ist die empirische Literaturwissenschaft in der Literaturpsychologie vorzuschlagen, ohne daß eine psychologische Verkürzung des literaturwissenschaftlichen Fragens vorliegt (→ Überführungsmodell Naturwissenschaft-Geisteswissenschaft).

Psychose 44ff.

Psychotherapie, rationale 79

Qualitätsanalogie 97, 129f.

Realitätsprüfung, theorie-transzendente 16ff., 26, 126f., 136f., 147, 167ff., 206, 214ff.

Um die Verbindlichkeit der wissenschaftlichen Sätze zu sichern, versucht die i. e. S. empirische Wissenschaft, über die rein theorieimmanente → *Stimmigkeit* hinaus eine intersubjektiv überprüfbare Datenbasis und damit → *Geltungsbegründung* der → *Theorien* methodologisch zu sichern, das sog. → *Basisproblem* (der potentiell → *falsifikatorischen* Datenbasis) wird dabei durch den Rekurs auf (am weitesten theoriefreie) sinnliche → Erfahrung i. e. S. (→ *kontrollierende Beobachtung*) gelöst.

In einer → *empirischen Literaturwissenschaft* müssen dementsprechend intersubjektiv überprüfbare Methoden zur Realitätsprüfung am Gegenstand/Text vorliegen (→ *material-objektive Verfahren*, Verfahren zur Erhebung der → *Werkkonkretisation*).

Recodieren (von Bedeutung) 152f.

Wegen der → Appellstruktur von Texten (und dessen »Leerstellen«) ist jedes Recodieren literarischer Werke nicht nur ein → *Decodieren* der → Autorintention, sondern

auch ein subjektiv-individuelles → *Encodieren*, das in der → *Werkkonkretisation* die → Potentialität der Werkstruktur zu (besonders innerhalb der → modernen Ästhetik) weitgestreuten Werkaktualisierungen ausnutzt.

Reduktionismus 12ff., 206f.

Ausschließliche Rückführung theoretischer (auch Sinn-)Bedeutungen auf reine Faktendaten.

— biographischer 23, 28ff., 109ff.

— inhaltlicher 111, 113ff., 133ff.

Regression (im Dienste des Ich) 48ff., 102ff.

Von dem Amerikaner KRIS erarbeitete, empirisch weitgehend erhärtete Konzeption, die den psychodynamischen Aspekt kreativen Prozeßverhaltens mit *Freud*-schen Kategorien zu erklären versucht.

Basierend auf den Arbeiten der psychoanalytischen → *Ich-Psychologie* und ihrer Akzentuierung autonomer Funktionen dieser Instanz, bezeichnet die »Regression im Dienste des Ich« die Fähigkeit dieses kognitiv-adaptiven Regulationssystems, auf ein niedrigeres Niveau psychischen Funktionierens (s. a. → *Primärprozeß*) zu regredieren, wobei die Verwertung triebbestimmter, nicht-logischer Teilmengen unbewußter, auch unbewußter Inhalte durch die realitätsprüfenden synthetischen → *Ich-Funktionen* nach BELLAK den Prozeß- und Produktcharakter kreativen Verhaltens charakterisieren.

Rezeption (des literarischen Werks) 77ff.

Rezeptionsästhetik s.: Ästhetik
Richtigkeit s.: Kreativitätskriterium
Russischer Formalismus 145f., 180f.

Schaffensarten (*Jung*)

— psychologische 105f.

— visionäre 105f.

Schematismus (der psychologischen Interpretation) 113ff., 117ff., 125ff., 134f.

Schizophrenie 68ff.

Schizothym 53ff.

Sekundäre Bearbeitung 101

Sekundärprozeß 48f., 102ff., 114, 127f.

Das System Vorbewußt-Bewußt kennzeichnende, dem Realitätsprinzip unterstehende Funktionsweise des psychischen Apparates, die über »gebundene«, in kontrollierter Form regulierte Energie durch Aufschub der Wunschbefriedigung und in der erprobenden Antizipation verschieden möglicher Befriedigungswege ökonomisch-dynamisch die Funktionen des → *Ich* charakterisiert.

Semantisches Differential 188ff.

Bezeichnung einer von OSGOOD eingeführten Technik der qualitativen Analyse der Bedeutung von Begriffen (in den Dimensionen des »semantischen Raums« besonders der → *konnotativen Ebene*). In einer → *empirischen Literaturwissenschaft* anwendbar zum Vergleich von → *Werkkonkretisation* und → *Interpretation* (als theoretischer Konstruktion).

Semiotik 84, 175ff.

Allgemeine Theorie von Zeichensystemen jeglicher Art (natürliche, formalisierte Sprachen bis zu technischen → *Codes*); inauguriert von PEIRCE, weiterentwickelt von MORRIS.

Unterscheidet drei Bereiche: Syntaktik, Semantik, Pragmatik. Syntaktik untersucht die Aufeinanderfolge der Zeicheneinheiten; Semantik die Beziehung zwischen Zeichen und Bezeichnetem (Aspekt der Bedeutung); Pragmatik die Beziehung zwischen Zeichen (mit Bedeutungsgehalt) und Individuen im Kommunikationsprozeß (Sender — Empfänger).

Sexualsymbolik 129ff.

Sinn- und Tatsachenfrage, Trennung von 98

Skalierung 185, 188f., 191f.

Bezeichnet im weiteren Sinne das Erstellen eines dem Messen zugrunde liegenden Bezugssystems (einer Skala also) nach bestimmten Regeln auf Grund empirischer Daten; wird jedoch auch synonym für Messen im Sinne der

Anwendung von bereits erstellten Skalen zur Lokalisierung eines einzelnen Objektes bzw. dessen Eigenschaften gebraucht. Die in der Methode des → *Semantischen Differentials* z. B. vorzunehmende Eigenschaftseinstufung eines bestimmten Wortes auf verschiedenen Skalen und die qualitativ-statistische Aufarbeitung der so erhaltenen Daten stellt eine Skalierung im oben genannten Sinne dar.

Sozialistischer Realismus 207ff.

Soziologische Literaturinterpretation s.: Interpretation, marxistisch-soziologische

Sprache

— Abstraktheit der 145ff.

— Alltags- 145f.

— Deformation der 148ff.

— Kommunikativität der 148ff.

— Konkretheit der 148ff.

— Literaturhaftigkeit von 145f.

— Literatur- 145f.

— Monologhaftigkeit der 148ff.

— Wissenschafts- 145ff.

Sprachverhalten (im psychoanalytischen Modell) 98ff.

Statistische Stilanalyse/Stilstatistik 177f.

Stimmigkeit (als Kriterium der Interpretation) 163ff.

Das Zueinanderpassen einzelner Interpretationsteile bzw. -schritte; bleibt als Kriterium für das Annehmen bzw. Ablehnen von Interpretation allerdings notwendig innerhalb der → *theoriesprachlichen Ebene* und kann daher nicht in einer → *theorietranszendenten Realitätsprüfung* die Verbindlichkeit wissenschaftlicher Sätze begründen.

Strukturalismus

— französischer 180f., 198f.

— tschechischer 159ff., 198f.

Strukturanalyse 179, 181f., 198f.

Strukturmodell 47f., 100ff., 109f.

Von FREUD erarbeitete Konzeption einer durch ideelle Entitäten strukturierten Psyche, die in Verbindung mit der zuvor rein topographischen Betrachtungsweise (Systeme Bewußt/Vorbewußt/

Unbewußt) ein adäquateres Erklärungsmodell des psychoanalytischen Gegenstandes darstellt.

Die in der Strukturinstanz → *Es* zusammengefaßten Triebkräfte als Vorstellungs- und Affektrepräsentanzen somatischer Triebquellen werden den die »äußere« Wirklichkeit vertretenden strukturierten Teilen der Psyche, die sich vorwiegend aus der Relation Organismus-Realität entwickeln, dem → *Ich* und dem → *Über-Ich* gegenübergestellt.

Subjekt-Abhängigkeit des Objekts 211f.

Subjekt-Objekt-Konfundierung 121, 137, 142f., 165f., 168f., 194

In der klassischen → *hermeneutischen* Literaturwissenschaft durch die Ungeschiedenheit (bzw. inkonsequente, nur partielle Trennung) von → *Verstehen* I und II implizierte Vermischung von Forscher und Rezipient. Diese Vermischung von Objekt (→ *Werkkonkretisation* durch den Rezipienten) und Subjekt (Forscher als wissenschaftliches Handlungszentrum) hat zur → *Methodenkrise* und mangelhaften → *Geltungsbegründung* → *hermeneutischer* Interpretation geführt. Eine Auflösung dieser wissenschaftstheoretischen Unzulänglichkeit macht in der → *Subjekt-Objekt-Trennung* die Konzipierung einer → *empirischen Literaturwissenschaft* nötig.

Subjekt-Objekt-Trennung 142, 161ff., 166, 170ff., 194

Subjektrepräsentanz, Problem der 172f., 211f.

Innerhalb empirischer Forschung ergibt sich das Problem der Subjektrepräsentanz bei der Umsetzung des Versuchsplans in ein durchführbares → *Experiment*; es bezeichnet dort die Frage nach der adäquaten Versuchspersonenbestimmung in Bezug auf die vorgeordneten theoretischen Annahmen. In der → *empirischen Literaturwissenschaft* also die wichtige Frage, welche Klassen

von Subjekten bei der Feststellung der → *Werkkonkretisationen* theoretisch relevant sind.

Sublimierung 103

Substituierungsprinzip s.: *Cloze-Prozedure*

Symbolbegriff, psychoanalytischer 96, 98f., 111ff., 129f.

Innerhalb psychoanalytischer Forschung uneinheitlich gebrauchter, noch nicht abschließend geklärt Begriff, der im umfassenderen Sinne einen indirekten, übertragenen Vorstellungsmodus eines Konfliktes, eines unbewußten Wunsches bezeichnet, bzw. die verbindende Beziehung eines manifesten Verhaltens mit seiner latenten (eigtl.) Bedeutung ausdrückt. Insbesondere in der engeren Verwendung des Wortes herrscht Uneinigkeit darüber, in welchem Umfang bei der oben angesprochenen Beziehung (konstanter Zusammenhang, PONTALIS & LAPLANCHE) die Symbolbildung durch die fixen Zeichen eines Vokabulars unbewußter Gehalte weitestgehend determiniert ist oder aber ob das → *Ich* in Relation zum als Reizreservoir aufgefaßten → *Unbewußten* als formgebendes symbolbildendes Organisationszentrum aufzufassen ist (LORENZER). In der tatsächlichen Anwendung der → *psychoanalytischen Literaturinterpretation* zumeist in »konstanter« Bedeutungsrelation benutzt, so daß nicht nur (theoretische) Uniformität, sondern auch die Gefahr eines teilweise reduzierenden Schematismus naheliegt.

Synästhesien 55

Synchrone Betrachtungsweise 180f.

Systematik 76, 138

Szenisches Verstehen 98f.

Tagtraum 101ff.

Textaktualisierung 159ff., 169, 183ff.

Textbeschreibung

— statistische Verfahren der 177f.

Textlinguistik 179ff.

Texttheorie, mathematische 181f.

Theoretische Sprache 16ff., 20ff.,

133f., 182, 184ff., 214f.

läßt im Gegensatz zur → *Beobachtungssprache* Begriffe zu, die sich nicht direkt auf in Realität beobachtbare Sachverhalte beziehen, vor allem → *Konstrukte*; diese Begriffe müssen zur → *Realitätsprüfung* → *operationalisiert* werden (und erhalten so — zumindest — ein → Pendant in der beobachtungssprachlichen Ebene).

Theorie 16ff., 20ff., 133f., 184ff., 214f.

Erklärungssystem auf → *theoriestranchlichem* Niveau, das nicht nur Abbildung von Wirklichkeit, sondern ein → *realitätsintegrierendes* Pattern (BUNGE) anzielt. Zumeist ein nomologisches Netzwerk von → *Konstrukten*, das an zentraler Stelle empirisch gut bestätigte Prinzipien bzw. → *Gesetze* besitzt, aus denen spezifische → *Hypothesen* (deduktiv) ableitbar sind.

Todestrieb 115

Von FREUD im Rahmen der letzten Triebtheorie spekulativ-hypothetisch eingeführte, fundamentale Triebkategorie, die, im Gegensatz zu den → *Lebenstrieben* stehend, die Tendenz des Lebewesens bezeichnet, zum Zustand »anorganischer Stabilität« zurückzukehren, in ihrer sekundären, nach außen gerichteten Funktion sich als Aggressions- und Destruktionstrieb manifestiert.

In der Ableitung psychoanalytischer Interpretation von literarischen Werken noch weitgehend unbenutzt.

Transformation s.: *Kreativitätskriterium*

Traum-

Arbeit 100f.

Gedanken, latente 108f.

Inhalt, manifester 100f.

FREUD akzentuiert am Traum vor allem die Arbeit, die in ihm ausgeführt wird: Sie bezeichnet die Gesamtheit der Operationen (siehe Mechanismen der → *Verschiebung*, → *Verdichtung*), die die Traummaterialien (körperliche Reize,

Tagesreste, latente Traumgedanken) in ein Produkt umwandeln: den lückenhaft entstellten, schwer wiedererkennbaren manifesten Traum.

Die durch die Analyse (Deutung der → *freien Assoziationen* = der Traumarbeit entgegengesetzte Arbeit) der Produktion des → *Unbewußten* enthüllten latenten Traumgedanken (als korrekter Version) stellen die Gesamtheit der Bedeutungen, den — durch vollständige und genaue Übersetzung der Worte des Träumers — adäquaten Ausdruck seines »Wunsches« dar.

Der manifeste Inhalt dagegen bezeichnet den Traum, so wie er dem Träumer, der ihn narrativ darstellt, erscheint (→ sekundäre Bearbeitung). Im weiteren Sinne spricht man von manifestem Inhalt jeder verbalisierten Produktion — von der → *Phantasie* bis zum literarischen Werk —, die man nach der → *psychoanalytischen* Methode interpretieren will.

Trivilliteratur 135, 155

Typologie 52ff.

Typus

— Ideal- 52

— Real- 52f.

Überbau 209ff.

Überführungsmodell (von Natur- und Geisteswissenschaften) 24, 138, 140, 216

Über-Ich 100f., 120

In der → *Psychoanalyse* eine der drei Instanzen der Persönlichkeit (→ *Strukturmodell*; → *Es*, → *Ich*); repräsentiert die aus der sozialen Umwelt übernommenen Wert- und Moralvorstellungen, die im Laufe des Sozialisationsprozesses internalisiert werden. Es ist die unbewußte Bewertungsinstanz zur Kontrolle von Verhalten und Einstellungen entsprechend den verinnerlichten Normen und veranlaßt das → *Ich* zur Abwehr inkompatibler Impulse aus dem → *Es*.

Umkehrung 127f.

Unbewußte, das 47ff., 100ff., 120. postulierte Freud auf Grund therapeu-

peutischer Erfahrung. Diese zeigt, daß Psychisches nicht allein auf das Bewußte reduzierbar ist, gewisse Inhalte vielmehr erst nach Überwindung von »Widerständen« dem Bewußtsein zugänglich werden; das mit wirksamen, aber unbewußten Gedanken erfüllte »psychische Leben« führte ihn zu der Annahme eines separaten seelischen »Ortes«, den er als dynamisches System von Inhalten — den Triebrepräsenzen — und — dem → *Primärprozeß* unterliegenden — *Mechanismen* — vor allem die der → *Verdichtung* und → *Verschiebung* — beschreibt. Den unbewußten Inhalten ist die Tendenz eigen, ins Bewußtsein zu drängen / in Aktion zu gelangen; sie erreichen dies jedoch nur über die Entstellung durch die → *Zensur* in Form von Kompromißbildungen (→ *neurotisches* Symptom; → *manifester Traum*), in denen gleichzeitig der unbewußte Wunsch und die Abwehrforderungen (→ *Über-Ich*) befriedigt werden. Die Charakteristika des Unbewußten gelten analog denen des → *Es* (→ *Strukturmodell*); der Unterschied wird im adjektivischen Gebrauch des Terminus deutlich, der die (z. T. auch) unbewußten Inhalte des → *Ich* und des → *Über-Ich* erfaßt.

Unbewußte, kollektives s.: kollektives Unbewußte

Uniformität (der psychologischen Interpretation) 113ff., 177ff., 125ff., 134f.

Unterbau 209ff.

Utopie, Kunst als 150, 207ff.

Aus der Diskrepanz von außerliterarischer Wirklichkeit und literarisch-fiktionaler Realität erwachsende Merkmalsqualität in der Dimension Literatur-Realität, die einen (möglichst umfassenden) Modellentwurf von Wirklichkeit bietet. Als Charakteristikum moderner Literatursprachlichkeit sowohl von »bürgerlicher« (→ moderner) als auch → sozialistischer

Ästhetik aus ableitbar und deshalb ein Bindeglied zwischen beiden Ästhetikasperkten.

Verdichtung 114, 127f.

Psychischer Mechanismus der → *Traumarbeit*: Eine einzige Vorstellung vertritt für sich allein mehrere Assoziationsketten, an deren Kreuzungspunkten sie sich befindet. Im → *Traum* äußert sie sich in der Tatsache, daß die manifeste Erzählung im Vergleich mit dem → *latenten* Inhalt lakonisch ist: Sie stellt eine abgekürzte Übersetzung von ihm dar, eine Verschmelzung mehrerer Traumgedanken zu einer Bildeinheit (Sammel-, Mischpersonen, Wortverdichtungen, Verschmelzung von Vergangenheit und Gegenwart etc.).

Verdichtung s.: *Kreativitätskriterium*

Verdrängung 47ff., 101ff., 114, 130f.

Abwehrmechanismus des → *Ich*, das den Konflikt von → *Lust* und Realitätsprinzip so löst, daß mit einem Trieb zusammenhängende Vorstellungen (Gedanken, Bilder, Erinnerungen) ohne Erinnerungsreste aus dem Bewußtsein ins → *Unbewußte* verlagert werden; das Verdrängte bedient sich jedoch weiterhin der Kompromißbildung als Form, um ins Bewußtsein zugelassen zu werden, indem es im → *Neurotischen* Symptom, im → *Traum*, allgemein in jeder Produktion des → *Unbewußten* wiederkehrt. Die Verdrängung geschieht in den Fällen, in denen die Befriedigung eines Triebes im Hinblick auf andere Forderungen Gefahr läuft, Unlust hervorzurufen (→ *Lustprinzip*).

→ *Verschiebung* 127f.

Psychische Leistung der → *Traumarbeit*, die abstrakte Gedankengänge ins Konkrete umsetzt und Bedeutungsakzente verlagert (z. B. Vertauschung von Ursache und Wirkung; Kontamination von Bildern; Vertauschung belebt/unbelebt: Mensch als Statue etc.).

Verstehen I und II 161ff., 168ff., 194
 Literaturtheoretische Trennung von Rezeption und Interpretation: Verstehen I ist das »Erleben« von Dichtung und daher mit der → »Werkkonkretisation« identisch; Verstehen II ist das »Erklären« des Erlebten und daher eine theoretische Konstruktion (= wissenschaftliche → Interpretation). Die methodologisch konsequente Sicherung dieser Trennung führt notwendigerweise zur Konzeption einer → empirischen Literaturwissenschaft.
 Verstehenspsychologie s.: Geisteswissenschaftliche Psychologie
 Vieldeutigkeit, s.: Polyinterpretabilität
 Voraussage s.: Prognose
 Vorbewußte, das 101f.
 Wechselwirkung 209f.
 Werkimmanente Interpretation s.: Interpretation
 Werkimmanentes Konstrukt s.: Konstrukt
 Werktranszendente Interpretation s.: Interpretation
 Werktranszendentes Konstrukt s.: Konstrukt
 Wesensaussage s.: Essentialismus
 Widerspiegelung 207ff.
 Wirkungsästhetik s.: Ästhetik
 Wissenschaftssprache s.: Sprache
 Wissenschaftstheorie 16ff., 146ff., 167ff., 214ff.

wird vorwiegend als apriorische, normative (= nicht-empirische) Disziplin gesehen, die sich i. e. S. mit den Problemen der Wissenschaftslogik, also den Methoden des Definierens und Axiomatisierens, des Begründens von Hypothesen und des Erklärens von Tatsachen in ihrer korrekten Anwendung in der Methodologie der Einzelwissenschaften und deren Beziehungen zueinander befaßt; erörtert darüberhinaus im weiteren Sinne als Teilgebiet der Erkenntnistheorie und der praktisch-normativen Philosophie die Frage der Bedingung der Möglichkeit von Erkenntnis überhaupt als auch die Probleme der Abhängigkeit der Wissenschaften von ihren natürlichen und gesellschaftlich-historischen Grundlagen bzw. die der Wissenschaft als Instrument der Gesellschaft und ihrer Wirkung auf die Natur und den Menschen (s. a. → Wissenschaftswissenschaft).
 (Wenn verkürzt von »empirischer« Wissenschaftstheorie die Rede ist, so ist damit die Wissenschaftstheorie der i. e. S. empirischen Wissenschaften gemeint).
 Wissenschaftswissenschaft 212f.
 Wunscherfüllung 101ff.
 Zensur 100ff., 131
 Zyklotym 53ff.

Für alle Autoren des Personenregisters sind Seitenverweise auf den Text (normal gesetzt) und auf das Literaturverzeichnis (in eckige Klammern gesetzt) angegeben. — Namen und Verweisungen der Personen, die nicht als Autoren herangezogen werden, *über die* vielmehr als Dichter, Schriftsteller bzw. Wissenschaftler berichtet wird, sind kursiv gedruckt.

- Abell, W. 125, [222]
 Adams, R. M. 110, 119, [222]
 Adorno, T. 16, [222]
Aiken 90
 Akmakjian, H. 110, 114, [222]
 Albert, H. 206, [222]
 Albert, R. S. 57 f., 62, [222]
 Alderidge, A. O. 30, [222]
 Allen, C. 42, 67, [222]
 Allen, W. E. 44, [222]
 Allport, G. 33 f., [222]
 Anastasi, A. 33, 71, [222]
 Anden, W. H. 64, 66, [222]
 Anderson, H. H. 49, 75, [222]
 Andreas-Solomé, L. 65, [222]
 Andree, O. 79, [222]
 Andrews, M. F. 50, [222]
 Annis, A. P. 31, 34, [222]
 Anon 89, [222]
Aristoteles 79, 103
 Arnheim, R. 64, 66, 77, 135, [222]
 Arnold, H. 179, [223]
 Askew, M. 110, 115, 134, [223]
 Asselineau, R. 38, [223]
 Atkin, S. 127, [223]
- Bachelard, G. 131, [223]
 Bachler, K. 47, 90, [223]
 Bader, A. 68, [223]
 Baker, W. E. 179, [223]
 Balcom, L. 36, [223]
 Bally, G. 94, 101, 219, [223]
 Barker, W. 131, [223]
Balsac 54
 Barmeyer, E. 63, [223]
 Barret, W. 46, [223]
 Barron, D. 129, [223]
 Barron, F. 48 ff., 58 f. 73, 75, [223]
 Basler, R. P. 134, [223]
 Baumgart, R. 156, [223]
 Baumgarten, F. 33, [223]
 Beck, W. 28, [223]
 Behagel, O. 103, [223]
 Beharriell, F. J. 89 ff. [223]
 Behn, S. 14, 37, [223]
 Beittel, K. R. 63, [223]
- Bellak, L. 49, 59, 115, [223, 224]
 Benn, G. 69, 149, [224]
 Bense, M. 181, 218, [224]
 Berczeller, E. 79, [224]
 Beres, D. 35, [224]
 Bergler, E. 35, 102 f., 114, [224]
 Bernhard, R. K. 38, [224]
 Betti, E. 108, [224]
 Bienek, H. 66, [224]
Binding 85
 Binswanger, L. 14, [224]
 Blanck, K. 38, [224]
 Blankertz, H. 216, [224]
 Blatt, S. J. 59, [224]
Bleuler 217
 Blöcker, G. 28, [224]
 Bloom, B. S. 59, [224]
 Bodkin, M. 116, 124, 129, 133, [224]
 Böckmann, P. 199, [224]
 Boeschstein, H. 110, [224]
 Bonaparte, M. 110, 128 ff. [224]
Boswell 31
 Bottome, Ph. 50, [224]
Bowen 33
 Bräuer, G. 63, [224]
Brecht 151
 Brenner, Ch. 95, 101, [224]
 Britton, J. N. 80, [224]
 Broekmann, J. M. 71, [224]
 Brodgen, H. 74, [224]
 Bruner, J. S. 75 f., [224]
 Bullough, G. 89, [224]
 Bunge, M. 15, 21, 138, 200, [225]
 Burke, K. 124, [225]
Busch 54
 Butcher, H. J. 59, [225]
 Buytendijk, F. J. J. 14, [225]
- Campbell, C. M. 33, [225]
 Campbell, J. 132, [225]
 Campbell, P. N. 51, 75, 78, [225]
 Carnap, R. 140, 219, [242]
 Cassirer, E. 125, [225]
 Cattell, R. B. 54, 59, [225]
 Cerf, W. 126, [225]

- Chambers, J. A. 59, [225]
 Chase, R. 117, 124, 129, [225]
 Chassequet-Smiregel, J. 127, [225]
 Chisholm, A. R. 199, [225]
Chomsky, N. 179
 Christensen, P. R. 58
 Clancier, G. E. 128 [225]
 Clark, C. 59, [225]
Coleridge 64, 72, 133
 Craven, P. R. 43, [225]
 Cremerius, J. 40, ff. [225]
Croces 29
 Crockett, C. 108, [225]
 Cronbach, L. 33, [225]
 Cross, P. G. 59, [225]
 Cruickshank, J. 113, [225]
 Crutchfield, R. S. 59, 62, [225]
 Cysarz 157
- Daiches, D. 111, [225]
Dante 46
 D'Arcais, G. B. 193
 Das, J. P. 80 [225]
Da Vinci 41, 109, 122
 Decurtius, F. 40, [225, 226]
 Dehorn, W. 80, [226]
 Delacroix, H. 64, [226]
 Demetz, P. 39, [226]
Demodokos 45
 Deri, S. 115, [226]
 Dettmering, P. 114, [226]
 De Voto, B. 90 ff., [226]
 De Vries, L. P. 145, [226]
 Dexter, E. S. 66, [226]
 Diemer, A. 11, 99, [226]
 Dilthey, W. 12, 171, [226]
 Dingler, H. 16, [226]
Dostojewski 41, 109
 Downey, J. E. 63, 67, [226]
 Drevdahl, J. E. 59, [226]
 Dudek, S. Z. 48, [226]
Dujardin 91
 Dumitriu, P. 152, [226]
- East, E. M. 45 f., [226]
Ebbinghaus 78
Eckermann 31
 Edel, L. 28, 30 f., 35 f., 93, 112, [226]
 Edgar, I. I. 85, [226]
 Ehrenstein, W. 15, [226]
 Ehrenzweig, A. 62 f., 77, 119, [226]
Eichendorff 54
 Eichner 165
 Eisenmann, R. 77, [226]
 Eisenstein, S. A. 126, [226]
- Ekman 191*
 Eliade, M. 132, [226]
Eliot 90
 Ellis, H. 46, [226]
 Emrich, W. 148 ff., [226]
 Enachescu, C. 70, [226]
Engels 207
 Enke, W. 218, [233]
 Erlich, V. 180, [226]
 Ermatinger 105 [232]
 Essler, K. E. 21, 44, [226]
 Eysenk, H. S. 54, 80, [227]
- Fairbairn, W. R. A. 103, [227]
 Farrar, J. 92, [227]
 Federn, P. 113, [227]
 Fehrmann, C. 65, [227]
 Feigl, H. 16, [227]
 Feldmann, A. B. 129, [227]
 Fiedler, L. A. 117 f., 124, [227]
 Fillenbaum, S. 194, [227]
 Fine, B. D. 219
 Fischer, W. L. 181 f., [227]
 Fisichelli, V. R. 62, [227]
 Flach, B. 169 [227]
 Flach, W. 169 [227]
Fluess 122
 Foley, J. P. 71
 Foster, J. H. 80, [227]
 Foster, R. 165, [227]
 Fraiberg, L. 108, 114 f., 135, [227]
 Freud, S. 41, 100 f., 104, 109, 111, 129, [227]
Freud 47, 50, 84, 89 ff., 93 f., 100 ff., 105 f., 108, 111 f., 115, 122 ff., 129 f., 219
 Friedemann, K. 93, [227]
 Friedrich, H. 144, 148, 154, [227]
 Fromm, E. 129, [227]
 Frosch, J. 65, 124, [227]
 Frye, N. 125, 129, [227]
 Fucks, W. 177 ff., [227]
 Fügen, H. N. 151, 154, 170, 203 f., 212, 220, [228]
- Galerie Rothe 68, 71, [228]
 Gamble, K. R. 49, [228]
 Gamble, A. O. 76, [228]
 Garraty, J. 30 ff. [228]
 Gebser, J. 43, [228]
 Gerard, R. W. 74, [228]
 Getzels, J. W. 58, [228]
 Geyer, H. 85, [228]
 Ghiselin, B. 60, 66, 74 ff., [228]
 Glaser 208 [229]
 Glicksberg, Ch. J. 86, [228]
- Göbel, H. D. 203 f., [228]
 Görres, A. 109 ff., 115, [228]
 Goertzel, M. 46, [228]
 Goertzel, V. 46, [228]
Goethe 31, 38, 40, 52, 55, 85, 87, 93, 149, 217
 Golann, S. E. 49, [228]
 Gold 102, [228]
 Goldmann H., 133, [228]
 Goldstein, M. 124, [228]
 Goodman, P. 92, [228]
 Gordon, R. 117, [228]
Gottsched 45
 Grant, V. W. 41, [228]
 Graves, R. 132, [228]
 Gray, I. I. 48, [228]
 Griffin, W. J. 126, [228]
Grillparzer 131
 Grinstein, A. 129, [228]
 Groeben, N. 14, 17, 22, 34, 71, 75, 79, 144, 149, 150, 186, 194, 195, 216, [228, 229]
 Gruber, H. E. 59, [228]
 Gruhle, H. W. 32, [229]
 Grundlach, R. H. 78, [229]
 Grunebaum, 107 [242]
 Günther, M. 152, [229]
 Guilford, J. P. 57 f., 75, [229]
 Gunn, D. 79, [229]
 Gunzenhäuser, R. 178, 181 f., [229]
- Habermas, J. 16, 213, [229]
 Hahn, E. 213, [229]
 Hahn, P. 208, [229]
 Hammer, E. F. 110, 112, 115, [229]
 Harmon, L. R. 60, [229]
 Hartig, M. 185, [229]
 Hartl, R. 56, [229]
 Hartmann, N. 199
 Hartmann, H. 94 f., [229]
 Haskell, R. E. 219, [229]
 Hass, H. E. 159 f., 166, [229]
 Hauff, J. 175, 180 f., 183, 195 f., 205 ff., 209, 210 f., 213, [230]
Hauptmann 90
Hegel 52, 149
Heine 38
 Heiss, R. 127, [230]
 Heist, P. A. 59
 Heller, E. 122, [230]
 Heller, P. 97, [230]
 Hellpach, W. 38, [230]
 Henle, M. 75 f., [230]
 Hentig, H. v. 145, 149, [230]
 Herdan, G. 179, [230]
 Hermand, J. 107, 110, 113, 118, 123 ff., 136, 156 ff., [230]
- Herrmann, Th. 21, 37, 54, 56, 176, 196, 200 f., [230]
 Hesselhaus 199
 Hesse, H. 89 f., [230]
 Hill, J. C. 101, [230]
 Hirsch, E. D. 82, 162, 164 f., 170 ff., 194, [230]
 Hirth, G. 40, [230]
 Hitschmann, E. 31, 41 ff., [230]
 Hoche, A. E. 87, [230]
 Hochheimer, W. 93, [230]
Hölderlin 54
 Hörmann, H. 185, 188 ff., 221, [230]
Hofmannsthal 90
 Hoffer, A. 73 f., [230]
E. T. A. Hoffmann 54 f., 111, 122
 Hoffmann, F. 66 f, 91 f., 102, 105, 114, [230]
 Hoffmann, S. O. 95
 Hofstätter, P. R. 43, 189, [231]
 Hohenstein, L. 39, [231]
 Holland, N. N. 114, 119, 121 f., 129, 130, 137, 142, 197, [231]
Holmes 89
 Holt, R. R. 48
 Holthusen, H. E. 39, [231]
 Holzkamp, K. 15 f., 20 f., 44, 96, 98, 187, [231]
 Hoops, R. 90, 93, [231]
 Hopwood, V. G. 124, [231]
 Horvat, A. 41, [231]
Horwell 36
Hubbard 90
 Hummel, H. I. 216, [231]
Husserl 23
 Hutchinson, E. D. 74, [231]
 Huxley, A. 73, [231]
 Hyman, St. E. 116, 123, 133, [231]
- Ihwe, J. 176, 214, [231]
 Ingarden, R. 23, 141, 158 ff., 163 f., 171 f., 199, 220, [231]
 Iser, W. 150, 152 f., 159 f., 168, 220, [231]
 Jackson, P. W. 58, 75 ff., [231]
 Jäger, H. W. 157, [231]
 Jaensch, E. 53, 55, [231]
 Jakobovits, L. A. 192
H. James 64
 Jappe, G. 128, [232]
 Jaspers, K. 40, [232]
 Jauss, H. R. 135, 152, 207, 212, [232]
Jeffers 90
Jensen 93, 122

- Johnson, S. C. 193, [232]
 Jones, E. 109, 122, 129, [232]
 Jones, E. 82, [232]
 Jones, G. S. 95, [232]
 Jones, H. M. 43, [232]
 Jones, L. 91
Joyce 80
 Jung, C. G. 105 f., 129, [232]
Jung 84, 100, 108, 111, 115, 122,
 124 ff., 132, 219
 Just, K. G. 93 [232]
- Kafka* 90, 116
 Kagan, M. 44, 208, [232]
 Kaiser, G. 220, [232]
 Kallweit, H. 200, [232]
 Kanzer, M. 65, [232]
 Kaplan, M. 124, [232]
 Kastill, A. 23, [232]
 Kayser, W. 93, 164, 198, [232]
 Keil, W. 82, [232]
Keller 42, 54, 55
 Kellner, H. 49
 Kemmler, L. 58, [232]
 Kendall, P. M. 28, 36, [232]
 Kennedy, W. A. 59, [232]
 Kesting, M. 148 ff., 154, [233]
 Kettner, N. W. 58, [233]
 Kiell, N. 15, 129, [233]
 Kleinstück, J. 125, [233]
Kleist 54, 178
 Klingermann, Ch. 41, [233]
 Kluckhohn, C. 33, [233]
 Knauer, K. 178, [233]
 Koestler, A. 67, [233]
 Kofler, L. 174, [233]
 Kohler, F. 15, [233]
 Kolbe, J. v. 156 f., 176, 200 f., 207,
 [233]
 Kraemer, R. 33, [233]
Kräpelin 217
 Kraft, V. 16, [233]
 Krauss, W. 174, [233]
 Kretschmer, E. 53 ff., [233]
 Kreuzer, M. 178, 181 f., [233]
 Krippendorf, I. 39, [233]
 Kries, I. V. 217, [233]
 Kris, E. 48, 102, 104, [233]
 Kroh, E. 55, [233]
Krolow 186
 Kubie, L. S. 48, [233]
Kubin 47
 Kuhlemeyer, G. 93, [233]
 Kunisch, H. 149 f., [233]
 Kurt 45
 Kurz, U. 185
- Lakatos, I. 16, [233]
 Lämmert, E. 61, 176, 207, [233]
 Landmann, M. 150, [233]
 Lange-Eichbaum, W. 45 ff., 61, [233,
 234]
 Langer, S. 125, [234]
 Laplanche, J. 107, 219, [234]
Lawrence 90
 Lee, H. B. 101, 104, [234]
 Lehner, F. 90 [234]
 Leibfried, E. 12, 107, 112, 116,
 159 ff., 165, 172, 212, 219, [234]
 Leinweber, B. 55, [234]
 Lektorski, W. A. 211 f., [234]
Lenz 40
 Leopold, K. B. 80, [234]
 Lepenies, W. 200
 Lersch, Ph. 43, [231]
 Lesser, S. 120 f., 129, 131, 137, 142,
 197, [234]
 Levelt, W. J. M. 193, [232]
 Levin, H. 200, [234]
Levi Strauss 180
 Levitas, G. B. 15, [234]
 Levy, J. 182, [234]
 Lewis, C. S. 135, [234]
 Lindner 112
 Lippert, E. 78, [234]
 Loewenfeld, L. 46, [234]
 Lombroso, C. 40, 45, [234]
 Lorand 130, [242]
 Lorenzer, A. 95, 98, [234]
 Lowes, J. L. 64 [234]
 Lowrie, A. 131, [234]
 Lucas, F. L. 82, [234]
Ludwig 55
 Lukacs, G. 207, 220, [234]
- Mackinnon, D. W. 51, 61, [234]
 Mackler, B. 74, [234]
 Maier, N. R. F. 68, [234]
Mallarmè 150, 152
 Mann, Th. 87, 89 f., [234, 235]
 Marcuse, L. 38, 78, [235]
 Maren-Grisebach, M. 11, 29, 207,
 210, [235]
 Margis, P. 41, [235]
Maria Stuart 33
 Maritain, J. 64, [235]
 Marquard, O. 135, [235]
Marx 207
 Marx, M. H. 21, [235]
 Maslow, A. H. 49, 60, [235]
 Maxwell, G. 16, [227]
 May, E. 16, [235]
 McCarthy, H. F. 64, [235]
- McCorquodale, K. 21, [235]
 McCurdy, H. G. 34, [235]
 McGeoch 78
 McGuire, C. 50, [235]
 McKellar, P. 48, 72, [235]
 McPherson, J. H. 76, [235]
 Mecklenburg, N. 164, 213, [235]
 Mednick, S. A. 75
 Meehl, P. E. 21
 Meissner, W. W. 101, [235]
 Meixner, J. A. 30, [235]
 Meng, H. 113
 Messik, S. 75 ff.
Meyer, C. F. 54, 122
Michelangelo 111, 122
H. Miller 90
 Miller, G. A. 191 ff., [235]
 Miller, J. E. 125, [235]
 Mitscherlich, A. 127
 Möbius, P. 40, 87, [235]
 Möller, A. 87 f., [235]
 Moger, R. E. 73, [235]
 Mooney, R. 48, 50, 58 f., [235]
 Moore, A. D. 62, 65, [235]
 Moore, B. E. 219, [236]
Moore 217
 Morris, R. 104, [236]
 Morris, Ch. W. 219, [236]
 Morrison, C. C. 123 f., [236]
 Mosier, R. D. 127, [236]
 Mosse, E. D. 65, [236]
 Müller, G. 160, 220, [236]
 Müller-Freienfels, R. 10, 57, [236]
 Müller-Schwefe, G. 212 f., [236]
 Mukarovsky 152
 Muschg, W. 57, 108, 115, 118, 122,
 130, [236]
 Musgrave, A. 16
- Nagel, E. 21, 94, [236, 242]
 Navratil, L. 68 ff., [236]
 Neufeld, J. 41, [236]
 Neumann, T. 213, [236]
 Newman, R. 107, [236]
 Niederland, W. 122, [236]
 Niepold, W. 185, [236]
 Nietzsche, F. 46, 52, [236]
 Notcutt, B. 89, [236]
Novalis 54
 Noy, P. 102, 135, [236]
- Oberndorf, C. P. 89 f., [236]
 Obler, P. C. 110, 117, 119, [236]
 Oevermann, U. 185, [236]
 Ojemann 50
- Oldenbürger, H. 193, [236]
O'Neill 90
 Opp, K. D. 204, 216, [236]
 Oppel, H. 29 f., 37, 43, [236]
 Osgood, C. E. 184, 188 ff.
 Osmond, H. 73 f.
Ostwald 52
 Otte, M. 213
- Parnes, S. J. 62, [237]
 Pascal, R. 32, [237]
 Paul, L. 179 ff., [237]
 Paulsen, W. 99, 102 ff., 165, [237]
 Pauncz, A. 131, [237]
 Pehlke, M. 156 f., 201, [237]
 Peirce, Ch. S. 219
 Perrez, M. 95
 Pfahler, G. 54
 Philipson, M. 105 f., 129, [237]
 Phillips, W. 116 f., 133, [237]
 Pine, F. 48, 79, [237]
 Piontkowski, U. 186, [237]
 Plaut, P. 45, [237]
Poe 110, 129 f.
 Pokorny, R. 37, 126, 217, [237]
 Pollmann, C. 148, 150, 156, 158,
 162, 165, 170, 180, 184, 198 ff.,
 [237]
 Pongs, H. 122, [237]
 Pontaliss, J. B. 107, 219
 Popper, K. R. 16, 20, 167, [237]
 Portnoy, J. 64, [237]
 Prinzhorn, H. 68, [237]
 Proal, L. 39, [237]
 Pronko, N. H. 81
Proust 80
- Raddatz, F. J. 207 f., [237]
 Radnitzky, G. 212, [237]
 Raglan, L. 132, [237]
 Ramsay, A. W. 110, [237]
 Rank, O. 97, 104, 122, 122, 129 ff.,
 [237]
 Rantavaara, I. 175, [237]
 Rapaport, D. 94 ff., [237]
 Rapoport, A. 194, [227]
 Razik, T. 48, 50, 58 f.
 Read, H. 102, [237]
 Reh, A. M. 103, [237]
 Reichenbach, H. 21, [237]
 Reicke, I. 64, [237]
 Reninger, H. W. 68
 Rennert, H. 68 f., 71 f., [238]
Reuter 54
Richardson 90
Rickert 34

- Ricoeur, P. 95, 102, [238]
 Rieder, H. 87, [238]
 Rieger, B. 143, 175, [238]
 Rieser, M. 48, 64, [238]
Rilke 39
Rimbaud 71
 Roback, A. A. 9, [238]
 Robbe-Grillet, A. 94, 150, [238]
 Rogers, R. 131, [238]
 Roheim, G. 102 f., 114, 119, [238]
 Rohracher, H. 54, [238]
 Romain, I. 28, 33, [238]
 Rorschach, H. 54, [238]
 Rose, E. R. 66, [238]
 Rose, W. 104, 110, 117, [238]
 Rosen, I. C. 62, [238]
 Rosen, V. H. 127, [238]
 Rosenköther, C. 95
 Roth, H. 185, [236]
Rousseau 39 f., 219
 Rowley, B. A. 108, 113 f., 119
- Sachs, H. 97, 104, 122, 129
 Sack, L. 90, [238]
 Sadger, I. 41, [238]
Sartre 88, 150
De Saussure 180
 Savage, Ch. 73
Scheffel 55
 Schäffers, B. 213, [236]
 Schifferli, P. 71, [238]
 Schiller, F. 52, 54, 130, [238]
 Schiwy, G. 180, [238]
 Schlumberger, I. 38, [238]
 Schmid, H. 159 f., 163, [238]
 Schmidt, F. 169, [238]
 Schmidt, H. D. 15, [238]
 Schmidt, S. J. 145, 149, [238]
 Schneider, D. 102, 127, [238]
Schneider, K. 217
Schmitzler 90
 Schraml, W. J. 111, 115, [238]
 Schücking, L. L. 212 f., [238]
 Schulmann, D. 59, [238]
 Secord, P. 82, 92, [238]
 Seeger, F. 75, 216
 Segal, H. 102, [239]
 Seidenstücker, G. 184, [239]
 Seidler, I. 171, 199, [239]
 Seiffert, H. 21, 208, [239]
 Sengle, F. 37 f., [239]
 Sewell, E. 125, [239]
Shakespeare 45
Shakespeare 85 f., 122, 131
 Shapiro, K. 64, 66, [222]
 Sheldon, W. H. 53 f., [239]
- Sherman, L. A. 179, [239]
 Shontz, F. C. 74
 Shumaker, W. 31, [239]
 Siddigi, J. 81, [239]
 Sievers, W. D. 90, [239]
 Simenauer, E. 102, [239]
 Simpson, R. R. 86, [239]
 Sinemus, V. 179, [223]
 Singer, H. 157, [239]
 Sixtl, F. 191, [239]
 Scriven, M. 16, [227]
 Slochower, H. 126 f., [239]
 Smith, A. H. 59
 Smith, R. M. 61, [239]
 Smith, W. R. 66, 74, 76
Sophokles 130
 Spence, K. W. 21, [239]
Spengler 52
 Spiegel, L. 91, [239]
Spitteler 122
 Spoerri, Th. 70, [239]
 Spranger, E. 12, 52, [239]
 Sprecher, T. B. 74, [224]
 Stadler, M. 75, 216, [239]
 Stafford, I. 91, [239]
 Staiger, E. 57, 166, 198
 Stapf, K. H. 21
 Stauffer, D. A. 64, 66, [122]
 Stegmüller, W. 16, 21, [239]
 Stein, M. I. 59, [239]
 Steinberg, D. D. 192, [239]
 Stekel, W. 122, 130, [239]
 Stern, E. 87, [239]
 Stevenson, W. 106, [239]
Stifter 38 f., 54
 Stone, A. A. 40, [239]
 Stone, S. S. 40, [239]
 Storch, A. 42, [240]
 Strelka, J. E. 114, 117, [241]
Strindberg 40, 42
 Suppes, P. 21, [240]
 Szekely, L. 65, [240]
 Szondi, P. 165 f., [240]
- Tart, C. F. 72, [240]
 Taylor, C. W. 66, 74, 76, [240]
 Taylor, J. A. 60, [240]
 Taylor, J. B. 40, [240]
 Taylor, G. D. 89, [240]
 Taylor, W. L. 186, [240]
 Terell, G. 59
 Thayer, L. O. 81, [240]
 Thomae, H. 28, 36, [240]
 Thorpe, J. S. 59
Tieck 55
 Tober, K. 156, [240]
- Topitsch, E. 38, 43, [240]
 Torrance, E. P. 62, [240]
Trakl 133
 Trilling, L. L. 89 f., 102, 112, 114, [240]
- Ulich, E. 55, [240]
 Ulmann, G. 47, 50 f., 57, 58 ff., 66, 74 f., [240]
- Valentine, C. W. 171, [240]
 Vergote, A. 131, [240]
 Verldman, D. 59, [225]
 Vernon, Ph. E. 62, [240]
 Vickery, I. B. 125, [240]
- Wagner, L. E. 72, [240]
 Wallach, M. A. 75
 Walzel, O. 82, 198, [240]
 Ward, A. 113, [241]
 Warren, A. 28 ff., 45, 67, 82, 199
 Warren, J. R. 59, [241]
 Weichbrod, R. 40, [241]
 Weichmann, R. 125, [241]
 Weinberg, K. 112, 116, [241]
 Weinreich, U. 189, [241]
 Weinrich, H. 152, 153, 166, [241]
Weiss 151
 Weitbrecht, H. J. 218, [241]
 Welch, L. 62, [241]
 Wellek, A. 12, 52 ff., [241]
 Wellek, R. 11, 21, 28 ff., 45, 67, 82, 123 ff., 152, 199, 219, [241]
 Wells, H. W. 38, 217, [241]
 Welsh, G. S. 62, [241]
- Wendlinger, R. M. 30, [241]
Werfel 90
 Werner, H. 55, [241]
 Wertheimer, M. 59
 Westmeyer, H. 203, [241]
 Wheelwright, Ph. 114, 117, [241]
 White, R. K. 58, [241]
 Whitely, P. L. 78, [241]
Whitman 38
 Wiebe, G. D. 74, [241]
 Wienold, G. 162, 201 f., [241]
 Wild, C. 49, [241]
Wilde 42
Williams, T. 90
 Wilpert, G. v. 9, [241]
 Wimsatt, W. K. 81, [241]
 Windelband 202
 Winogradow, J. J. 208, [241]
 Withim, Ph. 97, [242]
 Wittels, F. 130, [242]
 Wittich, D. 209, 212, [242]
 Wohlgenannt, R. 16 f., 20, [242]
 Wolf, E. 71, [242]
Woolf 90
Wundt 13
 Wyatt, F. 91, 99, 102, 104, [242]
 Wyss, D. 101, 106, 127, 219, [242]
- Yule, G. 179, [242]
- Zambrano, M. 106, [242]
 Zeman, H. 38, [242]
 Zipf, G. K. 179, [242]
 Zmegac, V. 152, 156, 160, [242]
Zola 54
Zweig 33, 90

Zu diesem Band

Dieses Werk bietet erstmals einen umfassenden systematischen Überblick der Literaturpsychologie.

Der erste Teil (Psychologie der literarischen Kommunikation) gibt einen Überblick über klassische und moderne literaturpsychologische Fragestellungen mit ihren wichtigsten Ergebnissen von: Biographie und Psychologie, Pathographien, psychoanalytische Biographien über: Genie-Irrsinn-These, Literaten und Neurose, psychologische Typologien und Literatur, kreative Persönlichkeitsstrukturen und Prozeßmerkmale, Sprache und Schizophrenie, drogenbeeinflusste Produktion bis hin zur: Kommunikation Autor — Leser.

Der zweite Teil bietet die erste umfassende und methodisch exakte Darstellung der psychologischen (d. s. mythologische und psychoanalytische) Interpretationsmethoden von Literatur in deutscher Sprache. Hier sind die angloamerikanischen Entwicklungen der Literaturkritik zusammenfassend berücksichtigt, so daß eine kritische Bestimmung der Möglichkeiten, aber auch Grenzen psychologischer Werkinterpretation erreicht wird.

Von den Grenzen der hermeneutischen Interpretation ausgehend, stellt der dritte Teil eine empirische Grundlegung der Literaturwissenschaft vor.

Norbert Groeben (geboren 1944) studierte Germanistik, Psychologie, Soziologie, Theologie und Philosophie an den Universitäten Mainz, Wien und Münster; Magister in Deutscher Philologie, Diplom in Psychologie, Dr. phil.; Forschung und Lehre auf den Gebieten Psychologische Methodenlehre, literarische Ästhetik und Sprachpsychologie, Pädagogische Psychologie. Seit 1968 Assistent am Psychologischen Institut der Universität Münster.

Sprache und Literatur